

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

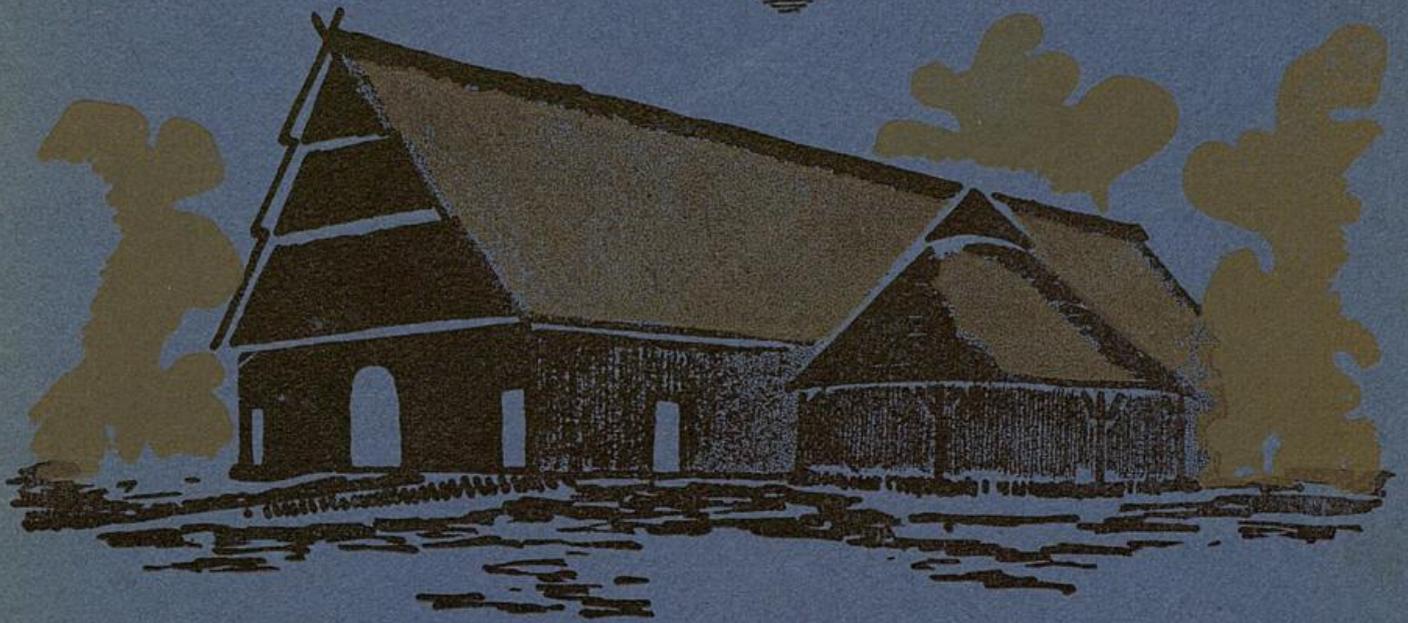
Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 9. 1960

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1960



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

**ZS
782**



75 782
LANDESBIBLIOTHEK
OLDENBURG
33 311

LB Oldenburg <45>
105 251 67




Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1960

Herausgegeben

im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger
Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem
Vorstand des Heimatbundes

von

Dr. Heinrich Ottenjann

bearbeitet von Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)



Die Umschlagzeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Den größeren Teil der Fotos für die diesjährigen Monatsbilder stellte wiederum das Museumsdorf Cloppenburg aus seinem Bilderwerk-Münsterland (Rud. Engels / Herbert Eggert, Cloppenburg) zur Verfügung. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender - Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellenangabe gestattet.

* 2 *



Zum Geleit

Mit dem Wachsen des Museumsdorfes wuchs auch die Arbeit von Jahr zu Jahr. Infolgedessen sah sich der Leiter des Museumsdorfes gezwungen, da es von anderer Seite nicht geschah, sich immer mehr selbst zu entlasten. Er trat nach und nach von allen Posten, die er bis dahin verwaltet, von allen Vereinen, die er geleitet, freiwillig zurück. Nur eins behielt er neben dem Museumsdorf, dem stets sein Hauptaugenmerk galt, und dessen Leitung er unter keinen Umständen aus den Händen geben zu dürfen glaubte, dennoch bei: Den Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland, der auf seine eigene Anregung hin 1952 zum ersten Mal erschien.

Schließlich aber glaubte er, auch die Arbeit, die der Heimatkalender mit sich brachte, nicht mehr schaffen zu können und dachte daran, als Herausgeber des Heimatkalenders zurückzutreten. So bat er 1958 den Vorstand des Heimatbundes, ein anderes Vorstandsmitglied mit der Herausgabe des Kalenders zu beauftragen. Aber der Unterzeichnete wurde von allen Seiten dringend gebeten, die Redaktion beizubehalten. Er gab noch einmal nach.

Im Jahre 1959 aber wuchs die Arbeit im Museumsdorf, zumal der im Krieg zerstörte Quatmannshof neu errichtet werden sollte, derart, daß es dem Unterzeichneten schier unmöglich erschien, noch länger als Herausgeber des Kalenders zu fungieren. Wieder bestürmte man ihn, dem von ihm selbst im Einvernehmen mit dem Vorstand des Heimatbundes ins Leben gerufenen Kalender die Treue zu bewahren und vorerst wenigstens noch als Herausgeber des Kalenders zu zeichnen. Man versprach, ihm bei der Kalenderarbeit zu helfen.

Es waren die Herren Hauptschriftleiter Hermann Thole, Vechta, und Schriftsteller Alwin Schomaker, Langenteilen / Damme, die sich bereit erklärten, die Schriftleitung des Kalenders zu übernehmen und den Herausgeber dadurch zu entlasten. Beide brachten die beste Qualifikation hierfür mit. Unter diesen Umständen erklärte sich der Unterzeichnete schließlich bereit, den Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland weiterhin herauszugeben. Obwohl für den Herausgeber noch Arbeit in Fülle blieb, wurde er doch stark entlastet. Darum möchte er seinen beiden Mitarbeitern, die es in erster Linie ermöglichten, daß der Heimatkalender auch 1960 wieder erscheinen konnte, herzlichst danken.

Mögen alle Heimatfreunde, alle Freunde des Heimatkalenders im besonderen, nun aber auch erkennen, daß der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland über alle Zeiten und Schwierigkeiten hinweg durchgehalten werden muß. Mögen sie Anlaß nehmen, ernstlich darüber nachzudenken, was sie selbst dazu beitragen können, dieses Heimatorgan, um das das Münsterland von vielen Seiten beneidet wird, hochzuhalten. Welcher Heimatfreund würde es nicht bedauern, wenn er von seinem Heimatkalender, der bereits im neunten Jahre erscheint, eines Tages Abschied nehmen müßte. Besonders aber würde und müßte das bedauert werden von allen Münsterländern, die außerhalb des Landes, vielleicht sogar in weiter Ferne, ihr Domizil aufgeschlagen haben, und für die der Heimatkalender alljährlich einen willkommenen Gruß aus der Heimat bedeutete und noch immer bedeutet.

Möge der Heimatkalender, dessen Eigenart trotz der veränderten Zeitumstände auch in Zukunft unter allen Umständen gewahrt bleiben soll, den alten Freunden wiederum viel Freude bereiten! Möge er aber auch zu den alten Freunden viele neue Freunde hinzugewinnen!

Dr. Ottenjann, Museumsdirektor



Wien Kalenner

*Mien Fründ, du hest so'n goude Aort,
Mi sinnig un verswägen,
In Sellskup mit dat stille Wort
Dör miene Welt tou drägen!*

*Du wullt so sälig und so bang
Mi frisk an't Harte packen.
Ick gao mit di de Straoten lang,
Un luster up dien Snacken.*

*Du bringst mi swore söite Dracht,
Maokst stark mi Kopp und Wäten,
Un vör de Fensters hank de Nacht . . .
Ick heif mi süwst vergäten.*

Hans Varnhorst



VORWORT DES BEARBEITERS

ZUM WECHSEL DER SCHRIFTFÜHRUNG

Auf Empfehlung von Dr. Ottenjann übertrug der Vorstand des Heimatbundes mir die ehrenvolle Aufgabe, fortan den Heimatkalender zu bearbeiten. Ich darf darin einen persönlichen Vertrauensbeweis und die sachliche Anerkennung meiner langen publizistischen Tätigkeit im Dienste der Heimat sehen. Chefredakteur Hermann Thole-Vechta, der mitbeauftragt war, überließ mir die Verantwortung, stellte aber in ausgezeichnete Kameradschaft seinen Rat und seine Erfahrung bereit.

Dieser Kalender schließt seit Erscheinen einen Stromkreis heimatverbundener Menschen. Mit sorgsamer Hand hat Dr. Ottenjann ihn zu einem bedeutenden Organ des Oldenburger Münsterlandes und zu dessen Spiegel entwickelt. Hier wurde immer die Instanz des Herzens angerufen, obwohl die sachlichen Bezirke von Forschung, Wissen und Lehre durchaus zu ihrem Recht kamen. Das hat ihm von Anfang an die große Zahl wertvoller Mitarbeiter und überall im Lande zahlreiche Freunde zugebracht.

Es ist mir Herzensbedürfnis, die bewährte Linie getreulich weiterzuführen. Der eingeschlagene Weg wird vorbildliche Verpflichtung sein. Ich weiß, welche Verantwortung mich erwartet. Auch mein Bestreben zielt dahin, eine möglichst reiche Stimmenzahl im Orchester des Liedes um die Heimat zu vereinen und frei zu Gehör zu bringen. So bitte ich alle bisherigen und künftigen Mitarbeiter um herzliches Vertrauen.

Es ist vom Heimatkalender gesagt worden, daß er um seine Traditionssicherheit zu beneiden sei, zumal sonst das Gefühl für Tradition fast überall dem Materialismus unserer Tage einen fragwürdigen Tribut zolle. Tatsächlich kennt das offizielle Vokabular der Gegenwart kaum noch das Wort: Tradition. Was gilt auch heutzutage noch das veraltete Herzweh von Heimatfreunden oder die frei und schön wirkende Liebe zur Heimat mit dem hohen Bewußtsein ihres geschichtlichen und moralischen Wertes?

Heimatliebe scheint mir eine Antwort der Seele auf den Ruf der Treue. Sie ist als psychologische Kraft eine kostbare Lebenspotenz, deren Bedeutung und Größe für die Zukunft gar nicht überschätzt werden können. Man sollte aber der Liebe zur Heimat und zum angestammten Volkstum nicht — wie es heute vielfach geschieht — den Glanz und die Schönheit nehmen, die ihr von Natur aus eigen sind. Gerade der Jugend muß man wieder das Ideal geben, alles heimatgebundene Schöne und Gute zu lieben, zu fördern und zu pflegen.

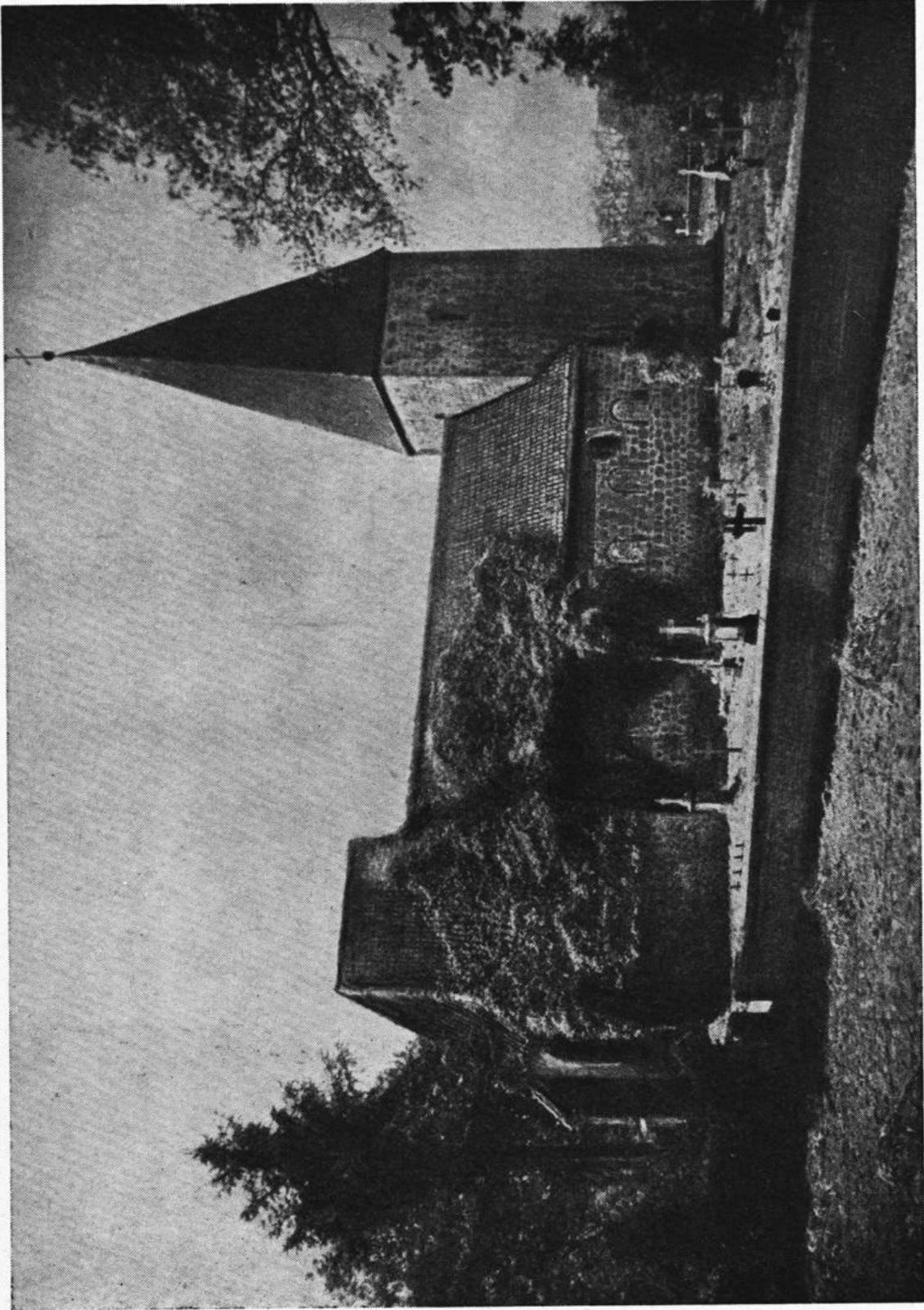
Dieser Kalender möchte immer mithelfen, das natürliche Heimatgefühl unserer Menschen auf seiner aktiven Höhe zu erhalten. So übergebe ich der Öffentlichkeit den diesjährigen Heimatkalender mit dem Wunsche und der Bitte, daß ihm, wie bisher, ein freundliches Willkommen beschieden sei.

Alwin Schomaker-Langenteilen

JANUAR

1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1. Fr.	Neujahr	
	Beschneidung des Herrn	
2. Sa.	Stephanie, Adelhard	
2. Woche	Ev.: Flucht nach Ägypten Matth. 2, 19—23	
3. So.	Namen Jesu Fest	
	Genovefa	
4. Mo.	Titus, Angela v. Fol.	
5. Di.	Eduard, Telephorus	
6. Mi.	Fest der Hl. 3 Könige)	
7. Do.	Reinhold, Widukind	
8. Fr.	Severin, Erhard	
9. Sa.	Julian, Sigbert	
3. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52	
10. So.	1. So. nach Erscheinung	
	Fest der hl. Familie	
11. Mo.	Alwin, Bavo, Werner	
12. Di.	Ernst, Erna	
13. Mi.	Jutta, Veronika, Gottfried	
14. Do.	Hilarius, Felix	☉
15. Fr.	Paulus der Einsiedler Maurus	
16. Sa.	Marcellus, Otto	
4. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11	
17. So.	2. So. nach Erscheinung	
	Antonius, Abt	
18. Mo.	Petri Stuhlfeier zu Rom Priska	
19. Di.	Kanut, Ida, Martha	
20. Mi.	Fabian und Sebastian	
21. Do.	Agnes, Meinrad)
22. Fr.	Vinzenz und Anastasius	
23. Sa.	Raymund, Emerentia	
5. Woche	Ev.: Der Hauptmann von Karpharnaum, Matth. 8, 1—13	
24. So.	3. So. nach Erscheinung	
	Timotheus, Bertram	
25. Mo.	Pauli Bekehrung	
26. Di.	Polykarp	
27. Mi.	Johannes Chrysostomus	
28. Do.	Petrus Nolascus	☉
29. Fr.	Franz von Sales	
30. Sa.	Martina, Adelgunde	
6. Woche	Ev.: Der Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23—27	
31. So.	4. So. nach Erscheinung	
	Johannes Bosco	
		1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
		4. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
		4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.
		5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
		5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum, Vechta.
		5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
		7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühen zwei Höfe in Essen.
		13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
		19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-domherr.
		19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
		21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Amboten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
		22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.





Bilderwerk Münsterland

Kirche in Altenoythe

FEBRUAR

- 1. Mo. Ignatz v. A.
Brigitta, Siegbert
- 2. Di. Mariä Lichtmeß, Helmut
- 3. Mi. Blasius, Ansgar, Oskar
- 4. Do. Andreas Corsini, Gilb. ☾
- 5. Fr. Agatha, Adelheid
- 6. Sa. Titus, Dorothea, Otilde

7. Woche Ev.: Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13, 24—30

- 7. So. 5. So. nach Erscheinung**
Rich., Romuald, Theodor
- 8. Mo. Johannes von Matha
- 9. Di. Cyrillus, Apollonia
- 10. Mi. Scholastika, Wilhelm
- 11. Do. Severin, Adolf ☼
- 12. Fr. 7 Stifter d. Servitenordens
- 13. Sa. 26 Märkt. v. Jap., Siegfried

8. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16

- 14. So. Septuagesima**
Valentin, Bruno
- 15. Mo. Faustinus und Jovita
- 16. Di. Juliana
- 17. Mi. Engelbert, Donatus
- 18. Do. Simeon, Florian
- 19. Fr. Konrad, Susanna
- 20. Sa. Eleutherius, Eucharius ☾

9. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—15

- 21. So. Sexagesima**
Eleonore
- 22. Mo. Petri Stuhlfeier in Ant.
- 23. Di. Robert, Petrus Damiani
- 24. Mi. Matthias, Edelbert
- 25. Do. Walburga
- 26. Fr. Mechtild ☼
- 27. Sa. Alexander, Veronika

10. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens
Luk. 18, 31—43

- 28. So. Quinquagesima**
Oswald, Justus
- 29. Mo. Romanus

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ok.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

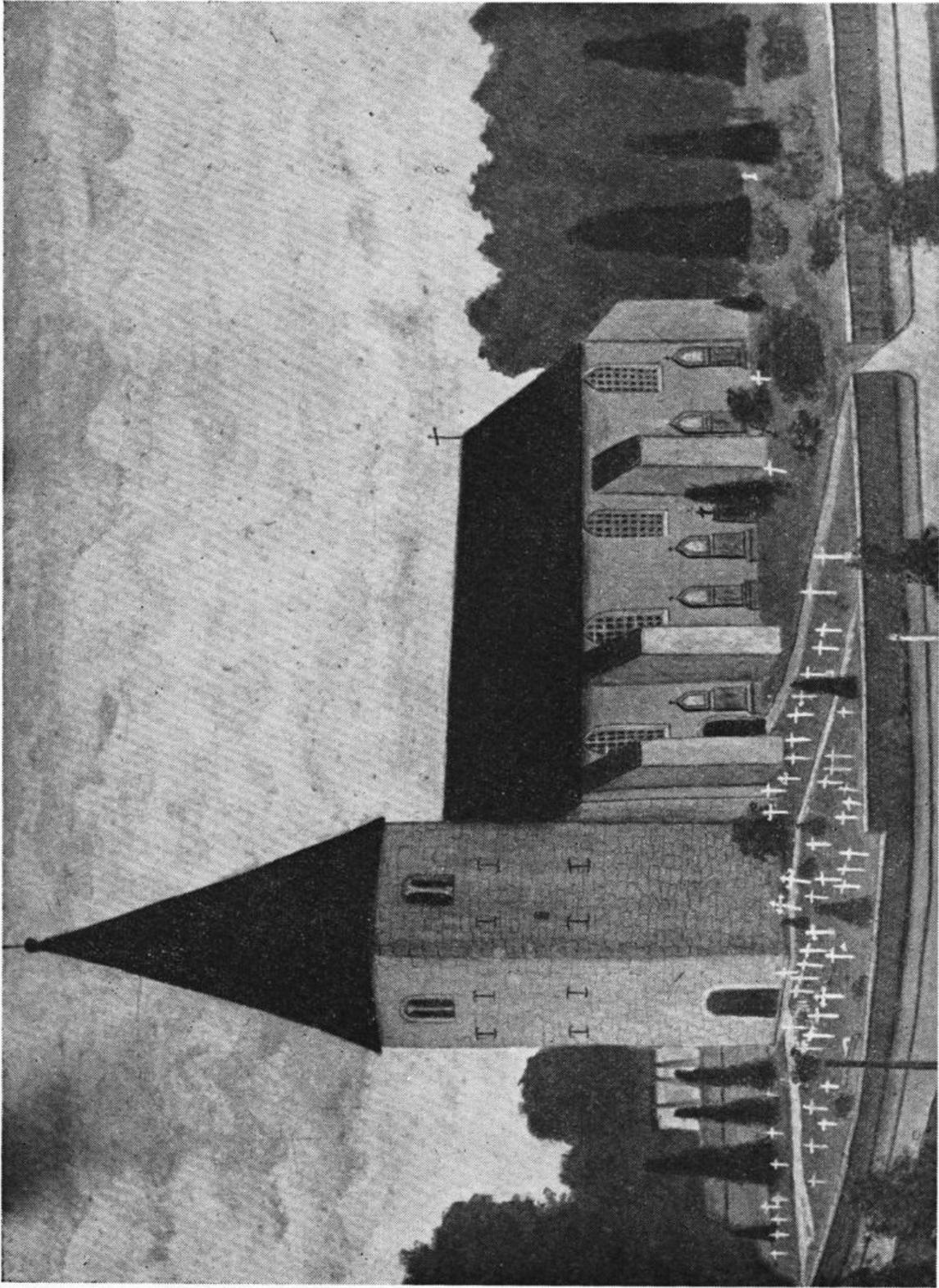
20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam - Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.



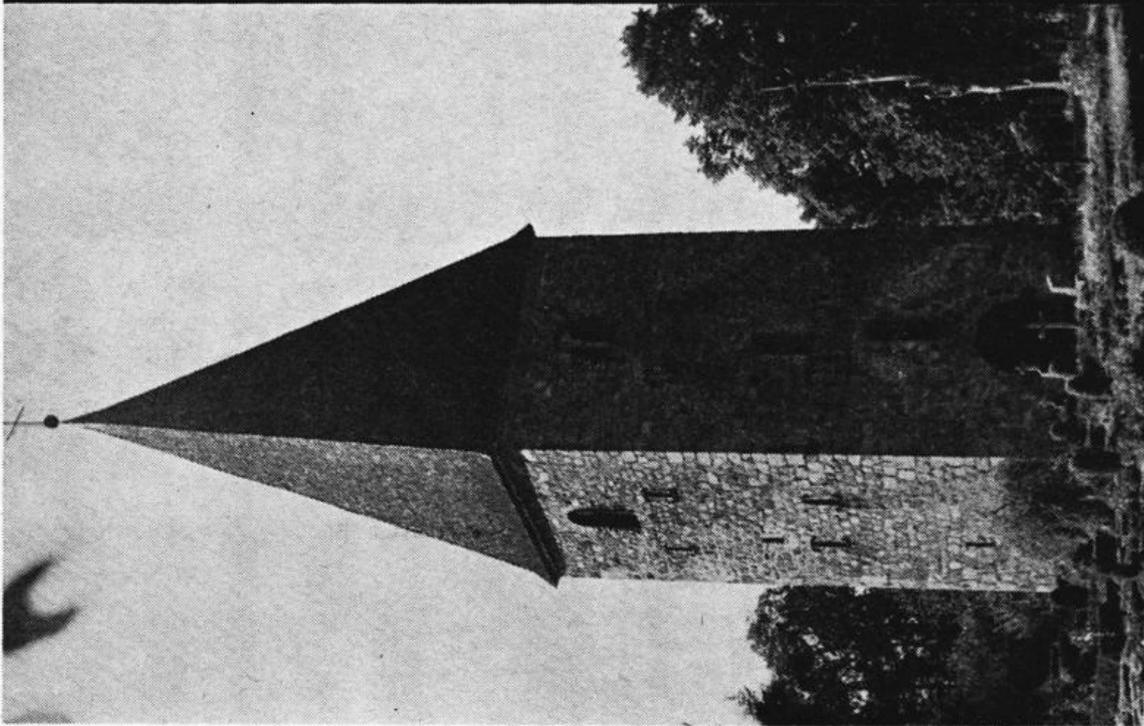
Die alte Kirche von Langförden (nach einem Aquarell von Lambr. Beckmann)

Bilderwerk Münsterland

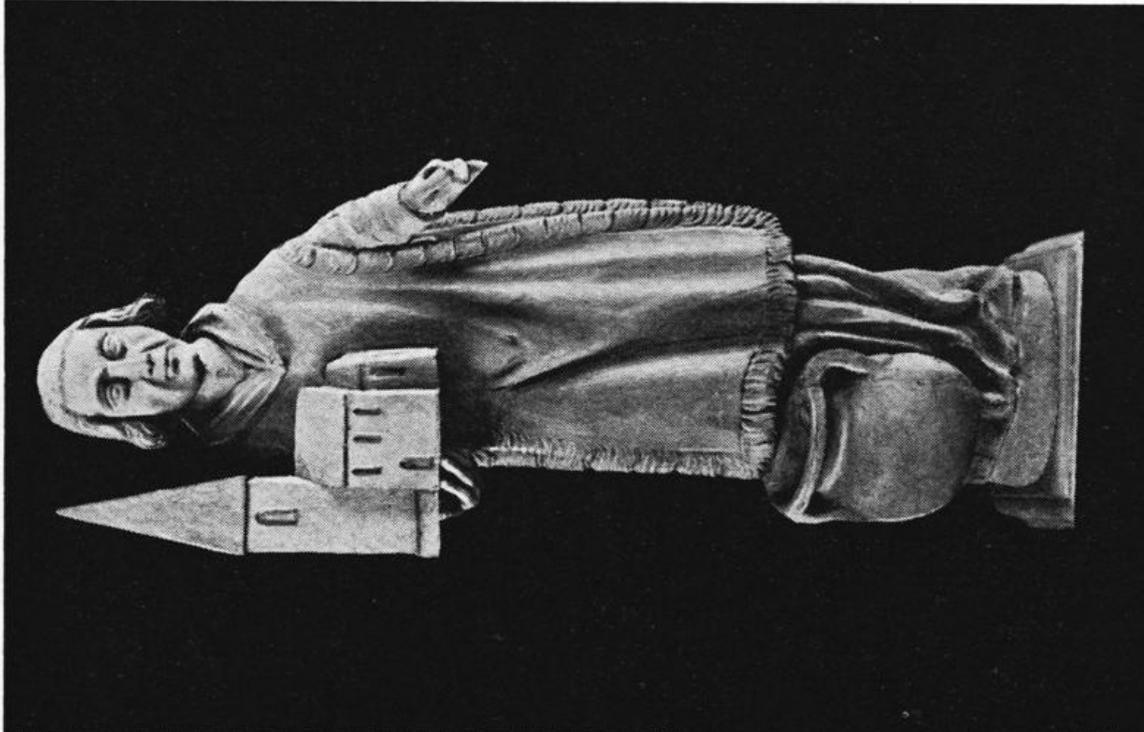
MÄRZ

1.	Di.	Albinus, Suitbert	
2.	Mi.	Aschermittwoch, Luise	
3.	Do.	Kunigunde	
4.	Fr.	Kasimir	
5.	Sa.	Friedrich, Theophil	☾
11. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi Matth. 4, 1—11	
6.	So.	1. Fastensonntag Invocabit, Perpetua, Felicitas	
7.	Mo.	Thomas von Aquin, Volker	
8.	Di.	Johannes von Gott, Beate	
9.	Mi.	Franziska von Rom, Quat.	
10.	Do.	40 Märtyr., Gustav, Emil	
11.	Fr.	Rosemarie, Wolfram, Quat.	
12.	Sa.	Gregor der Große, Quat.	
12. Woche		Ev.: Verklärung Christi Matth. 17, 1—9	
13.	So.	2. Fastensonntag (Reminiscere) ☾	
		Erich, Euphrosina	
14.	Mo.	Mathilde, Alfred, Meta	
15.	Di.	Klemens M. Hofbauer	
16.	Mi.	Heribert, Rüdiger	
17.	Do.	Gertrud, Patricius	
18.	Fr.	Cyrill v. Jerusalem, Eduard	
19.	Sa.	Joseph	
13. Woche		Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11, 14—28	
20.	So.	3. Fastensonntag, Oculi ☾	
		Irmgard, Wolfram Benedikt, Emilie	
21.	Mo.	Frühlingsanfang	
22.	Di.	Nikolaus v. Flüe, Konrad	
23.	Mi.	Otto, Eberhard	
24.	Do.	Gabriel, Erzengel	
25.	Fr.	Mariä Verkündigung	
26.	Sa.	Ludger, Felix	☉
14. Woche		Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1—15	
27.	So.	4. Fastensonntag, Laetare	
		Joh. v. Damaskus, Rupert	
28.	Mo.	Johannes von Kapistran Sieben Schmerzen Mariä	
29.	Di.	Ludolf, Bertold	
30.	Mi.	Roswitha, Quirin	
31.	Do.	Guido, Cornelia	
5.	1922	Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.	
6.	1911	† Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.	
6.	1938	† Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.	
7.	1852	† Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.	
7.	1952	† Josef Krapp - Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.	
16.	1823	† Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.	
16.	1844	† Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.	
17.	1951	† Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.	
20.	1869	† Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.	
22.	1625	† Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.	
22.	1946	† Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.	
30.	1956	† Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.	
31.	1812	† J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.	





Turm der ehemaligen Langfördener Kirche



St. Vitus mit der alten Visbeker Kirche

Bilderwerk Münsterland

APRIL

1.	Fr.	Hugo	
2.	Sa.	Franz v. Paula	
<hr/>			
15. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59	
<hr/>			
3.	So.	Passionssonntag , Judica Richard, Konrad	
4.	Mo.	Isidor	☾
5.	Di.	Vincenz, Ferrerius	
6.	Mi.	Notker, Isolde	
7.	Do.	Hermann Joseph, Christian	
8.	Fr.	Walter, Albert	
9.	Sa.	Waltraud, Kleopha	
<hr/>			
16. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9	
<hr/>			
10.	So.	Palmsonntag , Palmarum Mechthild	
11.	Mo.	Leo der Große	☉
12.	Di.	Julius, Konstantin	
13.	Mi.	Hermenegild, Ida	
14.	Do.	Gründonnerstag Justinus, Lambert	
15.	Fr.	Karfreitag Veronika, Anastasia	
16.	Sa.	Karsamstag Benedikt, Bernadette	
<hr/>			
17. Woche		Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7	
<hr/>			
17.	So.	Ostersonntag Robert, Rudolf	
18.	Mo.	Ostermontag Apollonius	☾
19.	Di.	Werner, Emma, Kuno	
20.	Mi.	Hildegard, Viktor	
21.	Do.	Konrad v. Parzham, Anselm	
22.	Fr.	Lothar, Soter u. Cajus	
23.	Sa.	Georg, Adalbert	
<hr/>			
18. Woche		Ev.: Der Osterfiede Joh. 20, 19—31	
<hr/>			
24.	So.	Weißer Sonntag Fidelis v. Sigmaringen	
25.	Mo.	Markus, Erwin	☉
26.	Di.	Kletus und Marzellinus	
27.	Mi.	Petrus Canisius	
28.	Do.	Paul v. Kreuz, Vitalis	
29.	Fr.	Petrus v. Mailand	
30.	Sa.	Katharina v. Siena	
<hr/>			
1. 1919	†	J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren- domherr.	
1. 1949	†	Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei- matdichter und Mitbegründer des Heimat- bundes.	
4. 1956	†	Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver- dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.	
10. 1855	†	Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.	
11. 1851	†	Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu- tender Heimatschriftsteller.	
13. 1911	†	Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.	
13. 1945		Zerstörung des Quatmannshofes im Mu- seumsdorf Cloppenburg.	
15. 1831		Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.	
16. 1951	†	Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.	
17. 1947	†	Dr. August Crone - Münzebrock, Essen bedeutender Wirtschaftspolitiker.	
23. 1774	†	Joh. Iteel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.	
23. 1799		Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop- penburg.	
24. 1824	†	Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.	
25. 1642		Gründung des Franziskanerklosters Vechta.	
28. 1914		Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop- penburg.	





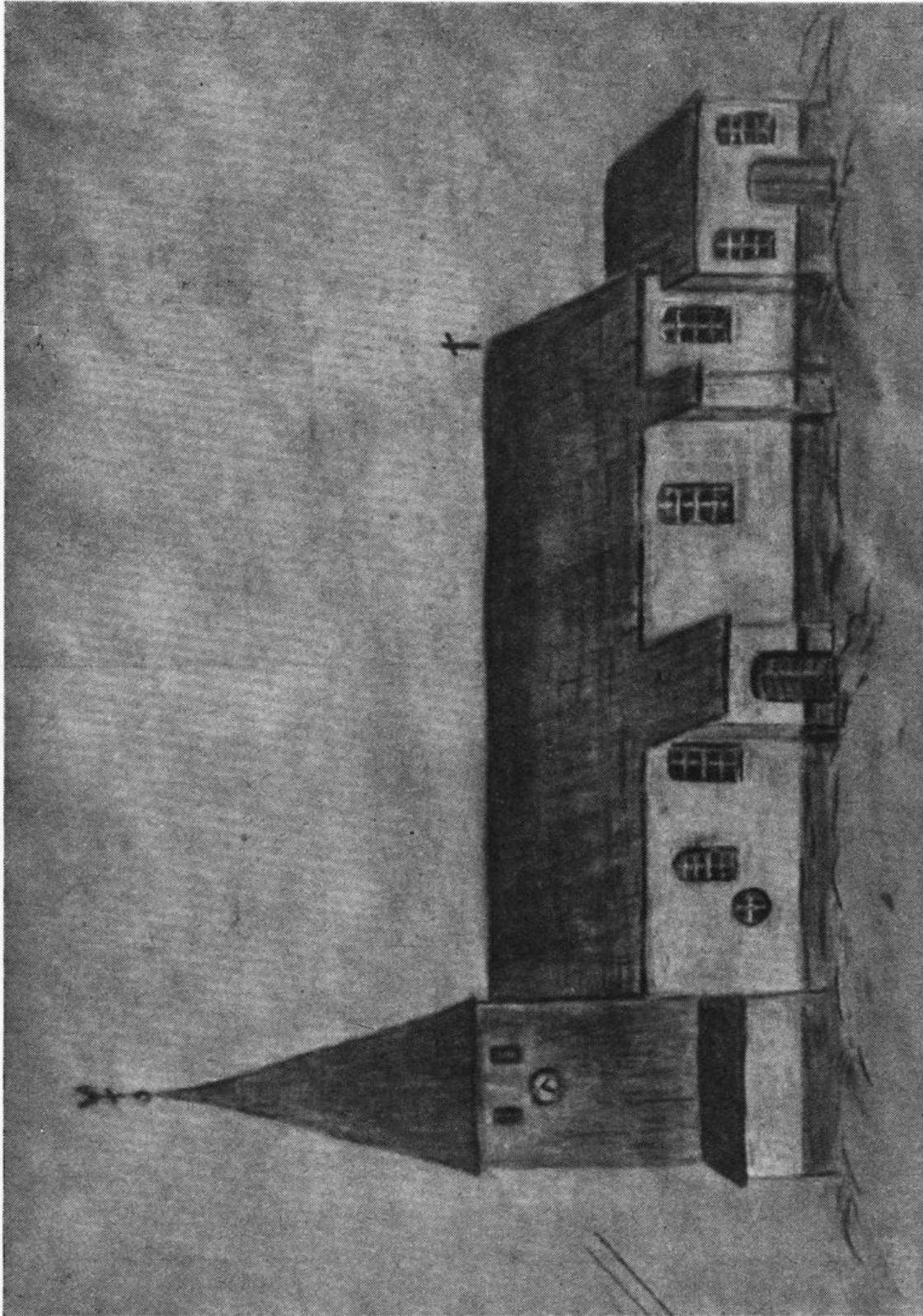
Kirche in Oythe

Bilderwerk Münsterland

MAI

19. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16		
1. So.	2. Sonntag nach Ostern Maifeier	Philippus und Jakobus	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.
2. Mo.	Luthard, Athanasius	Philippus und Jakobus	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.
3. Di.	Kreuzauffindg., Alexander	Luthard, Athanasius	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
4. Mi.	Monika, Florian	Kreuzauffindg., Alexander	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
5. Do.	Pius V., Jutta	Monika, Florian	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.
6. Fr.	Joh. v. d. lat. Pforte	Pius V., Jutta	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
7. Sa.	Stanislaus, Gisela	Joh. v. d. lat. Pforte	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
7. Sa.	Stanislaus, Gisela	Stanislaus, Gisela	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).
20. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22		
8. So.	3. Sonntag nach Ostern Muttertag	Ersch. d. Erzengels Michael	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
9. Mo.	Gregor von Nazianz	Ersch. d. Erzengels Michael	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
10. Di.	Philippus und Jacobus	Gregor von Nazianz	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
11. Mi.	Mamertus	Philippus und Jacobus	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.
12. Do.	Pankratius	Mamertus	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
13. Fr.	Servatius, Imelda	Pankratius	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
14. Sa.	Pachomius	Servatius, Imelda	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
14. Sa.	Pachomius	Pachomius	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).
21. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14		
15. So.	4. Sonntag nach Ostern	Sophie, Johann Baptist	
16. Mo.	Johannes von Nepomuk	Sophie, Johann Baptist	
17. Di.	Dietmar, Paschalis	Johannes von Nepomuk	
18. Do.	Erich, Erika	Dietmar, Paschalis	
19. Do.	Petrus, Cölestinus, Ivo	Erich, Erika	
20. Fr.	Bernadin v. Siena, Elfriede	Petrus, Cölestinus, Ivo	
21. Sa.	Felix, Ehrenfried	Bernadin v. Siena, Elfriede	
21. Sa.	Felix, Ehrenfried	Felix, Ehrenfried	
22. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30		
22. So.	5. Sonntag nach Ostern	Julia, Renate, Rita	
23. Mo.	Desiderius, Gisbert, Bittag	Julia, Renate, Rita	
24. Di.	Johanna, Bittag	Desiderius, Gisbert, Bittag	
25. Mi.	Gregor VII., Sophie, Urban I., Bittag	Johanna, Bittag	
26. Do.	Christi Himmelfahrt	Gregor VII., Sophie, Urban I., Bittag	
27. Fr.	Beda	Christi Himmelfahrt	
28. Sa.	Wilhelm	Beda	
28. Sa.	Wilhelm	Wilhelm	
23. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos, Joh. 15, 26—16, 4		
29. So.	6. Sonntag nach Ostern	Maria Magdalena v. Pazzi	
30. Mo.	Felix I., Papst, Ferdinand	Maria Magdalena v. Pazzi	
31. Di.	Angela Merici, Petronella	Felix I., Papst, Ferdinand	
31. Di.	Angela Merici, Petronella	Angela Merici, Petronella	

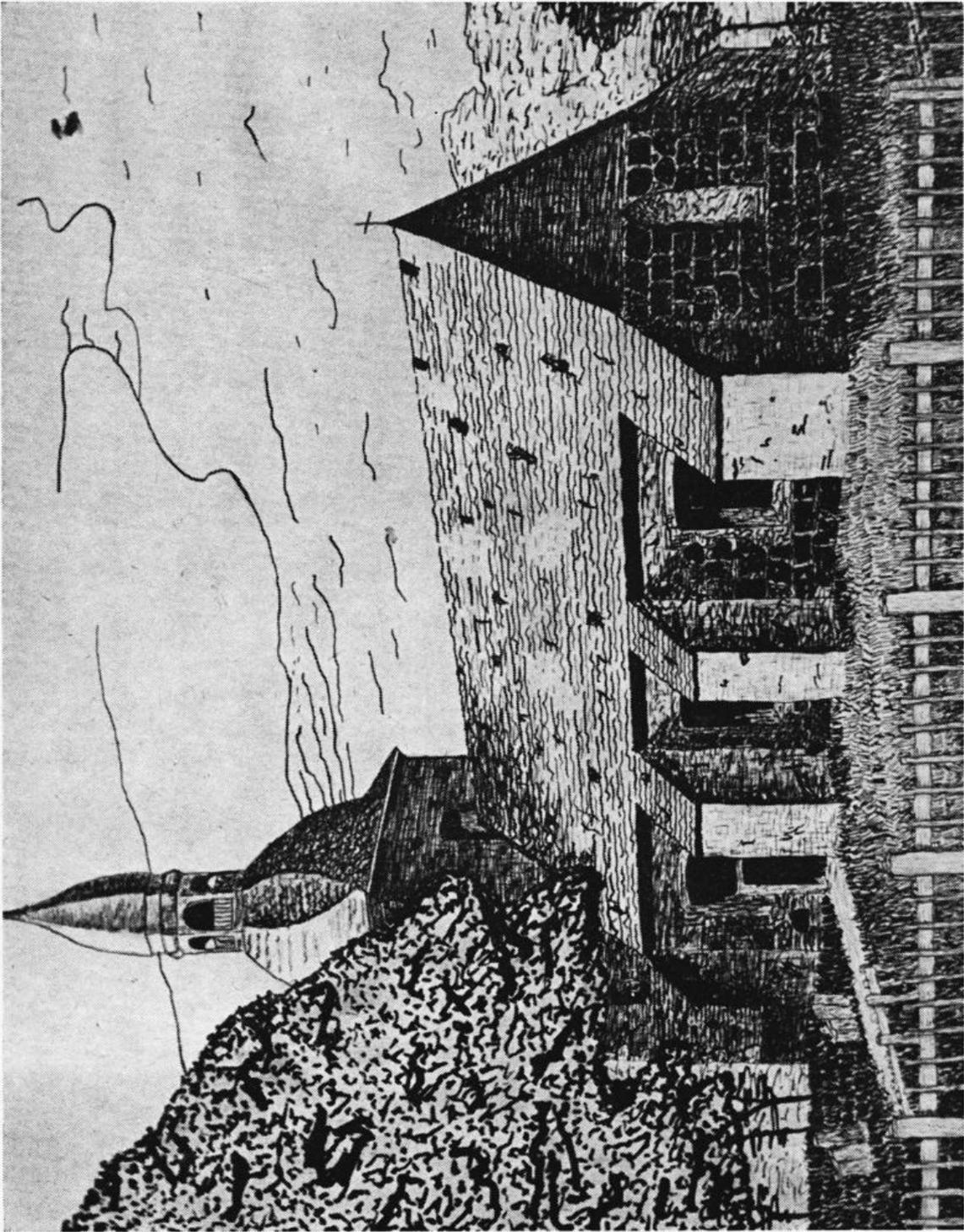




Die alte Kirche in Cappeln (nach einem Gemälde im dortigen Pfarrhause)

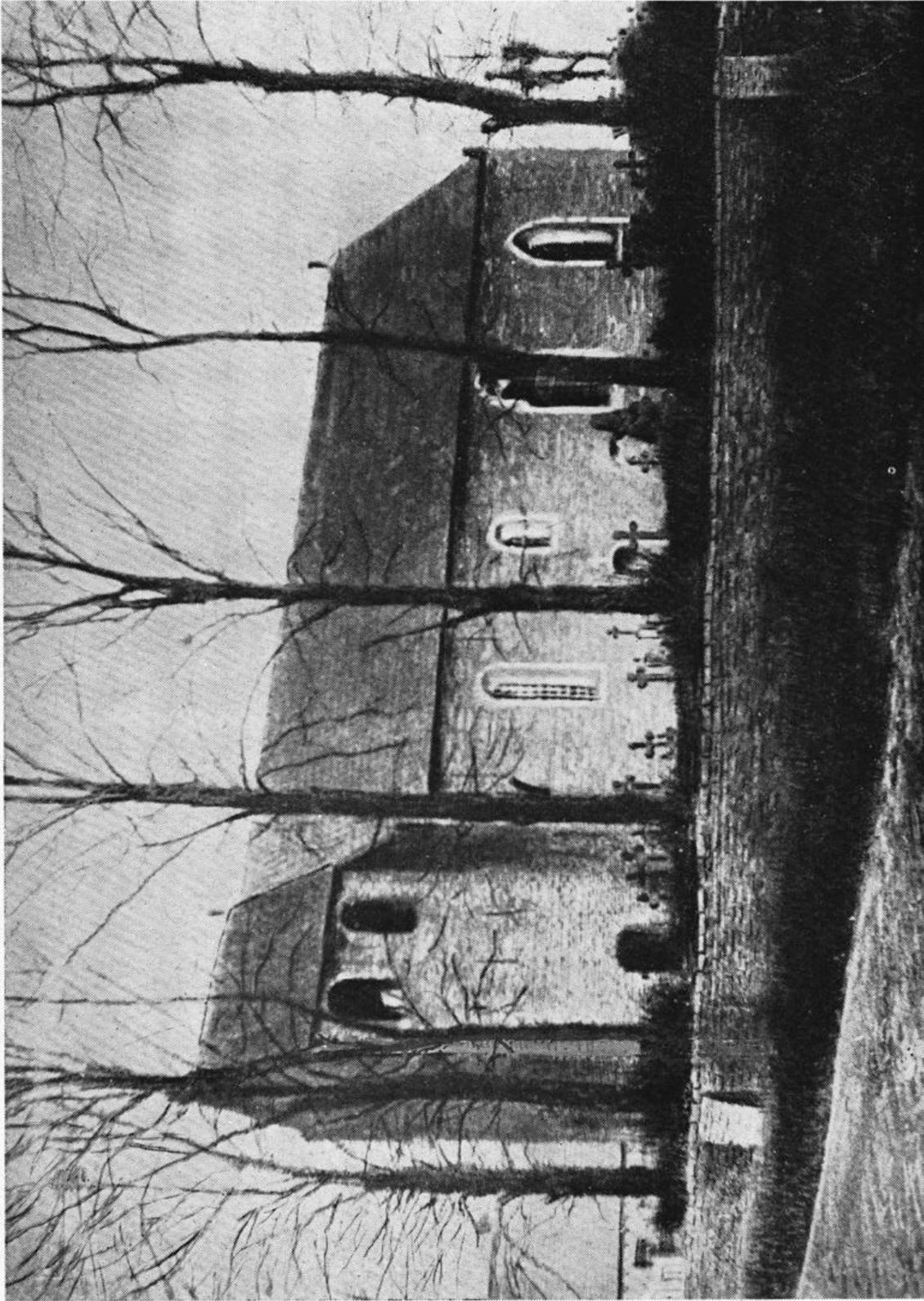
Bilderwerk Münsterland

1.	Mi.	Regina, Theobald	
2.	Do.	Erasmus, Eugen	☾
3.	Fr.	Klothilde	
4.	Sa.	Franz Carracciolo	
24. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herr Joh. 14, 23—31	
5.	So.	Pfingstsonntag Bonifatius	
6.	Mo.	Pfingstmontag	
7.	Di.	Norbert Gisela, Robert	
8.	Mi.	Medardus, Quat.	
9.	Do.	Primus und Felician	☉
10.	Fr.	Margarethe, Quat.	
11.	Sa.	Barnabas, Quat.	
25. Woche		Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifal- tigkeit, Matth. 23, 18—20	
12.	So.	Dreifaltigkeitsfest Johannes von Fac.	
13.	Mo.	Antonius von Padua	
14.	Di.	Basilus der Große	
15.	Mi.	Vitus·Creszentia·Modestus	
16.	Do.	Fronleichnam Benno, Luitgard	☾
17.	Fr.	Tag d. nationalen Einheit Rainer, Adolf	
18.	Sa.	Markus und Marcellianus	
26. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	
19.	So.	2. Sonntag nach Pfingsten Gervasius, Protasius, Juliana	
20.	Mo.	Adelund, Silverius	
21.	Di.	Aloysius von Gonzaga	
22.	Mi.	Eberhard, Paulinus	
23.	Do.	Sommeranfang Edeltraut	☉
24.	Fr.	Johannes der Täufer	
25.	Sa.	Prosper, Wilhelm, Helmut	
27. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner. Luk. 15, 1—10	
26.	So.	3. Sonntag nach Pfingsten Johannes und Paulus	
27.	Mo.	Ladislaus, Siebenschläfer	
28.	Di.	Leo II., Irenäus	
29.	Mi.	Peter und Paul	
30.	Do.	Pauli Gedächtnis, Erentrud	
1.	1809	† Ferd. Matth. Driver, erster Heimat- schriftsteller.	
1.	1927	Wirbelsturm in Auen und Holthaus.	
2.	1927	† Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro- fessor.	
4.	1879	† Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese, Münster.	
5.	1940	† Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her- vorragender Kenner der saterländischen Mundart.	
6.	1865	† Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be- gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten- industrie.	
6.	1915	† Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat- schriftsteller.	
7.	1870	† A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver- fasser von Jugendschriften.	
9.	1650	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).	
16.	1804	† St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.	
18.	1252	Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.	
18.	1877	Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).	
18.	1916	† Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat- forscher.	
23.	1832	† Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo- logischer Schriften.	
30.	1803	Übergang der Ämter Vechta und Cloppen- burg an das Herzogtum Oldenburg.	
30.	1848	† Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat- schriftsteller.	



Die alte Kirche in Molbergen (nach einer Federzeichnung von Lehrer Rauer, die wiederum zurückgeht auf eine Zeichnung von Rauchheld in „Bau- u. Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“ III, 132) Bilderwerk Münsterland

1.	Fr.	Fest des kostbaren Blutes Theobald	☾	
2.	Sa.	Mariä Heimsuchung, Otto		
28. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11		
3.	So.	4. Sonntag nach Pfingsten		
		Hyazinth, Bertram		
4.	Mo.	Berta, Ulrich		
5.	Di.	Antonius von Zaccharia		
6.	Mi.	Thomas Morus, Arthur		
7.	Do.	Willibald, Cyrillus		
8.	Fr.	Kilian, Elis. v. Portugal		
9.	Sa.	Dieter, Veronika	☼	
29. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20—24		
10.	So.	5. Sonntag nach Pfingsten		
		Hl. sieben Brüder, Amalia		
11.	Mo.	Pius I., Siegbert		
12.	Di.	Johannes Gualbert		
13.	Mi.	Margarethe		
14.	Do.	Bonaventura		
15.	Fr.	Heinrich	☾	
16.	Sa.	Skapulierfest, Irmgard		
30. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark. 8, 1—9		
17.	So.	6. Sonntag nach Pfingsten		
		Alexius, Irmgard		
18.	Mo.	Arnold, Friedrich, Arnulf		
19.	Di.	Vincenz von Paul		
20.	Mi.	Hieronymus		
21.	Do.	Praxedis, Daniel, Olga		
22.	Fr.	Maria Magdalena		
23.	Sa.	Apollinaris, Liborius	☼	
31. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21		
24.	So.	7. Sonntag nach Pfingsten		
		Christina		
25.	Mo.	Jakobus, Christophorus		
26.	Di.	Anna		
27.	Mi.	Bertold, Pantaleon		
28.	Do.	Viktor I., Innozenz I.		
29.	Fr.	Martha, Beatrix, Olaf		
30.	Sa.	Wiltrud, Ingeborg		
32. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1—9		
31.	So.	8. Sonntag nach Pfingsten		
		Ignatius von Loyola	☾	
6.	1543	Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.		
7.	1933	† Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.		
9.	1912	† Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.		
10.	851	Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.		
10.	1534	Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.		
10.	1840	† Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.		
10.	1900	† Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.		
11.	1905	Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.		
15.	1932	† Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.		
16.	1774	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)		
18.	1803	Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.		
20.	1803	Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.		
25.	1949	† August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.		
29.	1915	† Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.		



Die alte Kirche in Ramsloh (nach einem Lichtbild im dortigen Pfarrhause)

Bilderwerk Münsterland

AUGUST

- 1. Mo. Petri Kettenfeier
- 2. Di. Alfons v. Liguori, Elfriede
- 3. Mi. Auffindg. d. hl. Stephanus
- 4. Do. Dominikus
- 5. Fr. Oswald, Maria Schnee
- 6. Sa. Verklärung Christi

33. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem
Luk. 19, 41—47

- 7. So. 9. Sonntag nach Pfingsten**
Kajeljan, Donatus ☉
- 8. Mo. Cyriakus
- 9. Di. Petrus Faber
- 10. Mi. Laurentius
- 11. Do. Tiburtius, Susanne
- 12. Fr. Klara, Hilarius
- 13. Sa. Hippolyt und Kassian

34. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer
und Zöllner, Luk. 18, 9—14

- 14. So. 10. Sonntag nach Pfingsten**
Eusebius, Eberhard ☾
- 15. Mo. Mariä Himmelfahrt
- 16. Di. Joachim, Rochus
- 17. Mi. Hyazinth, Emilie
- 18. Do. Helena
- 19. Fr. Johannes Eudes, Sebald
- 20. Sa. Bernhard von Clairvaux

35. Woche Ev.: Heilung eines Taub-
stummen, Mark. 7, 31—37

- 21. So. 11. Sonntag nach Pfingsten**
Franziska von Chantal
- 22. Mo. Fest d. unbefl. Herz. Mariä
Timotheus, Philibert ☉
- 23. Di. Philippus Benitus
- 24. Mi. Bartholomäus, Kandida
- 25. Do. Ludwig, Gregor, Patricia
- 26. Fr. Egbert
- 27. Sa. Gebhardt, Josef. v. Calas.

36. Woche Ev.: Gleichnis vom barmher-
zigen Samaritan, Luk. 10, 23—37

- 28. So. 12. Sonntag nach Pfingsten**
Augustinus, Elmar
- 29. Mo. Johannes Enthauptung ☽
- 30. Di. Rosa von Lima, Ingrid
- 31. Mi. Raimund, Isabella

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums
in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter
Direktor des Vechtaer Burgmannskol-
legiums, Verfasser historischer Ab-
handlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in
Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des
Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899
bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zu-
letzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und
Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Mu-
seumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent
am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgel-
virtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

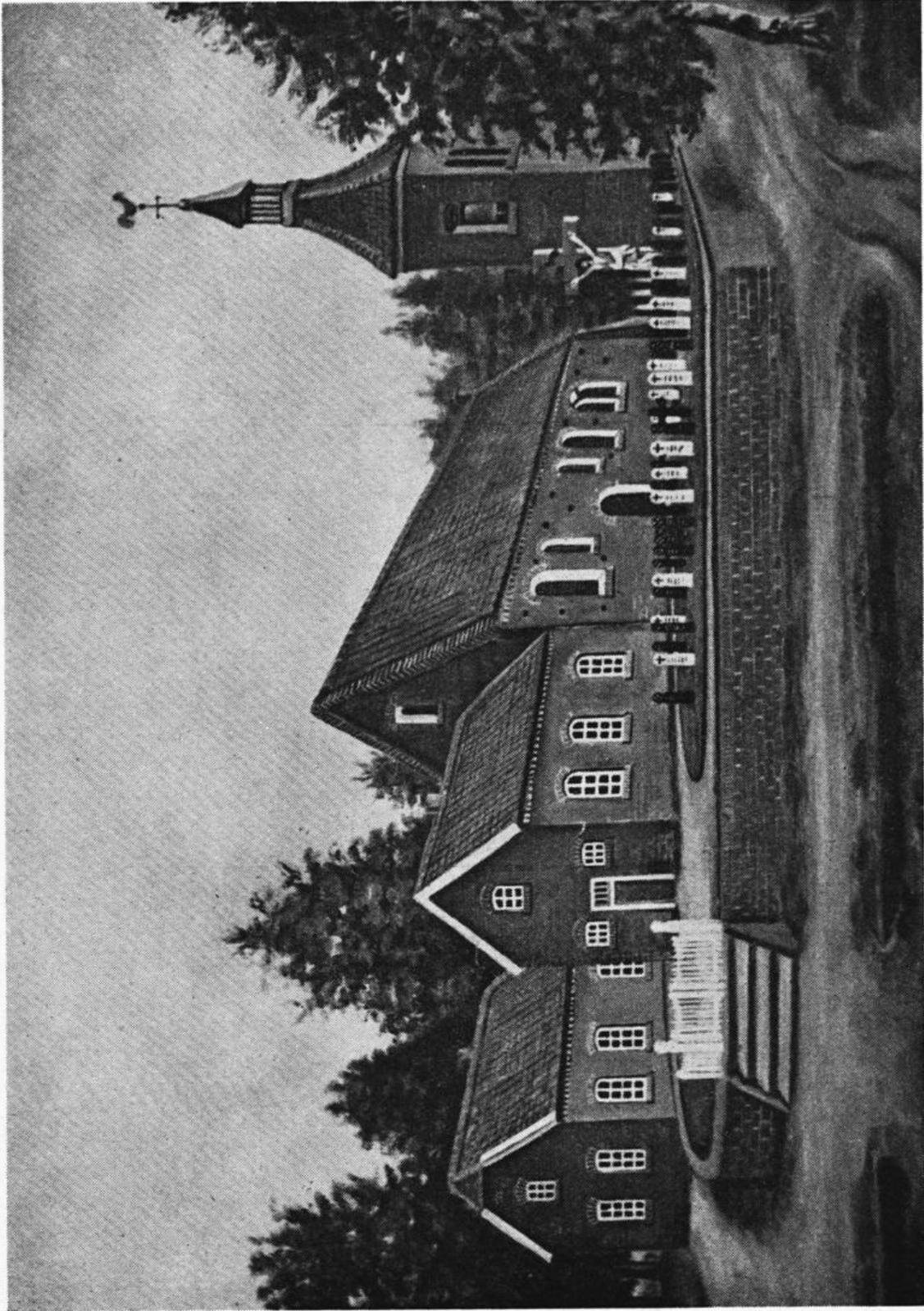
24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor
und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapen-
dorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan,
Heimatschriftsteller.





Bilderwerk Münsterland

Die alte Kirche in Strücklingen (nach einer farbigen Darstellung im dortigen Pfarrhause)

SEPTEMBER

- 1. Do. Ägidius, Ruth
- 2. Fr. Stephan
- 3. Sa. Erasmus

37. Woche Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19

4. So. 13. Sonntag nach Pfingsten

- Rosalia, Irmgard, Ida
- 5. Mo. Laurentius Justiniani ☺
- 6. Di. Magnus
- 7. Mi. Regina, Dietrich
- 8. Do. Mariä Geburt, Hadrian
- 9. Fr. Gorgonius, Korbinian
- 10. Sa. Nikolaus von Tolentino

38. Woche Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33

11. So. 14. Sonntag nach Pfingsten

- Protus und Hyazinth
- 12. Mo. Mariä Nam., Guido ☺
- 13. Di. Notburga
- 14. Mi. Fest Kreuzerhöhung
- 15. Do. Sieben Schmerzen, Roland
- 16. Fr. Ludmilla, Edith, Kornelius
- 17. Sa. Hildegard, Lambertus

39. Woche Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16

18. So. 15. Sonntag nach Pfingsten

- Richardis, Joseph v. Cup.
- 19. Mo. Januarius
- 20. Di. Eustachius
- 21. Mi. Matthäus, Quat. Ⓞ
- 22. Do. Mauritius, Emmeran
- 23. Fr. Linus, Thekla, Herbstanfang, Quat.
- 24. Sa. Gerhard, Quat.

40. Woche Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11

25. So. 16. Sonntag nach Pfingsten

- Erntedankfest, Kleophas
- 26. Mo. Cyprian, Justina, Meinh.
- 27. Di. Kosmas und Damian
- 28. Mi. Wenzel, Lioba
- 29. Do. Michael ☾
- 30. Fr. Hieronymus, Ursus

1. 1834 † Franz Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor. Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Jos. Grönheim - Löningen, Prof., Jubilarpriester.

22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.

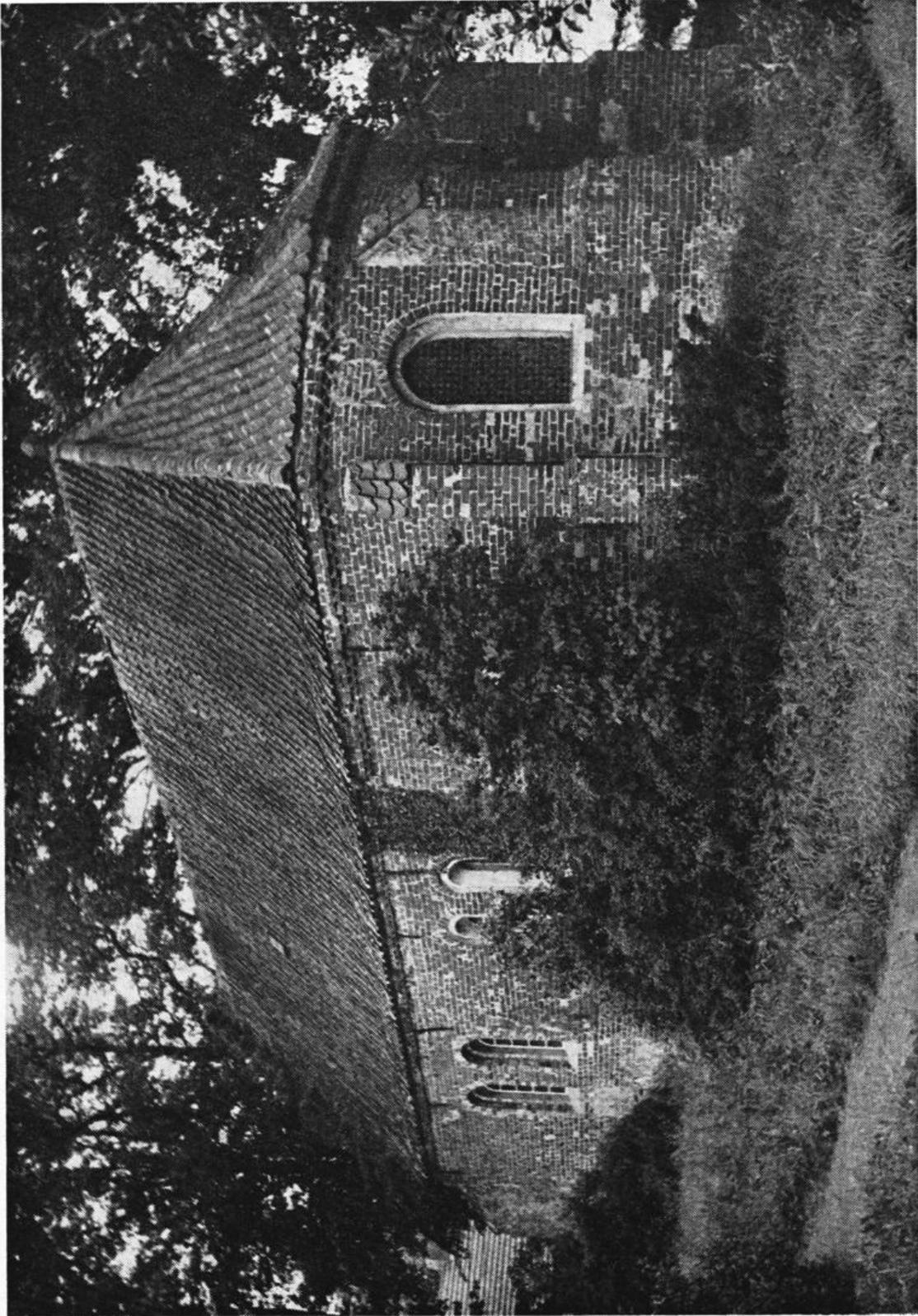
26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.





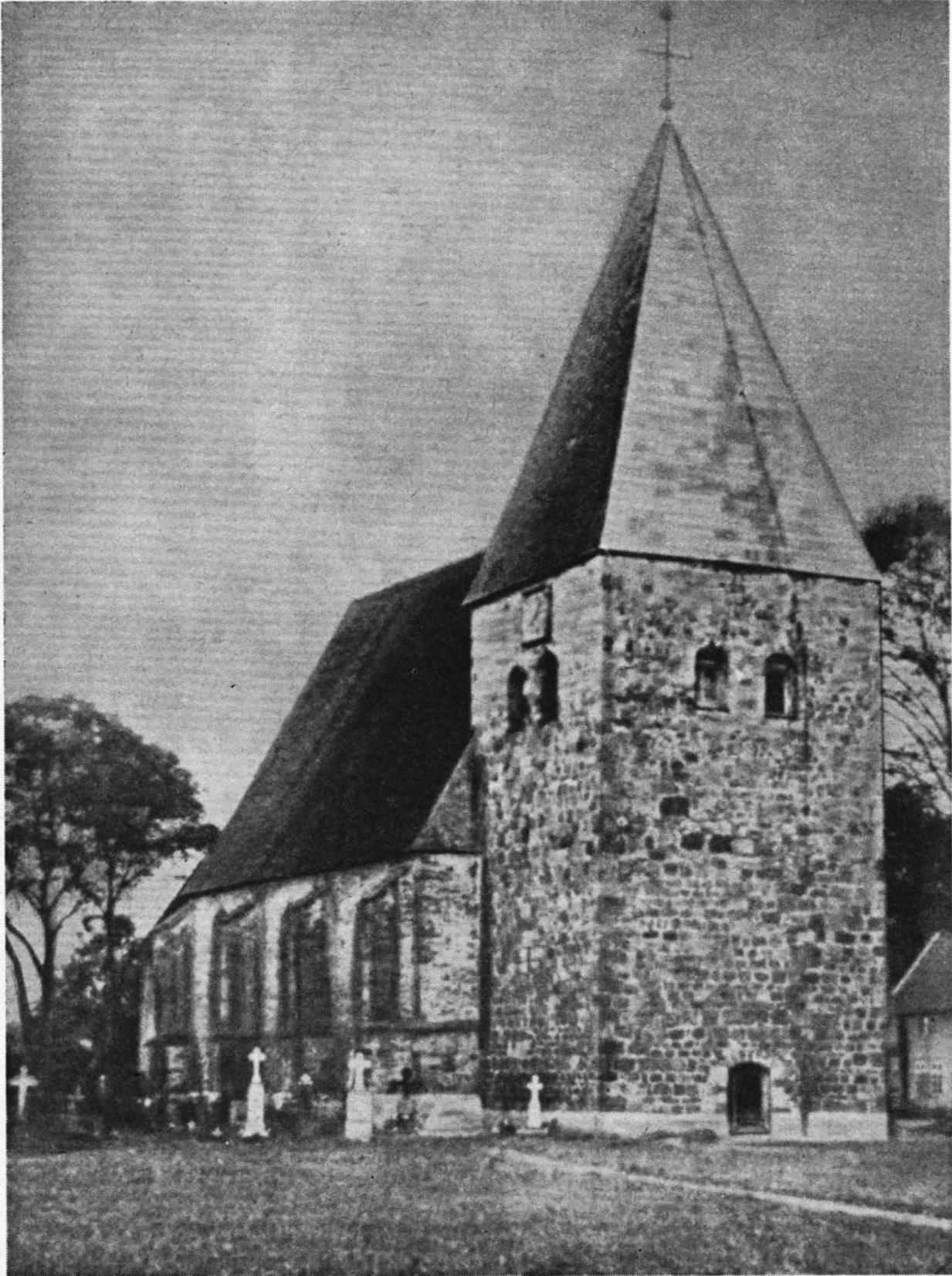
Bilderwerk Münsterland

Die Kapelle in Bokelesch

OKTOBER

1.	Sa.	Remigius, Giselbert	
41. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46	
2.	So.	17. Sonntag nach Pfingsten Rosenkranzfest, Leodegar	
3.	Mo.	Ther. v. Kinde Jesu, Ewald	
4.	Di.	Franz v. Assisi ☉	
5.	Mi.	Helmut, Meinulf	
6.	Do.	Bruno, Fides, Adalbert	
7.	Fr.	Sergius	
8.	Sa.	Birgitta	
42. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	
9.	So.	18. Sonntag nach Pfingsten Günther	
10.	Mo.	Viktor, Franz von Borgia	
11.	Di.	Bruno, Protus	
12.	Mi.	Maximilian, Wilfried ☾	
13.	Do.	Eduard	
14.	Fr.	Burkhard	
15.	Sa.	Theresia von Avila	
43. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14	
16.	So.	19. Sonntag nach Pfingsten Hedwig, Gerhard	
17.	Mo.	Margareta Alacoque	
18.	Di.	Lukas	
19.	Mi.	Frieda, Edwin	
20.	Do.	Wendelin, Irene ☉	
21.	Fr.	Ursula, Meinhard	
22.	Sa.	Ingbert, Cordula	
44. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46—53	
23.	So.	20. Sonntag nach Pfingsten Kirchweihfest Severin, Joh. v. Kapistran	
24.	Mo.	Raphael	
25.	Di.	Crispin und Crispinian	
26.	Mi.	Siegebald	
27.	Do.	Vincenz, Sabine ☽	
28.	Fr.	Alfred, Egbert	
29.	Sa.	Dorothea, Narzissus	
45. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35	
30.	So.	21. Sonntag nach Pfingsten Christkönigsfest Serapion, Dietger	
31.	Mo.	Wolfgang, Jutta	
			1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes“.
			1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.
			1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.
			1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.
			1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.
			3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.
			3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.
			5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.
			16. 1899 † H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.
			17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.
			19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.
			20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampflieger.
			21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fernsehprediger.
			25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barbel an Bischof Otto von Münster ab.
			26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.
			30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.





Die alte Kirche in Neuenkirchen (nach einem Lichtbild im dortigen Pfarrhause) Bilderwerk Münsterland

NOVEMBER

1. **Di.** **Allerheiligen**
 2. **Mi.** Allerseelen
 3. **Do.** Hubert ☉
 4. **Fr.** Karl Borromäus
 5. **Sa.** Elisabeth

46. Woche Ev.: Der Zinsgroschen
 Matth. 22, 15—21

6. **So.** **22. Sonntag nach Pfingsten**
 Leonhard
 7. **Mo.** Engelbert, Willibrord
 8. **Di.** Gottfried, Egbert
 9. **Mi.** Theodor
 10. **Do.** Andreas Avellinus
 11. **Fr.** Martin, Bischof ☾
 12. **Sa.** Kunibert

47. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter
 des Jairus, Matth. 9, 18—26

13. **So.** **23. Sonntag nach Pfingsten**
 Stanislaus Kostka
 14. **Mo.** Alberich, Josaphat
 15. **Di.** Albertus Magnus, Leopold
 16. **Mi.** **Buß- und Bettag**
 Gertrud, Edmund, Otmar
 17. **Do.** Hugo, Gregor
 18. **Fr.** Odo, Abt ☉
 19. **Sa.** Elisabeth von Thüringen

48. Woche Ev.: Das Ende der Welt
 Matth. 24, 15—35

20. **So.** **Letzter Sonntag n. Pfingst.**
 Totensonntag
 Felix, Bernward
 21. **Mo.** Mariä Opferung
 22. **Di.** Cäcilia
 23. **Mi.** Clemens, Felicitas
 24. **Do.** Johannes vom Kreuz
 25. **Fr.** Katharina ☾
 26. **Sa.** Konrad

49. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum
 Gericht, Luk. 21, 25—33

27. **So.** **1. Adventssonntag**
 Anfang des Kirchenjahres
 (Geschl. Zeit), Willehad
 28. **Mo.** Günther, Rufus
 29. **Di.** Saturnin
 30. **Mi.** Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
 in Cloppenburg.

4. 1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes
 Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant
 und Propst.

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in
 Vechta, des ältesten Krankenhauses des
 Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
 in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor-
 mator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August,
 Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg
 wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs-
 tagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—
 Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop-
 penburg — Oldenburg (17. Oktober 1875
 Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be-
 deutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der
 Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma-
 schinenfabrikant, Begründer der Holthaus-
 schen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg)
 wird auch kirchlich dem Bischof von Mün-
 ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch-
 lich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu-
 letzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.

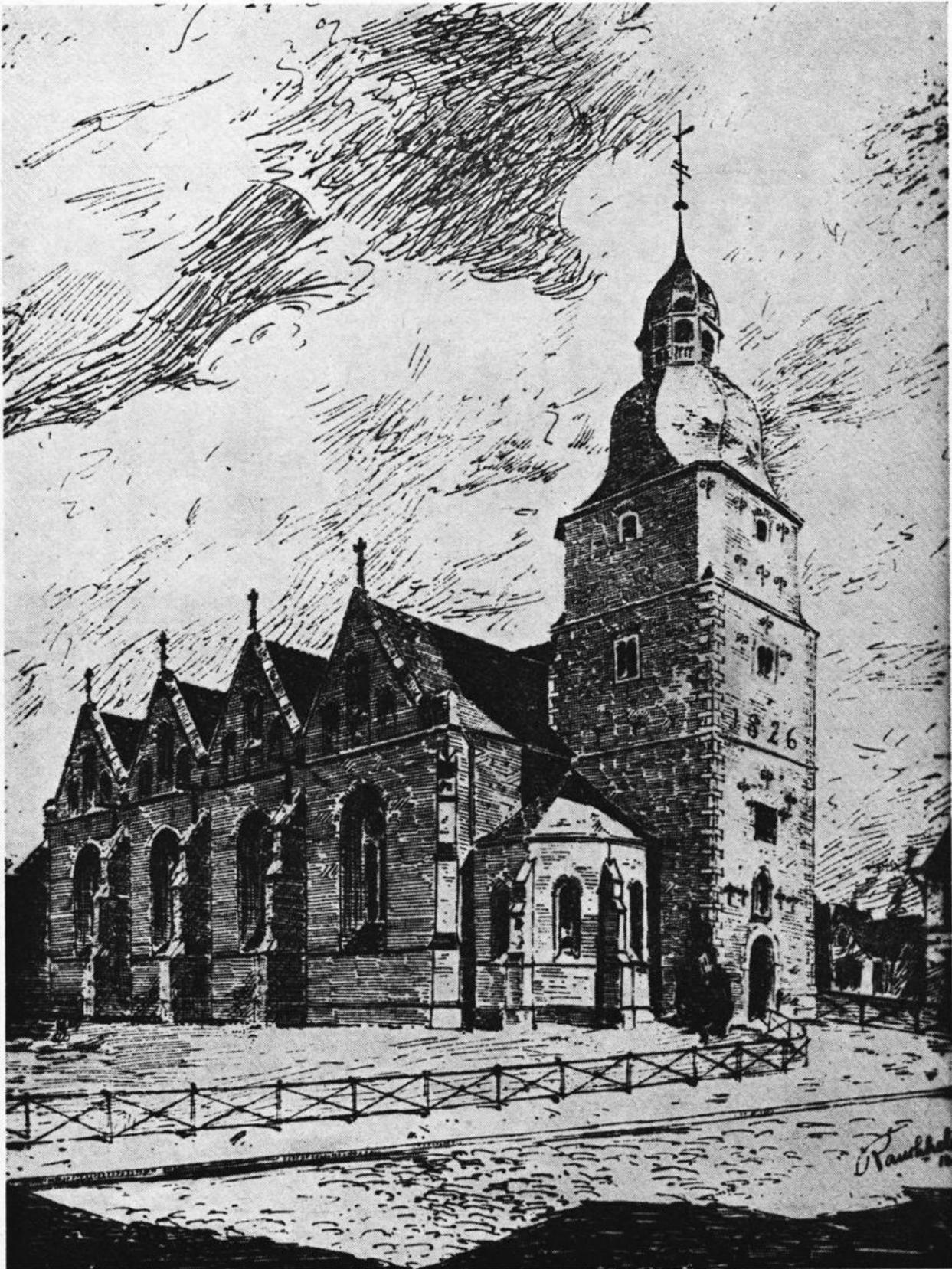


Die alte Kirche in Damme (nach einer Zeichnung von Rauchheld in „Bau- u. Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“ II, 92) Bilderwerk Münsterland

DEZEMBER

<p>1. Do. Arnold</p> <p>2. Fr. Blanka, Bibiana</p> <p>3. Sa. Franz Xaver ☿</p> <hr/> <p>50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10</p> <hr/> <p>4. So. 2. Adventssonntag Barbara</p> <p>5. Mo. Reinhard</p> <p>6. Di. Nikolaus, Bischof</p> <p>7. Mi. Ambrosius, Gerald</p> <p>8. Do. Mariä unbefl. Empfängnis Elfriede</p> <p>9. Fr. Abel, Valeria</p> <p>10. Sa. Melchiades</p> <hr/> <p>51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28</p> <hr/> <p>11. So. 3. Adventssonntag ☾ Damasus, Arthur</p> <p>12. Mo. Justinus</p> <p>13. Di. Lucia, Tassilo</p> <p>14. Mi. Berthold, Franziska, Quat.</p> <p>15. Do. Rainald, Christiana</p> <p>16. Fr. Adelheid, Eusebius, Quat.</p> <p>17. Sa. Begga, Lazarus, Quat.</p> <hr/> <p>52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6</p> <hr/> <p>18. So. 4. Adventssonntag ● Wunibald, Christoph</p> <p>19. Mo. Fausta, Friedbert</p> <p>20. Di. Gottlieb</p> <p>21. Mi. Thhmas, Severin</p> <p>22. Do. Beate, Bertheid Wintersanfang</p> <p>23. Fr. Dagobert, Victoria</p> <p>24. Sa. Adam u. Eva (Hl. Abend)</p> <hr/> <p>53. Woche Ev.: Die Geburt Christi Luk. 2, 1—14</p> <hr/> <p>25. So. 1. Weihnachtstag ☾</p> <p>26. Mo. 2. Weihnachtstag Stephanus (Offene Zeit)</p> <p>27. Di. Johannes Evangelist</p> <p>28. Mi. Fest der unschuld. Kinder</p> <p>29. Do. Thomas von Canterbury</p> <p>30. Fr. David, Lothar</p> <p>31. Sa. Silvester</p>	<p>1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.</p> <p>2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.</p> <p>3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.</p> <p>8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.</p> <p>8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.</p> <p>11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.</p> <p>14. 1932 † Bernard Büniger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.</p> <p>20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.</p> <p>20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat</p> <p>24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.</p> <p>24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.</p> <p>25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.</p> <p>30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.</p>
---	---





Kirche in Vechta (nach einer Zeichnung von Rauchheld in „Bau- u. Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“ II, 170)

Bilderwerk Münsterland

Unsere Monatsbilder

Wer im südlichen Oldenburg nach Kirchen des frühen oder auch nur des späteren Mittelalters sucht, ist enttäuscht. In dieser Hinsicht hält das südliche Oldenburg den Vergleich mit dem Norden des Landes nicht aus. Wir wissen, warum die alten Kirchen im „Oldenburger Münsterlande“ verschwunden sind. Sie waren zu klein geworden und mußten größeren Kirchen Platz machen.

Trotzdem bedauern wir, daß die alten Kirchen niedergerissen wurden, um neuen Platz zu machen. In Langförden und in Damme hat man wenigstens den alten Turm neben der neuen Kirche stehenlassen. Wir freuen uns, daß in diesen Orten die alten Türme stehen geblieben sind. Aber das entstandene neue Bild befriedigt nicht. Die neuen Kirchen würden ohne die alten, unmittelbar oder in geringer Entfernung danebenstehenden Türme besser wirken.

Wie die allerältesten Kirchen des Oldenburger Münsterlandes ausgesehen haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir dürfen annehmen, daß sie, an den heutigen gemessen, sehr klein waren. Auch ist anzunehmen, z. T. sogar bezeugt, daß sie zunächst vielfach in Fachwerk erstellt waren.

Im übrigen aber steht fest, daß das Gotteshaus das erste Bauwerk war, das aus Stein gebaut wurde. Die Steine, die man etwa seit dem 11. oder 12. Jahrhundert für die Kirchen verwendete, waren der gleichen Herkunft wie die Steine, aus denen unsere Vorfahren in grauer Vorzeit die Großsteingräber — wie wir sie vor allem im Visbeker Raum noch in verhältnismäßig großer Zahl vorfinden — gestalteten. Diese Steine wurden in der Eiszeit auf dem Rücken der Gletscher aus dem hohen Norden in unser Land getragen. Der Volksmund bezeichnet sie als Findlinge.

Das klassische Beispiel einer Findlingskirche stellt heute noch die Kirche in Altenoythe dar. Daß diese Findlingskirchen in all den Jahrhunderten seit ihrer Errichtung — von Beschädigungen oder Zerstörungen, welche die Kriege mit sich brachten, ganz abgesehen — nicht unverändert blieben, liegt auf der Hand. So zeigt die Altenoyther Kirche auf den ersten Blick, daß sie in späterer Zeit um die Chorpattie erweitert wurde. Sie war ursprünglich, d. i. in ihrem romanischen Teil, erheblich kleiner. Die Erweiterung wurde erst in gotischer Zeit vorgenommen.

Auch sonstige Änderungen, die diese Kirche über sich ergehen lassen mußte, sind von außen deutlich zu erkennen. Fenster und Türen waren einst tiefer angebracht. Das zeugt dafür, daß die Kirche ursprünglich höher aus der Erde empörragte. Es könnte nun einer auf den Gedanken kommen, daß das Gebäude im Laufe der Zeit abgesunken sei. Das trifft jedoch nicht zu. Vielmehr wurde das Erdreich rund herum immer höher aufgetragen. Deshalb wurden die Außenlängswände durch Ziegelsteine, die man auf die Findlinge legte, später höher gezogen.

Die in romanischer Zeit erbauten Kirchen zeigten im Innern Flachdecken. Die Gewölbe wurden erst in späterer Zeit eingebaut. Daraus erklären sich an manchen romanischen Kirchen die später angefügten Strebepfeiler, die nicht aus Findlingen, sondern aus Backsteinen aufgebaut sind. Der Turm der Altenoyther Kirche zeigt heute nur mehr auf drei Seiten Findlinge, auf der vierten, der Kirche abgewandten Seite, dagegen Backsteine. Unser Bild gibt die Altenoyther Kirche in einem älteren Zustande. Der Turm, dessen Helm holzverschindelt ist, ragte ehemals höher hinauf als heute.

Der alte Langfördener Turm, der auf allen Seiten die ursprünglichen Findlinge zeigt, stellt ohne Zweifel den schönsten auf uns gekommenen Kirchturm aus romanischer Zeit dar. Von den sonstigen romanischen Kirchen des Oldenburger Münsterlandes ist oft nicht einmal mehr ein Bild vorhanden. Das Aquarell der alten Langfördener Kirche stammt von Lambr. Beckmann, und zwar aus dem Jahre 1910, in dem die alte Langfördener Kirche — bis auf den Turm — abgebrochen wurde.

Wertvoller als Zeichnungen, Aquarelle, Ölgemälde oder sonstige Darstellungen der alten Kirchen wären in jedem Fall gute Fotos gewesen. Leider waren solche in den meisten Fällen nicht mehr zu finden; besonders nicht von jenen alten Kirchen, die schon im 19. Jahrhundert oder früher niedergerissen worden sind.

Eine Findlingskirche, ähnlich wie in Altenoythe und Langförden, scheint ursprünglich — fast möchte man sagen: selbstverständlich — auch in Visbek gestanden zu haben. Dafür spricht eine Holzskulptur des späten 17. Jahrhunderts. Diese stellt den heiligen Vitus, den Patron von Visbek dar, wie



er eine Kirche, die denen von Altenoythe und Langförden ähnelt, in der Hand trägt.

Größtenteils aus Findlingen erstellt ist auch die Kirche in Oythe. Genau wie die Altenoyther Kirche, wurde sie, wenn auch sehr viel später, um ein erhebliches Stück erweitert. Der Turm, der im Unterbau ebenfalls Findlinge zeigt, erhielt in jüngerer Zeit einen Aufbau aus Backsteinen.

Den vorerwähnten Kirchen scheint auf den ersten Blick die alte Cappeler Kirche verwandt. Unsere Abbildung befindet sich als Original im Pfarrhaus zu Cappeln. Es handelt sich bei dieser Kirche ursprünglich um eine Kapelle — daher die Ortsbezeichnung Cappeln! —, die im Laufe der Zeit mehrfach erweitert bzw. verlängert wurde. Ein Foto dieser alten Kirche erschien für eine Reproduktion in unserem Kalender gänzlich ungeeignet. Nur das ist deutlich daraus zu ersehen, daß der Turm unten und oben Holzschindeln trug. Im Mittelstück dagegen war er mit senkrecht gestellten Brettern verkleidet. Das Kirchenschiff bestand, z. T. wenigstens, aus großformatigen Ziegelsteinen.

Nur aus Findlingen scheint auch die alte Kirche in Molbergen erbaut gewesen zu sein. Ihre mächtigen Strebepfeiler wurden, wie auch anderswo, erst nach erfolgter Einwölbung des Kircheninnern, also in viel späterer Zeit, aus Ziegelsteinen aufgeführt. Der Turm dieser Kirche entstand im 18. Jahrhundert.

Aus dem 13. bis 14. Jahrhundert stammen vermutlich die alte Kirche in Ramsloh, die einer neugotischen Kirche Platz machte, die alte Kirche in Strücklingen, die ebenfalls niedergerissen wurde — eine Abbildung befindet sich noch im Pfarrhaus in Strücklingen — und schließlich die alte Kapelle in Bokelesch, die heute noch steht. Sämtliche drei Kirchen wurden, was im Norden des Landes, zumal im friesischen Bereich, nicht überrascht, aus großformatigen Ziegelsteinen aufgebaut. Man hat vermutet, daß Turm und Kirche in Bokelersch ehemals nicht gleichzeitig gebaut worden seien. Das würde bedeuten, daß der Turm jünger sei. Der Turm in Strücklingen stand allein, abseits der Kirche. Er entstammt offenbar einer jüngeren Zeit. Unmittelbar an die Kirche in Strücklingen angebaut wurde die Schule. Dahinter lag die Lehrerwohnung. Die Kapelle in Bokelesch hat im Laufe der Zeit Änderungen erfahren, die nicht sonderlich ins Auge fallen.

Dem 15. Jahrhundert entstammen oder entstammten die alten Kirchen in Vechta,

Damme und Neuenkirchen. Daß ausgerechnet die beiden südlichen Kirchen, die von Damme und Neuenkirchen, größtenteils aus Bruchsteinen ausgeführt wurden, kann nicht verwundern. Die Bruchsteine boten sich hier förmlich an. Das Bild der letztgenannten Kirche zeigt den alten Turm mitsamt dem alten Dach, während der Turm der Dammer Kirche, der an sich älter ist als die ehemalige alte Kirche, eine barocke Haube zeigt.

Die Vechtaer Kirche zeigt, wie die ehemalige Dammer Kirche, im Innern eine dreischiffige Halle. Sie hat eine besonders bewegte Geschichte. Immer wieder wurde sie beschädigt, immer wieder restauriert, freilich in unzureichendem Maße. 1880 schritt man zu einer gründlichen Wiederherstellung. Bei dieser mit großem Geschick durchgeführten Restauration blieb indes von den alten Formen so gut wie nichts erhalten. Die äußeren Mauerflächen wurden fast gänzlich erneuert. Trotzdem bietet die Vechtaer Kirche bis auf den heutigen Tag ein gefälliges Bild.

Als Baumaterial wurde gelegentlich, vor allem bei den größeren Kirchen, Sandstein verarbeitet. Nur reichere Gemeinden konnten sich das erlauben. Im Norden des Landes fiel der Sandstein ganz aus. Vereinzelt ist, hauptsächlich bei Fenster- und Türleibungen, der heimische Raseneisenstein als Baumaterial verwendet worden. Man erkennt ihn an seiner dunklen Färbung.

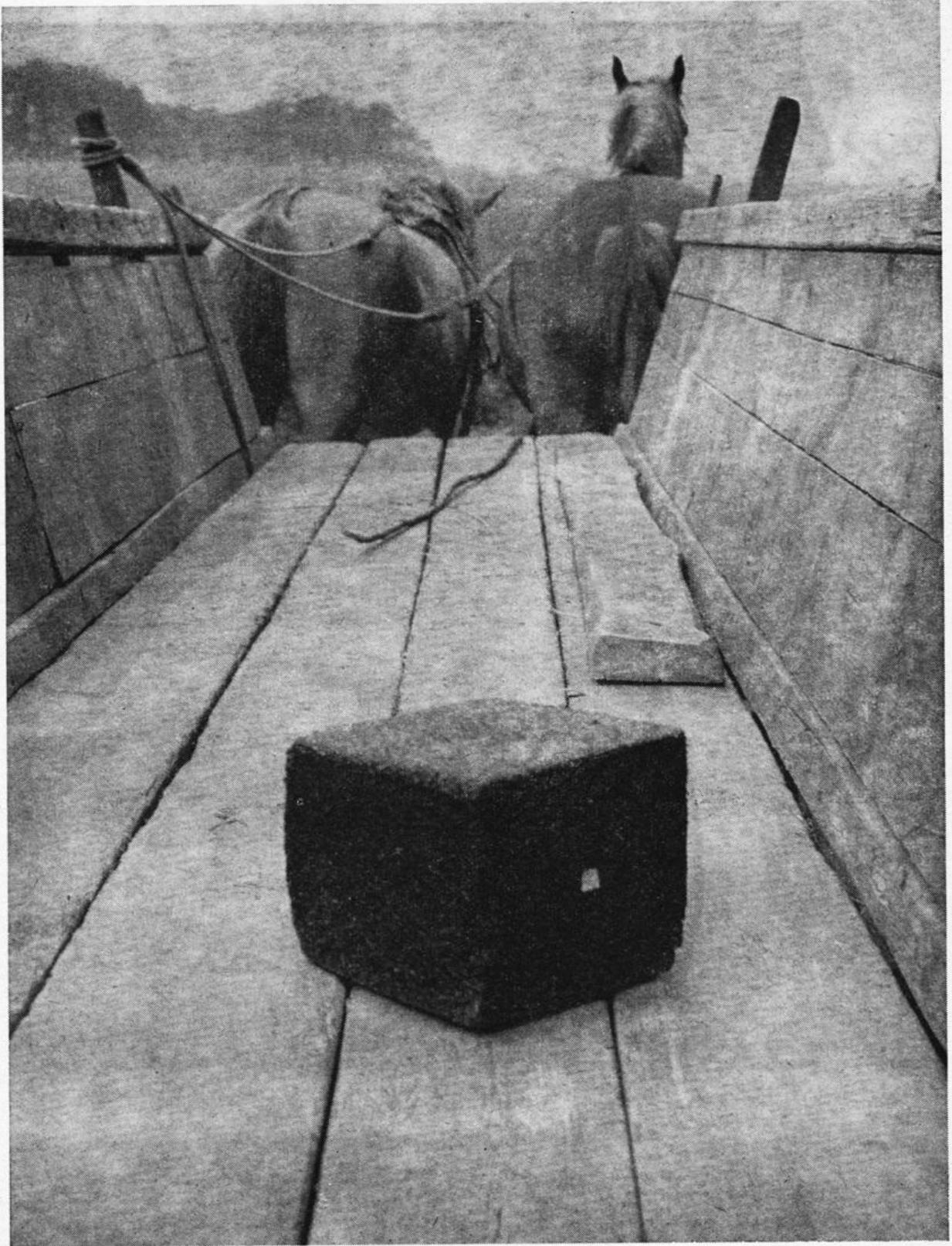
Natürlich hatten weitere Ortschaften als die hier genannten im Oldenburger Münsterlande schon während der romanischen und gotischen Zeit ihre Kirchen. Entweder liegen von diesen keine Abbildungen mehr vor, oder die Kirchen wurden mit der Zeit derart umgestaltet, daß sich eine bildliche Wiedergabe in unserem Zusammenhang erübrigte.

Von den Kirchen des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts wird im nächsten Kalender die Rede sein. Ein weiterer Kalender soll die Kapellen des Landes ausführlich behandeln. Danach kommt die innere Ausstattung der Kirchen. Diese ist so vielgestaltig und reich, daß ihre Darstellung sich über mehrere Kalender erstrecken muß.

Vgl. „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“, II. Heft: Amt Vechta, III. Heft: Amt Cloppenburg und Amt Friesoythe. Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag, 1900.

Heinrich Ottenjann





Das alte Bauernbrot

Unsere Dörfer sind keine Inseln mehr ...

Wen du ins Haus lässest,
Der kommt dir in die Stuben!
(Alte bäuerliche Spruchweisheit)

Einführung.

Das Weltbild, unter dem wir heute leben, ist allenthalben erschüttert. Es zittert der Boden, auf dem wir stehen, und die Gespenster unserer Tage entspringen dem Quellgrunde geistiger und geschichtlicher Bindungslosigkeit. Gewachsene Ordnungen sind ins Wanken gekommen. Sie laufen Gefahr, sich unter dem Druck der technischen, sowie der neuen gesellschaftlichen Entwicklungen im Westen und Osten aufzulösen. Was festgefügt und wohlgeordnet, berechenbar und überschaubar schien, geriet in Bewegung. Ein neues Weltbild ist im Werden. Niemand vermag die Umrisse zu zeichnen.

Deswegen sind die Menschen labiler. Viele Zeitgenossen wissen nicht, woran sie sich halten sollen, zumal sie Tradition als „geschichtsgebundenen Zwang“ ablehnen. Sie schwanken dort, wo früher vertraut werden konnte, daß sie die notwendigen Entscheidungen kannten. Manche stellen den Gehalt der Heimatliebe an Wahrheit in Frage, nachdem die Zertrümmerung unseres Volkes für sie zugleich mit der Zertrümmerung der angestammten Heimat verbunden war.

Auch auf dem flachen Lande wird die Unsicherheit der erschütterten Lebensordnungen zum menschlichen Problem. Die Entwicklung schickt sich an, die Stabilität und Lebensfähigkeit der überlieferten Verhältnisse zu unterhöheln. Wir würden uns in zu großer Sicherheit wiegen, wenn wir noch darauf vertrauten, inmitten unübersehbarer und tiefgehender wirtschaftlicher bzw. politischer Veränderungen das unerschütterlich feste Fundament des Landes erhalten zu haben, während es in Wahrheit zu unterst erbebt. Fesseln der Tradition sind nicht mehr eingefleischt. Technik und Zivilisation ändern die Grundlagen des bäuerlichen Daseins von Grund auf. Der große Wandel beeinflusst jede Lebensäußerung. Der Geist der alten Landgemeinden steht am Scheidewege, wo nur eine Richtung zukunftssträchtigen Zielen entgegenführt.

Einst hatten die Landbezirke bäuerlichen Grundcharakter. Die Dörfer glichen Inseln der Geborgenheit in Sitte, Tradition und Religion. Ihre Kultur gründete auf uralter Seß-

haftigkeit. Ihre Lebensordnungen hatten Generationen gefestigt. Die kontinuierliche Weitergabe von Erfahrung und Brauch, von geistig-seelischem und materiellen Erbe schuf echte Tradition. Unbewußte Naturverbundenheit formte das ganze Leben. Auf dem Lande verbanden sich Natur und Kultur zu unmittelbarer Wechselwirkung. So entfaltete der Bauer ein eigenwüchsiges geistiges Wesen. Seine kulturelle Geschichtlichkeit muß daraus verstanden werden.

Echtes Bauerntum leiht den Völkern ein Moment der Dauer. Es schwimmt über schlimmste Katastrophen hinweg. Selbst die apokalyptischen Reiter, die im Laufe der Zeiten einherbrausen, hinterlassen keinen entscheidenden Umbruch der natürlichen Lebensordnungen. Jedenfalls beruht die Geschichtlichkeit des Bauerntums in Europa überall auf konservativer Grundgesinnung.

Technik und Verkehr brachten den Bauerndörfern mit dem folgenschweren Verlust der insularen Geborgenheit die moderne Zivilisation. Diese zeitigte den Abbau der überkommenen Lebensumstände. Die alte ländliche Welt ist dabei aus den Fugen geraten. Beispiele für den erschreckenden Verfall des Eigenwertbewußtseins auf dem Lande wären leicht zu finden. Man hat schonungslos gesagt, der Landmensch sei schizophren geworden und leide an Bewußtseinspaltung. Vor allem der Bauer wird heute soziologisch und kulturell von unechtem Schein umgeben. Seine frühere Lebensform ist vergangen. Selbst das religiöse Grundverhalten hat an Formkraft verloren.

Der kommende gemeinsame Markt in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) stellt die ländliche Welt vor weitere Probleme, wenn auch der Zusammenschluß Europas politisch notwendig und wirtschaftlich auf die Dauer gut ist. Da die Landwirtschaft in die Neuordnung einbezogen wird, erwartet das Bauerntum tiefgreifende strukturelle Reformen. Der Zwang zu unternehmerischem Planen und kaufmännischer Produktion dürfte das Eindringen des neuen Geistes beschleunigen.

Dieser neue Geist liegt in Widerstreit mit überlieferten Lebensformen. Hauptsächlich der Bauer ist in den Zwist um den Wandel der Prinzipien hineingerissen. Er wurde unvorbereitet vom radikalen Wechsel seiner äußeren Umgebung überrumpelt.



Der technische Rationalisierungsprozeß verläuft heute auf dem Lande rapider als zu Beginn des Maschinenzeitalters in den Städten. Gewisse Begleitumstände des „Wirtschaftswunders“ ähneln historischen Phänomenen im städtischen Bürgertum bei Anbruch der industriellen Epoche. Ihr Ablauf stellt einen Modellfall für jene Entwicklung dar, die auf Weltebene im Verhältnis erwachender Agrarländer zu hochindustrialisierten Staaten begegnet.

Es ist wenig verwunderlich, daß zwei weltweite Kriege in unserem Jahrhundert von der bedenklichen Entwicklung abgelenkt haben. Auch zwei Inflationen prägten ihren Stempel in die Gefühlswelt der „guten alten Zeit“. Die von der Großgüterwirtschaft beherrschte „Agrarpolitik“ nahm kaum Rücksicht auf besondere Interessen der Bauern.

„Landwirtschaft als Gewerbe“ verstellte den Blick für geistig-seelische Belange des Landvolkes. Die Möglichkeit einer Einsicht der Notwendigkeit bäuerlicher Kulturpolitik war bis zum Beginn des ersten Weltkrieges kaum gegeben. Das vorige Jahrhundert kannte keine Mechanisierung im heutigen Sinne. Es bewegte sich beim Bemühen um Fortschritt der Landwirtschaft in Gedankengängen des Arztes Albrecht Th a e r (1752—1828), des „Vaters der rationellen Landwirtschaft.“ Dieser hatte den Sprung vom Bauerntum zur Landwirtschaft gefordert.

Das Wachstum der Maschinenteknik mit dem Wachstum des Verkehrs und der „Ausbruch der Volksbildung“ mit städtischer Zivilisation brachten fremden Geist auf das Land. Die Stadt und ihre Mängel machten vor dem Idyll der alten Dörfer nicht halt. Fortschritt und Reklame begünstigten die Verstädterung. Bauen, Benehmen und Sprechen, Einrichtungen und Kleidermoden der Städte gewannen Vorbildlichkeit. Nach außen gezeigter Verbrauch an Zivilisationsgütern erschien als „fortschrittliche Kultur.“ Das flache Land wurde hoffnungsloser Bastard städtischer Vorbilder. Heute trägt es auch in geistiger Hinsicht abgelegte Moden der Stadt auf. Dennoch meine ich nicht, daß nur Restbestände und Rudimente vergangener Ordnungen weiterleben. Ein total verstädtertes Land müßte freilich Großstadtbastard zwischen Natur und Technik werden.

Die gegenwärtige Kultursituation der Landbezirke ist keineswegs nur historisch belangvoll. Sie besitzt Ansatzpunkte für ver-

nünftige Erneuerung. Die beharrenden Kräfte im Bauerntum sind noch stark genug, tragfähige Gegengewichte für antitraditionalen Druck zu bilden. Gewisse natürliche Tendenzen geben zu Hoffnungen Anlaß. Pflegen wir sie mit zarter Hand, anstatt sie zu zerstören!

Kein nachdenklicher Beobachter kann an den bisherigen Schäden vorübergehen. Für die Heimatbewegung bedeutet der Umbruch im ländlichen Volkstum höchste Alarmstufe. Man mag versucht sein, alles unter negativen Vorzeichen zu sehen. Der Verlust des bäuerlichen Eigenwertbewußtseins enthüllt Untiefen, die sicherlich negativ zu werten sind. Wer Minderwertigkeitskomplexe abreagiert oder überkompensiert, dessen Verhalten hat keine überzeugende Kraft. Darin liegt des Rätsels Lösung für viele Halbheiten im gegenwärtigen ländlichen Lebensstil.

Ich selbst war und bin kein kritikloser Bewunderer des Bauerntums als ehemaligen Kulturträgers oder gar als biologischer Elite. Wer würde auch die griesgrämige, eigennützig „Vernunft“ mancher Bauern befürworten? Gelegentlich können kluge Bauern ebenso borniert sein wie dünnköpfige Großstadtspeißbürger, die die Auffassung bekunden: Er ist ein Schafskopf, er hat einen Hof!

Fest steht, daß der Bauer als Wesen besonderer Art der Kultur fähig ist. Der Verfall ländlichen Geistes muß den Verantwortlichen immer wieder zugerufen werden. Aus dem Echo in Briefen und sonstigen schriftlichen wie mündlichen Stellungnahmen, u. a. auch von seiten des Rundfunks, zu meinen Aufsätzen im Heimatkalender (1957, S. 33 ff) klingen unterschiedliche Ansichten über die Methoden zum Beheben des geistigen Notstandes auf dem Lande. Also bedarf es weiterer Beiträge zur Klärung der Standpunkte. Im übrigen sei auf meine Aufsätze über Spezialthemen verwiesen (1953, S. 31f; 1955, S. 111ff; 1956, S. 87ff; 1957, S. 81ff; 1958, S. 81ff; 1959, S. 114ff.).

Ich plane keine geschichtliche Betrachtung und kein bloß faktenmäßiges Durchleuchten. Mittels einer kommentierenden Interpretation der Lage, will ich den gegenwartsbezogenen Standort des ländlich-bäuerlichen Menschen, und zwar in seinem technischen Dasein finden. Daneben ist grundsätzliche Standortbestimmung der Heimatliebe mein Ziel. Schließlich will ich untersuchen, welchen Umfang die Folgen von Technik und Fortschritt, von Verkehr und Verstädterung erreichen können. Begriffe müssen in Übereinstim-



mung gebracht werden, um Wege zu zeigen, erkannten Gefahren auszuweichen oder sie zu überwinden.

Eingefahrene Klischees der Vorstellungen vom Lande und vom Bauern sind zu beseitigen. Keineswegs soll das verflossene Arsenal von „Blut und Boden“ wiederbemüht werden. Der Bereich unserer Fragen liegt außerhalb der landläufigen Schablone. Am meisten in Umlauf befindliche und am stärksten abgegriffene Münzen jenes Denkens, das aus romantischem Idealismus das Land verhätscheln wollte, müssen der Diskussion entzogen werden. Unser Problem hat andere Maßstäbe als die von ideologischen Weltverbesserungsplänen.

Es ist hier unvermeidlich, einige Binsenwahrheiten zu wiederholen: Früher produzierte der Bauer für keinen Markt. Der Hof war autark und eine Welt für sich. Er prägte die Weltanschauung der bäuerlichen Familien- und Arbeitsgemeinschaft und besaß sittlichen Eigenwert. Den Dörfern und Landschaften gab er charakteristische Züge. Der Hof von heute ist dagegen der gesamten Volkswirtschaft enger verhaftet. Das bäuerliche Tagewerk muß aus Gründen der billigen Produktion technische Gesetze befolgen, um volkswirtschaftlich sinnvoll zu bleiben und die Existenz des Hofes zu sichern.

Das Leben vieler Dörfer wird so nicht mehr vom Bauern allein bestimmt. Aus früheren Bauerndörfern wurden „ländliche Wohngemeinden“, zumal der Anteil der Bauernbevölkerung ständig weiter abnimmt. Der vollbäuerliche Volksteil wurde oft sogar Minderheit. Aber wie es gefährlich ist, eingebaute Handgriffe abzuschaffen, selbst wenn Besseres an ihre Stelle treten soll, so ist es gefährlich, alte Lebensordnungen abzulösen und durch neue zu ersetzen.

Der Abbau der dörflichen Insellage und bäuerlichen Autarkie geschah sinnfällig auf dem Gebiete der Energieversorgung (Elektrizität), des Brennstoffes (Kohle und Öl), des Kunstdüngers, der Futtermittel und der Baustoffe. Das Telefon trug in seiner Art dazu bei, die Isolierung aufzuheben. Heute wird dieser Vorgang geistig vollendet durch Presse, Film, Rundfunk und Fernsehen. Straßen, Eisenbahnen und Autos erschließen die entlegensten Bezirke. Die Flut fortschrittlicher Errungenschaften bedient sich dieser Kanäle, um in letzte Winkel vorzudringen. Es gibt keine Möglichkeit, Dämme zu errichten. Die Frage lautet: Wie retten wir die bäuerliche Substanz vor dem Untergang in technischem Materialismus und verstädterter Zivilisation?

Von höchster geistiger und geistlicher Warte befaßte sich Papst Pius XII. mit dem Grundanliegen des Landvolks in unseren Tagen. Während einer Ansprache an den italienischen Bauernbund (15. 11. 1946) hob er folgende Forderungen hervor: „Ihr müßt Sorge tragen, daß die wesentlichen Elemente dessen, was man echte, bäuerliche Kultur nennen könnte, der Nation erhalten bleiben: Arbeitsamkeit, Einfachheit und Echtheit des Lebens; Ehrfurcht vor der Autorität, besonders der Eltern; Liebe zur Heimat und Treue zu den Überlieferungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte so segendbringend erwiesen haben; gegenseitige Hilfsbereitschaft, nicht allein im Kreise der eigenen Familie, sondern auch von Familie zu Familie, von Haus zu Haus; und schließlich jenes eine, ohne das alle diese Werte keinen Bestand hätten, alle Vorzüge einbüßen würden und in ungezügelter Gewinnsucht ausarten müßten: wahrer religiöser Geist, Gottesfurcht, Gottvertrauen, lebendiger Glaube, der seinen täglichen Ausdruck findet, müssen das Leben derer leiten und führen, die das Land bebauen . . .“

In der gleichen Ansprache erklärte der Heilige Vater noch: „Die moderne Sozialgesetzgebung muß ihre Vorteile auch den bäuerlichen Bevölkerungsschichten gewähren, jedoch ihrem besonderen Charakter angemessen sein. Vor allem muß man ihnen die Möglichkeit einer sorgfältigen Erziehung geben, die in kluger Weise ihren Bedürfnissen angepaßt ist, und ihre berufliche Vervollkommnung fördern“. Die Bedeutung der päpstlichen Worte liegt in der Betonung des besonderen Charakters des ländlichen Lebens. Dieser wird verstanden im spezifischen Verhältnis zur Gemeinschaft (Familie, Nachbarschaft, Dorfgemeinschaft), zum Boden (Heimat, Bodenständigkeit, Natur, Arbeit) und zum Leben (Wohnung, Nahrung, Kleidung, Sprache, Brauch). So geben die päpstlichen Ausführungen wesentliche Hinweise für arteigene Führung der Landbevölkerung. Dieselben könnten in jedem zweckdienlichen Programm bäuerlicher Kulturpolitik stehen.

Vorzüglich scheint die Heimatbewegung als Bund idealen Wirkens berufen, den gefährdeten Landbezirken überzeitliche Fundamente artgemäßen Lebens zu erhalten, sie zu verteidigen und neu zu legen. Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem eigenen Volkstum, Treue und Liebe zur Heimat, Achtung vor lebendigen Traditionen sind Be-





Die neuzeitliche Technik fand erst nach 1900 langsam Eingang in unsere Dörfer. Nur zögernd bemächtigte sie sich des Erntevorgangs. Aber schon vor dem 1. Weltkrieg fuhren von schweren Pferden gezogene Dreschsätze, zu denen besonders die charakteristische mit Kienstubben oder Torf geheizte eiserne Dampflokobile gehörte, über Land. Noch schob man umständlich den mächtigen „Dreschkasten“ mit vereinten Kräften durch das Einfahrtstor in die alten Bauernhäuser, während der „Dämpfer“ vor dem Giebel Aufstellung nahm. Es war immer noch eine halbwegs „romantische“ Angelegenheit. An die unpersönliche Perfektion des heutigen Mähdrusches dachte noch niemand.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1929)

weggründe ihres Handelns. Aus solcher Verpflichtung ist der Ruf nach tatkräftiger bäuerlicher Kulturpolitik entstanden.

Manchem Heimatfreunde der alten Schule mag wohl mit mangelndem Blick für die wahre Natur der heutigen Spannungslage des flachen Landes die Einsicht in kulturpolitische Notwendigkeiten abgehen. Eigenbrötelei und liebgewordene Sondertouren auf dem Felde der Heimararbeit müssen hinter Forderungen nach grundsätzlicher Ausrichtung bäuerlicher Kulturpolitik zurücktreten. Alles monographische Schaffen und Forschen bedarf der gründlichen Einordnung in kulturpolitische Zusammenhänge. Schon aus optischen Gründen ist die Betonung dieses Sachverhaltes zu wünschen. Hoffentlich finden die Heimatfreunde in Wort und Tat zur solcher Linie zusammen.

Technik und Verstädterung

Im vorigen Jahrhundert schrieb Jakob Burckhardt: „Ich wünsche mir, daß alles Mechanisierbare möglichst bald und möglichst vollständig mechanisiert würde, damit der Geist für das übermechanische um so mehr Kraft und Muse behalte.“ Der bekannte Kulturphilosoph und Kulturhistoriker sprach damit zwei Gedanken aus, die heute unvermindert aktuell sind. Ich möchte sie besonders auf die gegenwärtige Situation des flachen Landes anwenden.

Nicht aus bloßer Freude am Mechanischen verfolgen landwirtschaftliche Techniker das Ziel, auf unseren Bauernhöfen „alles Mechanisierbare möglichst bald und möglichst vollständig“ zu mechanisieren. Es entspringt weder technischer Ambition noch geschäftlichem Kalkül der Industrie, wenn der „Fortschritt



Seit einigen Jahren gewinnt der Einsatz von Mähdreschern bei der Getreideernte auch in unserer Heimat überall an Boden. Die Ernte, früher ein zentrales Erlebnis mit beseeltem Brauch im bäuerlichen Schaffen und im althergebrachten Jahresablauf der Arbeit, wurde restlos aller bisherigen „Romantik“ entkleidet und zu einem ganz unpoetischen arbeitstechnischen Vorgang, den die nüchterne Relation von Arbeitskräftebedarf, Stundenleistung und Hektarertrag beherrscht. Die ehemalige geistige Wechselwirkung zwischen persönlicher Arbeit und der Ernte als dem „Brot“ wird allmählich im bäuerlichen Bewußtsein überlagert von materiellen Erwägungen der Zweckmäßigkeit und des Nutzens.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1959)

auf dem Lande“ stärker als je propagiert wird.. Dahinter drängt im Interesse unserer Höfe das unerbittliche „Muß“.

Falls unsere Bauernhöfe lebensfähig bleiben wollen, müssen sie mit möglichst geringem Arbeitsaufwand und möglichst wenig Kosten zu möglichst hochwertiger Erzeugung kommen. Das technische Aufgebot hat wohl- abgewogene Verhältnisse zum erreichbaren Ergebnis zu gewinnen. Innerhalb des gemeinsamen Marktes der EWG-Länder fordert verschärfter Wettbewerb ein Höchstmaß betrieblicher Anpassungsfähigkeit. Ganz neue Komponenten, deren betriebliche und menschliche Auswirkungen kaum zu erahnen sind, werden den Bauernhöfen als Grundgesetz des Fortschrittes vorschreiben: Vereinfachung der Erzeugung und des Betriebsablaufes mittels Mechanisierung. Der Zweck der „Grünen

Pläne“ besteht ja darin, die Entwicklung strukturell vorzubereiten und auf die Zukunft auszurichten.

Aber die aufgezwungene und angestrebte souveräne Beherrschung der landwirtschaftlichen Technik hilft wenig, wenn der bäuerliche Mensch im geistig-seelischen Haushalt zu kurz kommt. Die Vervollständigung des Mechanischen fordert aus ethischen Gründen eine Kontrolle der Einflüsse auf die Bauernfamilien und die ländliche Gesellschaft. Alles im Leben hat seinen Preis, auch die Rationalisierung der Bauernhöfe; im materiellen Sinne, was das Unwichtigere und Leichtere wäre, wie im ideellen.

Die Aufgabe, die dem Menschen als geistbegabtem Wesen gestellt ist, lautet im klassischen biblischen Gebot: „Macht euch die Erde untertan!“ Jedoch der Mensch lebt stän-

dig in Gefahr, vor diesem Gebot zu versagen, indem er dem Materiellen die Übermacht über sich einräumt. Er wird der Erde untertan, anstatt sie sich untertan zu machen. Geister wie Burckhardt und später viele andere haben erkannt, welche Bedrohung unser Zeitalter heraufführt. Ungehemmt fortschreitende Technik unter Mißachtung des Menschen würde Entpersönlichung im Gefolge haben. Am Ende wüchse daraus der genormte Massenmensch ohne bodenständigen und metaphysischen Rückhalt.

Der technische Fortschritt ist den überkommenen Denkvorstellungen vorausgeeilt. Eben das brachte angestammte Ordnungen zu gründlichem Einsturz. Radikale Technik begnügt sich mit vordergründigem, materialistisch aufgefaßten „Fortschritt“. Sie berücksichtigt kaum, ob „der Geist für das Übermechanische um so mehr Kraft und Muße behalte.“ Unter dem „Übermechanischen“ versteht Burckhardt das „Übermenschliche“, das den Menschen in freier Würde erst zum Menschen macht, aber die Souveränität des Geistes über den mechanischen Bereich voraussetzt (noch nicht Auffassung vom „Übermenschen“ im Sinne Nietzsches!).

Besonders in den körperlichen und geistigen Kräftehaushalt des Landmenschen griff die Technik tiefgehend ein. Ihre fast magische Potenz löste folgenschwere Umwertungen aus. Die Unreife des Landmenschen im Umgang mit der Technik trat bald zutage, und der Infantilismus auf vielen Lebensgebieten bildet seit Beginn des Fortschrittes ein Problem für sich. Tatsächlich ist die Freude an Motorisierung und Mechanisierung integrierender Bestandteil des bäuerlichen Schaffens geworden. Sie wirkt auf das Wesen des Landvolkes ein, wie es niemand vorausgesehen hat. Heute zeichnen sich Linien ab. Das Bauerntum ist irgendwie der Faszination der Technik erlegen.

Weil das technische Bewußtsein des Bauern naiv, um nicht zu sagen: infantil, ist, enthüllt es bejammernswerte Unreife im Gebrauch des „Fortschrittes“. Immer einseitiger bezieht der Bauer sein Lebensgefühl aus der Macht des Motors. Motorenkraft potenziert die menschliche Kraft. Der Zuwachs an produktiver Potenz durch Kunstdünger, Meliorierung, Umlegung und Rationalisierung, sowie der Zuwachs an mechanischer Potenz in Gestalt von Maschinen und Apparaten erweitert den engen Lebensraum so sehr, daß bäuerliche Menschen das unbefangene Verhältnis zur Natur und Übernatur verlieren. Gegebenheiten des Fort-

schritts wirken nicht naturbedingt und gottgewollt. Die Welt des Glaubens an Motore und Maschinen läßt in ruinierender Betriebssamkeit, die keine Zeit für Besinnung erlaubt, vor der Landbevölkerung ein naturwissenschaftliches bzw. technisches Lebensideal entstehen. Mystik des Fortschritts sucht Gott zum unverbindlichen Symbol ohne persönliche Realität zu degradieren . . .

Der anstürmende Materialismus steht in unmittelbarer Wechselwirkung mit der Entchristlichung des Landes. Je mehr die Landwirtschaft mechanisiert und rationalisiert, desto größer wird die Gefahr, daß jenes urbäuerliche Weltgefühl, von dem die Einstellung zu Leben und Natur abhängt, eine Umkehrung erleidet. Der Bauer sieht ursprünglich in der Welt Gottes Schöpfung. Die Kreatur trägt für ihn die Spuren der schöpferischen göttlichen Liebe. Das Geheimnis um Werden und Fruchtbarkeit empfindet er als eigentlichen Inhalt des Lebens. Die technisch entzauberte Welt muß das metaphysische Organ des Bauern langsam verkümmern lassen. Mit dem materiellen Lebensprozeß, in den die bäuerlichen Menschen unmerklich hineingleiten, bietet dann das technisierte Leben den letzten Zusammenhalt, um einfach zu existieren, bzw. geistig zu vegetieren. Dieser Zusammenhalt könnte mit der Zeit so stark werden, daß er der metaphysischen Klammer nicht mehr bedarf. Sobald der Landmensch nur noch die Klammer des mechanisch-technischen Zusammenhaltes anerkennen würde, empfände er religiöses Gefühl als Flucht in zwecklose Unwirklichkeit. Ihm wäre damit die unentbehrliche Lebensgrundlage, religiöse Gläubigkeit, entzogen.

Einseitiges technisches Denken kreist in einer Apparaturenwelt. Der Fortschritt zwingt in die Form äußerster Zweckmäßigkeit, deren materialistischer Hintergrund zunächst nicht sichtbar ist. Die Maschine erfüllt sachliche Spitzenleistungen. Ihr Zweckmaterialismus kennt keine Seele. Der dem Diktat der Rationalisierung gehorchende Bauer verfiel allmählich funktionalistischem Denken. Wer restlos verzweckt wird, verliert die Empfänglichkeit für ideale und seelische Sinngehalte. Er opfert sein Gmeüt einem leeren Wahn und erfaßt nur die Brauchbarkeit, nicht die Sinnhaftigkeit der Dinge. —

Die „Wunder der Technik“ mit dem faszinierenden Spiel der Räder und Wellen erzeugen leicht Voreingenommenheit gegenüber unberechenbaren Hintergründen des Lebens. Sie wiegen den Menschen in trügerischer Sicherheit, weil sie als Konstruktionen zu durch-

schauen und bewundernswert sind. Dem konstruierten Mechanismus wird mehr Aufmerksamkeit gewidmet als dem lebendigen Organismus. Der technische Trick oder „Pfiff“ mit seinen überraschenden Sensationen beeindruckt naive Gemüter stärker als das Mysterium des Lebens.

Der Fortschritt droht also auf dem Lande ursprüngliche Beziehungen zu Gott, Natur, Leben, Arbeit und zum Mitmenschen zu verfälschen. Es gehört innere Reife dazu, richtige Maßstäbe für die beseelte organische und unbeseelte technische Welt zu gewinnen, damit das „Übermechanische“ den Geist und die Muße entbindet, anstatt sie zu fesseln.

Der „vollmechanisierte“ Bauer wird im Tier und im Getreide nur den Marktwert sehen. Er verschleißt sein gemüthafes Verhältnis zu ihnen auf der Ebene rationeller Produktion und materiellen Ertrages. Pflanzliche und tierische „Veredlungswirtschaft“ tritt ins Licht materiellen Gewinnstrebens. Biologische Erkenntnisse dienen fortan agrarchemischer Massenerzeugung, sowie merkantiler Fütterungs- und Fortpflanzungsmechanik (künstliche Besamung). Sie gelangen aus dem Bereich metaphysischer Sinnhaftigkeit in die entgeistigte Zone der Zweckmäßigkeit. Am Ende löst der vollautomatische „landwirtschaftliche Betrieb“ das bäuerliche Hegen und Pflegen der Natur und des Lebens in unbewußter menschlicher Anteilnahme und beseelter Wärme ab. Das Gleichgewicht der alten Kulturlandschaft weicht einer gewerblichen Agrarsteppe. Trostlose Hofplanungen mit verzweckten Bauten ersetzen die angestammte Bauernhauslandschaft.

Auch die innere Einstellung zur Arbeit wird entscheidend umgewandelt. Rationalisierung hat die Arbeit in unwahrscheinlichem Maße profitabel gemacht. Mit Hilfe von Motor, Maschine und Apparat geht alles bequemer und schneller. Man verdient bei weniger Arbeit mehr Geld. Rationell mechanisierte Tätigkeit hat der Handarbeit den sittlichen Wert genommen und erscheint nicht als Mittel zum Broterwerb und zur Schaffung des rohen Lebensunterhaltes, sondern als Chance lohnenden Gewinnstrebens. Man kauft und verkauft Arbeitskraft mit bestem Erfolge nach dem materiellen Ergebnis und der sozialen Begünstigung. Deswegen wachsen aus der Landbevölkerung kaum Arbeitskräfte für den Bauernhof nach, dessen Löhne und Arbeitsverhältnisse hinter der mechanisierten Industrie zurückstehen.

Die Arbeit überhaupt verlor viel vom Ursinn des biblischen Fluches aus dem Paradiese: Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen; Disteln und Dornen soll dir die Erde tragen! Selbst die bäuerliche Arbeit wurde zum Lebensbedürfnis, das auf den Bauernhöfen durch einen unsinnigen Leerlauf hastiger Betriebsamkeit Befriedigung sucht. Die Hast nach der Arbeit ist Hast nach Gewinn geworden. Sie zielt nicht auf das „Brot“ im alten Sinne. Außerdem hat die Landwirtschaft im modernen Industriestaat „den Markt entdeckt“. Der gewerbliche Landwirt (Produzent), der kein „Bauer“ mehr ist, schaltet profitable Absatzüberlegungen maßgeblich in Arbeit und Erzeugung ein. Gerade im sozialisierten Industriestaat entstand aus der ursprünglichen Notdurft der Arbeit die „Pflicht zur Arbeit“, und dann, als der Begriff „Lebensstandard“ moralisch untermauert wurde, das „Recht auf Arbeit“.

Frühere Begriffe von Nahrung, Kleidung und Wohnung rücken ebenfalls in andere Beleuchtung. Die Landbevölkerung projiziert ihre Wunschbilder schon weitgehend in den technischen Raum. In ihm stehen: Traktor, Auto, Landmaschinen, Kühlschrank, Staubsauger, Radio, Fernsehgerät usw. Das „Wirtschaftswunder“ hat die allgemeine Konsumfreudigkeit bis zur Verbrauchsbarbarei gesteigert. Als soziologische und zivilisatorische Folgen des Massenkonsums und Lebensstandardwahns greifen von der Industriegesellschaft städtische Lebensgewohnheiten auf das Land und die Bauernhöfe über. Arbeitsamkeit, Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit, Frömmigkeit, Einfachheit und Echtheit — zeitlose bäuerliche Grundtugenden — gehen langsam unter im erwachenden „Lebenshunger“ einer ländlichen Generation, die des Glaubens an Wertbeständigkeit beraubt wurde.

Einrichtungsgegenstände in den „Bauernvillen“ werden dekorativer Selbstzweck (Kitsch!) und nehmen modischen Talmiglanz an. Das natürliche Empfinden für Form, das früher als bester Wertmesser vorhanden war, ist auf allen Lebensgebieten in raschem Schwinden begriffen. Sprache und Benehmen, Feste und Feiern sind ebenso des sicheren Geschmacks für Maß verlustig gegangen, wie Kleidung und Gastfreundschaft. Früher erlebte der Bauer seinen Feierabend und mit ihm das ganze Dorf. Heute „gestaltet man seine Freizeit.“ So schließt sich der Teufelskreis, aus dem das Landvolk herauszuführen, gebietende Aufgabe bäuerlicher Kulturpolitik ist.

Gibt es einen einzigen Bauern, dessen Daseinsfreude durch Traktor, Auto, Melkmaschine, mechanische Entmistung usw., also durch „Errungenschaften der Technik“ wahrhaft vermehrt würde? Schenken solche Dinge, obwohl sie arbeitsparend und bequemer, deswegen notwendig oder wünschenswert sind, dem Bauern mehr Zeit für Behagen und Muße im Sinne des „Übermenschlichen“ von Burckhardt? Würde unser Bauer, wenn er wieder mehr Zeit gewänne — die bisherige Erfahrung lehrt das Gegenteil — dieselbe kulturell und geistig nützen? Könnte es wirklich gelingen, die brachliegende bäuerliche Phantasie schöpferisch neuzuwecken? Oder würde das Wort von der „Verbauerung bis zum Stumpfsinn“ Wahrheit werden, weil inhaltlose Verstädterung, die für das Linsengericht zivilisatorischen Fortschrittes erworben wurde, die Möglichkeit einer eigenen, vernünftigen Lebensreform außer Kraft setzt? Solche Fragen drängen sich heute dem vorurteilslosen Betrachter von selbst auf.

Anlässlich des I. Internationalen Kongresses für Probleme der bäuerlichen Welt (2. 7. 1951) stellte Papst Pius XII. dazu fest: „Jeder vernünftige Mensch muß zugeben, daß das Wirtschaftssystem des industriellen Kapitalismus dazu beigetragen hat, die Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrages möglich zu machen oder wenigstens zu fördern, und daß es in manchen Gebieten der Welt dazu geführt hat, das leibliche und geistige Leben der Landbevölkerung auf ein höheres Niveau zu heben. Man braucht also nicht dieses System als solches zu verwerfen, wohl aber die Gefahr, die es heraufbeschwören würde, wenn es durch seinen Einfluß den besonderen Charakter des ländlichen Lebens verändern würde, indem es diesen dem Leben der städtischen und industriellen Zentren angleiche, indem es aus dem „Land“, so wie man es versteht, eine bloße Erweiterung oder ein Anhängsel der „Stadt“ machte . . .“

Die Bedeutung der päpstlichen Worte liegt in der Betonung „des besonderen Charakters des ländlichen Lebens“ und des flachen Landes, „so wie man es versteht“. Dafür wird eine Lebensform mit eigenen Ordnungen gefordert. Der Fortschritt in Gestalt von Technik und städtischer Zivilisation darf diese nicht gefährden oder ändern. Eine unkontrollierte Entwicklung würde in der Tat tödliche Konsequenzen nachziehen. Ländliches Bauerntum muß im Vergleich zur städtischen Industriegesellschaft nach eigenen Gesetzen innerer Haltung und äußerer Lebensführung sein Dasein gestalten.

Das Leben im Schnittpunkt technischer Kraftlinien schafft auch auf dem Lande einen Zustand wachsender Vereinzelung. Ehemaliges Aufeinander-Angewiesensein in Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft ist weitgehend gelockert. Moderne Verkehrs- und Nachrichtenmittel erlauben größere persönliche Unabhängigkeit als früher. Auto und Telefon ersetzen manche freundnachbarliche Bemühung. Gelegenheiten zu menschlicher Begegnung in Freude und Leid verringern sich mit zunehmender Verstädterung. Überall auf dem Lande fällt heute die Wechselwirkung zwischen steigendem Lebensstandard und mangelnder Bereitschaft zu öffentlicher Verantwortung oder zu persönlichen Opfern für das Wohl der Gesamtheit auf. Die gegenseitige Abkapselung ist in unseren Dörfern klassischer Gradmesser für den Stand des „Fortschritts.“ Vorzüglich das Auto scheint mehr als in der Stadt eine schillernde soziale und soziologische Rolle zu gewinnen. Im idealen und realen Sinne hat es den Anschluß der Bauernhöfe an die „Welt“ vollendet. Sein revolutionierender Einfluß auf den Gang der ländlichen Dinge bedürfte einer Sonderuntersuchung.

Auch die extreme städtische Liberalisierung der Familie infolge der Gleichberechtigung von Mann und Frau wirkt auf die Präge- und Bindekraft bodenständiger Bauernfamilien zurück. Die bäuerliche Kultur war einmal echte Familienkultur, die ganzen Reihen von Geschlechtern das Gesicht gab. Der Hof galt als heiliges Erbgut, die Sippe als Rückhalt und Auftrag. Eine patriarchalische Familienarbeitsgemeinschaft umschloß dort den Bauern mit Gesinde, während die Arbeit des mechanisierten „landwirtschaftlichen Betriebes“ von heute immer mehr städtisch unpersönlich verläuft. In das familiäre Ethos der ländlichen Geschlechter bricht unaufhaltsame Verstädterung mit auflösendem Geist. Sie emanzipiert sich verantwortungslos von Hof und Sippe, zumal „wenn der Betriebsleiter (Hoferbe) seinen Arbeitern (Geschwistern) den Lohn vorenthält.“

Das Wort Tradition ist aus dem städtischen Vokabular des Fortschritts gestrichen. Auch auf dem Lande gehört es nicht mehr zu den gängigen Münzen. Der Import einer vom Fundament der christlichen Kultur losgelösten städtischen Zivilisation wurde der traditionellen dörflichen Moral deswegen zum Verhängnis. Daraus resultieren weitere geistige Gefahren der Verstädterung. Die unerschütterliche öffentliche Meinung von einst wurde all-

mählich labil, wenn nicht rücksichtslos und taktlos sensationsgierig wie in der Stadt. Die Verbindlichkeit des Gebotes christlicher Nächstenliebe, auch im öffentlichen Raum, erlitt durch Fortschritt bzw. kalte Verstärkung empfindliche Stöße.

Ehemals entstand die öffentliche Meinung des Dorfes aus dem lebenserfahrenen Urteil angesehener Vertreter der Dorfgemeinschaft und von der sonntäglichen Kanzel aus. Heute wird sie von unten her gemacht in leichtfertigen, unverantwortlichem Thekengeschwätz, sowie in haltlosem Tratsch, den Neid, Argwohn, Schadenfreude und freventliches Urteil ohne Mitleid steuern. Hemmungsloser Klatsch kennt im gegenwärtigen Dorf, wo alle überkommenen Begriffe wanken, kein Tabu mehr. Hämische Brunnenvergifter kritisieren, verdächtigen und zerreden mit Erfolg alles, ohne Gefahr zu laufen, von Anstand und Zivilcourage wertvollerer Typen in die Schranken gewiesen zu werden. Doppelte Moral und verlogenes Pharisäertum halten die Illusion eigenen Ansehens aufrecht.

Vom Fortschrittsglauben aufgewiegelt, von städtischer Zivilisation irritiert, ließ die Landbevölkerung moderne Hast und Hetze in ihren beschaulichen Kreis. Seitdem leidet das Land unter der Diskrepanz seiner naturhaften Gegebenheiten mit der technischen Zivilisation, die den Lebensbereich erweitert und die Lebensführung verändert. Die Landbevölkerung vermag die Unzahl der täglich neuen Eindrücke, die manchmal rasch, wie gekommen, enteilen, nicht zu verarbeiten. Die Harmonie des von eigenen Kräften durchdrungenen Erlebens mit der Möglichkeit des Verarbeitens durch eigenes Denken ist gestört. Zur Besinnung fehlen Antrieb und Zeit. So ist das echte, ausreifende Gespräch der allgemeinen Unrast unserer Tage und der geistig-seelischen Aushöhlung der Bauernfamilien gewichen. Auch auf dem Lande hört kaum noch einer dem anderen, mit Ausnahme bei Klatschereien, geduldig im anspruchsvolleren Gespräch zu.

Der bäuerliche Mensch ist von Natur zum „artifex“ berufen. Er vollendete seine Würde früher durchaus im „intellegere“ und „agere“. Ich verstehe darunter sinnvoll gestaltendes (nicht nur rationell-mechanisches oder rein zweckgebundenes) Handeln. Technik und Verstärkung scheinen jedoch außerstande, dem Dorfe und den Bauernhöfen die Möglichkeit einer Selbstdarstellung zu bieten. Chemie und Physik, die Grundlagen des Fortschritts, haben den Bauern in einige Geheim-

nisse („Wunder“) der Natur eingeführt. Wo aber Halbheit und Ehrfurchtslosigkeit die echten Geheimnisse verschütten, da geht die Fähigkeit und Möglichkeit metaphysischen oder symbolischen Denkens verloren. Beide erscheinen dem verzweckten Lebensgefühl als unfruchtbar, zwecklos und unreal. Der latente Trieb und die unbewußte Bereitschaft zu arteigener Lebensform fristen das Leben weiter. Schüchterne Verborgenheit ist ihr Los.

Selbstverständlich soll der Landmensch die in den Dingen angelegten Ordnungsgesetze mit nüchternem Sachverstand erkennen und nutzbar machen. Gerade er lebt zwingend unmittelbar dem Satz: Macht euch die Erde untertan! Aber er pflegt den Sinn für die Zeichenhaftigkeit und den Symbolwert der Dinge nicht weiter. So verwechselt er den Zweck einer Maschine mit ihrer Bedeutung. Der höhere Sinn der Technik wird kaum empfunden. Es ist zum Beispiel sinnvoll, im physikalischen Gesetz der Gravitation die zentrale Gottbezogenheit alles Geschöpflichen gleichnishaft zu erkennen. Dennoch erhalten schon auf dem Lande heute vordergründige Zweckordnungen jederzeit den Vorrang vor der Fülle hintergründiger Sinngehalte, aus denen religiöse Bezüge resultieren. Auch die Zweckverhaftung der Arbeit wird kaum mehr durch meditative Erfahrungen ihres Sinnes auf das rechte Maß zurückgeführt.

Der ländliche Mensch lebt nicht in den Dingen, die Technik und Verstärkung täglich in seinen Lebenskreis und ins Haus bringen. Deswegen gewinnen dieselben kein schöpferisches Leben durch ihn selber. Es ließen sich endlos Beispiele anführen, wie heute auf dem Lande überall Halbheiten und Verlogenheiten vorherrschen. Ich muß auf solche verzichten, auch auf die Gefahr hin, scheinbar der konkreten Analyse meiner Thesen auszuweichen. Aber flüchtig sei erinnert an den offenbaren Verfall von Brauchtum, Sitte, Tracht, Volkstanz, Volkslied, Mundart, Hausbau usw. Selbst der neutrale Beobachter wird einräumen, daß hier eine Tragödie anläuft. Dieselbe kann das kulturelle Schicksal der Landbevölkerung besiegeln, wenn die Entwicklung nicht unter Kontrolle bleibt. Die Kälte der Welt strömt jetzt unaufhaltsam in die offenen ländlichen Bezirke. Der Bauer gerät endgültig in die Fangarme der nüchternen, entzauberten und entseelten Zweckmechanik einer globalen amorphen Zivilisation. Er ist zwar weltoffen, aber nicht weltweise geworden.



Dieser Gedenkstein am Lohner Aussichtsturm kündigt von dem Wissen um die vernünftige Ergänzung von Stadt und Land. Seinerzeit (1908) war die ungesunde Verstädterung des Landes im heutigen Sinne noch kein Problem.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1929)

Schlußbetrachtung

Was wäre mit einem Gemälde des Sonnenuntergangs der bäuerlichen Kultur überhaupt menschlich bewiesen bzw. gewonnen? Oder sind die Reflektionen über den geschichtlichen und gegenwärtigen Vorgang bäuerlicher Kultur mit den daraus entwickelten Thesen falsch? Jedenfalls wollte ich ein erregendes Fazit ziehen. Aber Reflektion allein führt nicht weiter. Vom Impuls über die Einsicht ist noch mancher Schritt zur praktischen Tat.

Meine kontrapunktische und dialektische Manier soll die Synthese vorbereiten helfen. Eine Gegenüberstellung extremer Gedankengänge kann die Mitte der Realität treffen. Ich bin mir der üblichen Gefahren von Verallgemeinerungen bewußt, doch die Existenz der hier berührten Zusammenhänge dürfte niemand leugnen. Es ist jedenfalls nicht meine Absicht, aus einem unentwirrten Gemenge von richtigen Beobachtungen, gewagten Erklärungen und kühnen Beurteilungen

die Hypothese einer bäuerlichen Kulturpolitik zu entwickeln.

Das Wesen der Ordnungen des Landes ist schwer zu klären und noch schwerer zu erklären. Nur bedingt läßt sich ein zutreffendes Wesensdiagramm der gegenwärtigen Situation entwerfen. Das fließende Feld der Veränderungen gibt keinen festen Standort, um die verworrenen Grundlinien des schillernden Bildes ausreichend klar aufzuzeigen.

Eine zwingend klare Darstellung ist aber notwendig, wenn man grundsätzlichen Erkenntnissen die Wege ebnen will. Es fehlt nicht an Stimmen, die entschieden auf Klärung drängen. Wer die tägliche Fühlung mit den Symptomen entbehrt, dem geht rasch die unerläßliche Anteilnahme dafür ab, und dem fehlen praktische Grundlagen für das Urteil. Richtig verstanden trifft das Wort von der „Distanz zum Stoff“, wie die Erfahrung lehrt, hier nicht zu. Eigentlich wären alle Veränderungen einzeln und möglichst drastisch darzustellen gewesen, aber die Darstellung hätte an diesem Platze den Umfang des Aufsatzes gesprengt. Es ist ohnehin fraglich, ob unser Thema bei verstädterten Menschen ankommt.

Ich habe versucht, ein Komponentenbündel zu entwirren und Imponderabilien des heutigen Lebens der Landbevölkerung aufzudecken. Dazu mußten Hilfsgeister mit intellektuellen Ansprüchen beschworen werden. Ich wollte Modelle zur Diskussion stellen, aus denen vielleicht Anregungen für den Weg der Heimatarbeit zu gewinnen sind. Vor allem geht es mir um weittragende Forderungen umfassender bäuerlicher Kulturpolitik, sozusagen unter dem Gesichtswinkel des Atomzeitalters.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich betonen, daß die geforderte „bäuerliche Kulturpolitik“ keineswegs verwaschene „Volkskultur“ oder aus „volkskundlicher Romantik“ irgendwelchen Ersatz für primitive Mythologie intendiert. Auch glaube ich nicht im Sinne des vorigen Jahrhunderts an „Kultur“ als Allheilmittel und Religionsersatz. Aber für mich sind konservative Parolen nicht ohne weiteres unfruchtbar und reaktionär. Trotzdem habe ich persönlich keine Hemmungen, veraltete Traditionen mutig über Bord zu werfen. So lehne ich es

ab, überheblichem Nationalismus durch provinzielle Hausbackenheit die Hintertür zu öffnen. Es bedarf weder „vaterländischer Erneuerung“ noch „nationalen Erwachens“ Eigenständigkeit zu erhalten oder neu aufzubauen.

Bäuerliche Kulturpolitik ist bei wachsender Verstädterung der Landbezirke ein weltweites Problem. Mindestens in Europa hat sie höchste Aktualität. Die Gestalt der europäischen Landwirtschaft soll von bäuerlicher Familienwirtschaft, nicht von Farm oder Kolchose bestimmt werden. So verlaublich kürzlich ein sachverständiges Gremium der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Danach müßte der Kampf gegen die Verstädterung des Landes integrierender Bestandteil bäuerlicher Kulturpolitik werden. Man darf dieselbe nicht mit der traditionellen „Agrarpolitik“ verwechseln, die für materielle Belange eintritt und gelegentlich im Bauerntum sogar den Gegner der „Landwirtschaft“ gesehen hat.

Es geht um die vernünftige Abgrenzung der Lebenskreise. Den alten Satz: Stadt und Land, Hand in Hand, verstehe ich so, daß beide im Volksganzen gleichberechtigt sein sollen. Es mag einen fundamentalen Gegensatz zwischen großstädtischem Nomadentum und ländlichem Volkstum geben. Doch existiert kein Gegensatz zwischen Stadt und Land an sich. Nur die Verwischung oder Vermischung beider ist verderblich. Eine Umformung unseres Gesamtvolkes zur modernen Industriegesellschaft auf Kosten der Landbevölkerung muß mit allen Mitteln verhindert werden. Stadt und Land bilden in gesunden Völkern eine fruchtbare Ergänzung. Bäuerliche Kulturpolitik stimmt ihr Handeln in solchem Sinne ab. Sie vermeidet die Alternative: Landvolk oder Verstädterung. Aber sie sucht jene ehrliche Synthese: Landvolk und Fortschritt, die Papst Pius XII empfiehlt und Jakob Burckhardt lehrt.

Technik, Verkehr und Verstädterung sind schicksalhafte Vorgänge. Ihre Reaktionen im Bereich der seelischen, geistigen und körperlichen Kräfte des Landmenschen müßten Kernthemen wissenschaftlicher Untersuchungsreihen sein. Ihre Folgen bedürfen dringender als je objektiver Forschung, um Wege zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung zu entdecken. Wir brauchen theologisch-seelsorgliche, kulturhistorische, so-

ziologische und psychologische Arbeitskreise im Dienste bäuerlicher Kulturpolitik. Die Öffentlichkeit erwartet besser als bisher Aufklärung über die allgemeinen Gefahren der Verstädterung. Leider leisten wir uns den Luxus, die brennendste Frage unserer völkischen Existenz zu vernachlässigen.

Die Lebenskrise des flachen Landes kann überwunden werden, wenn Staat und Kirchen, Verwaltung und Landwirtschaft, Lehre und Forschung, Seelsorge und Heimatbewegung sich verständnisvoll in den Belangen bäuerlicher Kulturpolitik begegnen. Der Landbevölkerung ist die Bilanz des „Fortschritts“ mit einem klaren „Soll und Haben“ vorzuführen. Wenn alle Mittel der Aufklärung zweckdienlich eingesetzt werden, müßte auch der Bauer die Gefährdung seiner Eigenständigkeit erkennen und beginnen, künftigen Gefahren folgerichtig entgegenzutreten.

Die Aufgaben, die die strukturellen Veränderungen des flachen Landes stellen, sind nicht auf dem Wege der Privatinitiative zu lösen. Wenn auch das Bedürfnis nach Aufklärung über die eigene Situation auf dem Lande selbst groß ist, steht doch die Notwendigkeit der Aufklärung in Kreisen von Politik, Verwaltung, Wissenschaft, Lehre und Volkserziehung an der Spitze. Es ist wichtig, daß die geistige Führung der bäuerlichen Kulturpolitik in rechte Hände kommt. Hier könnten Exponenten der Heimatbewegung die Initialzündung anregen. Dieser dornenvolle Weg führt über Hürden von Mißverständnissen, die manchen Heimatfreund abschrecken.

Es ist nutzlos, der „guten, alten Zeit“ nachzutruern. Sie ging für immer dahin. Kein Mensch möchte unter den Verhältnissen von früher leben. Die fortschreitende Technik zieht jeden in ihre Bahn. Sie kümmert es nicht, ob man sie als Segen oder Teufelswerk deutet. Ich predige weder Haß gegen Technik und Verkehr oder gegen rationelle Erzeugung von Lebensmitteln, noch befürworte ich Rückkehr zum primitiven Lebensstil der Vergangenheit. Ich warne nur davor, unsere Bauernhöfe durch „landwirtschaftliche Betriebe“ oder durch „Agrarfabriken“ abzulösen. Eine gute ländlich-bäuerliche Lebensweise kann eine schlechte Umwelt bis zu einem gewissen Grade wettmachen; aber eine gute Umwelt vermag

keine hochzivilisierte, doch schlechte ländlich-bäuerliche Lebensweise wettzumachen.

Niemand glaubt mehr an den „ewigen Fortschritt“ oder an den Fortschritt als Selbstzweck. Man stellt heute sofort die Frage nach dem „Wohin“ des Fortschritts. Diese Frage ist im Zeitalter der politischen, materialistischen und atheistischen Ideologien hochexplosiv geworden. Von der Art ihrer Beantwortung hängen in einigen Gebieten unserer Erde Tod, Verbannung oder Konzentrationslager ab. Die christliche Religion hat bezeichnender Weise keinen Fortschrittsglauben, nicht einmal mit moralischer Tendenz, entwickelt. Es ist gewiß nicht Gottes Wille, seine herrlichen Schöpfungen vielfältiger Volkstümer durch wahnwitzige „Entwicklungen“ zerstören zu lassen. Erst vom luziferischen Gipfel der Technik käme der Sturz in den allgemeinen Untergang. Wenn den „kulturellen“ Zuständen des Landes von heute nicht planvoll begegnet wird, entsteht eine Leere, in die alles nachstürzt: Religion, Heimat, Tradition, Sitte und Brauch, persönliches Gewissen und Verantwortungsgefühl.

Der billige Einwand, man könne das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen, ist trivialer Gemeinplatz. Im übrigen hinkt der Vergleich. Es bedeutet kein Argument, daß die Einbahnstraße des Fortschritts unaufhaltsam weiterführt. Bäuerliche Kulturpolitik soll verhüten, daß diese Einbahnstraße für das Land zur Sackgasse wird. Die demolierte ländliche Kultur findet wenig Freunde. Es ist eine undankbare Sache, gegen den Strom zu schwimmen. Doch die Verteidigung der Gegenwart leiht beste Waffen, um der Zukunft eine Bresche zu schlagen.

Muß das Land den ganzen Sündenfall der technischen Zivilisation wiederholen, den die Stadt einmal begangen hat? Wer könnte unser Bauerntum aus dem Sumpf des kommerziellen Zusammenbruchs retten, wenn das „Wirtschaftswunder“ versagt oder der Kommunismus das Eigentum raubt? Was füllt die innere Leere, wenn der Götzendienst des Konsums nicht mehr befriedigen kann? Wo stehen dann Wegweiser an der Straße des traditionslosen, entwurzelten Materialismus? Sagte ein internationaler Bauernverächter zu Unrecht, daß der Bauer, dem das Diesseits letzter Wert

ist, zur Bestie oder zum Barbaren wird? Eine Antwort auf meine Fragen kann weder sozialistisch noch materialistisch gefunden werden. Sie existiert geistig, religiös und moralisch.

Ich glaube, verheißungsvolle Anzeichen zu sehen, die den Beginn einer neuen Rundung des aufgerissenen ländlichen Bereiches möglich erscheinen lassen. Natürlich kommt es dabei auf die Aspekte an. Der Bildungswille auf dem Lande ist unverkennbar. Sehr aufgeschlossen für alle Fragen der menschlichen Auswirkungen der Mechanisierung erweist sich die Landjugend. Man darf von einem wahren Wissenshunger der besten Jungbauern sprechen. Dieser findet leider noch zu selten richtige Informationsquellen. Die Chance der Landvolkhochschulen — Bildungsstätten mit dem Anspruch, den ganzen bäuerlichen Menschen zu erfassen — wächst von Jahr zu Jahr. In der Landjugend lebt heilsame Unruhe, die irgendwie zum Nachdenken treibt. Die jungen Bauernfamilien werden eines Tages keinen Platz mehr bieten für die verhängnisvolle Platttheit und Selbstzufriedenheit oder für die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit einer vergangenen, überrumpelten Generation. Es wird Tauwetter einsetzen, wenn auch die bäuerliche Haltung unter artfremden Umwelteinflüssen zur Zeit noch wie in unfruchtbarer Erstarrung lebt.

Das Landvolk braucht eigenständige Bildungsstätten modernster Art. Daraus folgern Aufgaben organisatorischer, verwaltungsmäßiger, planerischer, finanzieller und pädagogischer Natur. Im allgemeinen Interesse muß hier souveräne bäuerliche Kulturpolitik zum Zuge kommen. Die Qualität der geistigen Essenz bäuerlicher Kultur verlangt paritätische Bewertung und Darstellung (Museumsdorf!). Schulische Einrichtungen einschlägiger Art haben in ihren Methoden primär die Verhältnisse und Bedürfnisse des flachen Landes zu berücksichtigen. Dann entsteht jener Geist der Neuordnung, dem die Kräfte für einen modernen eigenständigen Aufbau der ländlichen Welt entwachsen.

Es bedarf mancher Jahre und großer Mühe, das Notwendigste zu erreichen. Eine schlecht gewachsene Situation zu ändern, verlangt viel Zeit. Durch ein-sichtsvolle Zusammenarbeit — das möchte ich wiederholen — scheint es möglich,

die Ziele bäuerlicher Kulturpolitik fruchtbar zu realisieren. Aus materieller Beengtheit wird sich nichts über Nacht verwirklichen lassen. Grundlage des Staates ist die Gerechtigkeit für alle, also auch für die Landbevölkerung. Diese Gerechtigkeit kann nur erfüllt werden, wenn die Macht des Staates den spezifischen Bildungswillen der Landbevölkerung respektiert. Daraus folgt die paritätische, finanzielle Unterstützung der Erfordernisse bäuerlicher Kulturpolitik. Die Verwaltung soll dienen und nicht reglementieren. Ihre Aufgabe lautet: hilfreiche Unterstützung (Subsidiarität); nicht: selbstherrliche, zentrale Lenkung (etatistische Diktatur).

Obwohl heute bestimmte Zeitkonstellationen menschliche Werte des Bauerntums wieder nach vorn kommen lassen, muß bäuerliche Kulturpolitik die Einflußnahme antitraditionaler und antiheimatlicher Kräfte auszuschalten trachten. Dieser „moderne“ Geist auf „fortschrittlicher“ liberaler oder linksgerichteter Seite ist blind und taub gegenüber Grundwerten der Psyche jedes gesunden Volkes, gegenüber dem Sinn für Nationalität und Religiosität. Das stellte auch der päpstliche Nuntius in Frankreich, Kardinal Roncalli (heute Papst Johannes XXIII.), als Beobachter bei der Unesco angesichts solcher Tendenzen fest. Der jetzige Generaldirektor der Unesco, Vittorino Veronese, der trotz verzweifelter Gegenwehr aus sozialistischem und sowjetischem Lager am 22. November vorigen Jahres gewählt wurde, erklärte sich in der Antrittsrede ebenfalls gegen die rationalen Tendenzen internationaler „Gleichschaltung der Kultur“: „Unsere Rolle ist nicht die, mit dem Komplizierten Schluß zu machen, sondern dieses Komplizierte sinnvoll zu gestalten.“

Der politische und materialistische Atheismus ist weltweite Tatsache. Mit Vorliebe benutzt er sozialistische oder internationalistische Ideologien. Er strahlt bereits in das entlegenste Dorf. Fast gehört ihm die östliche Welthälfte. Die westliche steht im Begriff, auf Umwegen, ohne Gewaltanwendung, in seinen Machtbereich zu geraten, sobald der Mutterboden der westlichen Völker, das flache Land, zersetzt ist. Wir sollten die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung des Ostens in ihrer Dynamik nicht unter-

schätzen und werden zu beweisen haben, daß unsere eigene, die sich auf Freiheit zwar, nicht aber auf antitraditionaler Entwurzelung aufbauen muß, die bessere ist. Ein Bauerntum ohne Tradition geht nicht, ein Volk ohne diese Voraussetzung ebenfalls nicht. Solange der Aufstand des Materialismus gegen die Metaphysik, gegen Glaube und Heimat nicht niedergeschlagen ist, gibt es keine ruhige Ordnung im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben.

Es muß gelingen, wirtschaftliche Nüchternheit und schöpferische Freiheit, Fortschritt und Eigenständigkeit auf dem Lande in die kultivierte Beherrschung von Technik und Zivilisation zu vollenden. Wir wollen nicht mit aller Gewalt — auch das muß wiederholt betont werden — veraltete Wirtschafts- und Betriebsformen oder überlebte Arbeitsweisen aufrechterhalten. Anschluß an die neue Welt ist zu finden, ohne den geistigen Kontakt mit Kräften der Vergangenheit und des Volkstums zu verlieren.

Die Landbevölkerung, insbesondere das Bauerntum, wäre durchaus begeisterungsfähig. Sie haben noch ein Gespür für eigene Lebensideale. Hier liegt der Quellbereich von Kräften, die nötig sind, die Gefahren der Technik, wie sie trotz aller erkannten Vorzüge gegeben sind, mit Erfolg zu bannen. Das Land braucht für ein gesundes, eigenes Verhältnis zur Technik die Übersicht seines seelischen Potentials. Schlummernde Kräfte der bäuerlichen Haltung wären zu wecken und zu stählen nach dem Gesetz der menschlichen Seele, wonach Tugenden, die man bewußt oder unbewußt stählt, sich früher oder später im Charakter verankern. Schon Michelangelo (1475—1564) sagte: „Kleinigkeiten sind die Bausteine der Vollendung, aber die Vollendung ist keine Kleinigkeit.“

Wenn es unserer Epoche aufgetragen ist, die gemeinsamen Grundgehalte der Kulturen zu erkennen und gemeinschaftlich zu aktivieren, so hat sie andererseits den Auftrag, die globale Verwischung des jeweils in verschiedenen Räumen und auf verschiedene Weise geschichtlich Gewachsenen unnachlässig zu bekämpfen. Deswegen gebührt der Volkstumpflehre größte Autorität. Darin dürfte auch die säkulare Chance des Museumsdorfes liegen. Im Kulminationspunkt bindungsloser Tendenzen unserer Zeit wird



dort unverfälschte bäuerliche Kultur in eigenwüchsiger Gestalt demonstriert. Das Museumsdorf ist Triumph der Bodenständigkeit, der lebenskräftigen Tradition, ist Weitergabe vorbildlichen europäischen Geisteserbes und geniale Zusammenfassung der Leitthematik bäuerlicher Kultur schlechthin. Als Schaulager internationalen Ranges macht es zeitlose Werte ländlichen Geistes und bäuerlicher Kultur richtungweisend erlebbar. Mit seiner Existenz verbinden sich schönste Hoffnungen auf Ausstrahlungen zum Nutzen der Regeneration eigenständigen, ländlichen Kulturlebens.

Skeptiker mögen mir entgegen halten, daß die Forderung ländlicher Bildungsarbeit zwar zu Recht bestände, aber die Zeit mit ihrem „Sieg der Technik“ oder dem, was als solcher ausgegeben wird, und mit ihrem breiten Einbruch in die alten, dörflichen Kulturinseln erlaube keine Muße für die Wiederentdeckung der eigenen Seele bzw. für die Wiedererweckung ländlicher Eigenkultur. Solche Skeptiker mögen ferner geltend machen, daß kein Damm gegen die reißende Überflutung mit künstlichen Bedürfnissen und gegen die Lawine des Aufwands im Sog materieller Repräsentation Schutz biete.

Vom materiellen Nutzen aus erscheinen die Ziele bäuerlicher Kulturpolitik sinnlos. Das Geistige, dessen Pflege Ruhe und Ausgeglichenheit voraussetzt und sich nicht kommandieren läßt, gedeiht heute am Rande des „Lebens.“ Es gibt viele Dinge, die aus unsichtbarem Befehl erwachsen, ohne ihr moralisches Recht vom Erfolg in klingender Münze abzuleiten. Nicht was sich durchsetzt und Gewinn erntet, ist allein wertvoll. Einst lehrte die alte Auffassung von Haltung und Ehre die Menschen, dem Erfolg zu mißtrauen. Heute verleitet die materialistische Lehre vom Erfolg dazu, den Wert des Menschen nach den Einkünften seiner Tätigkeit zu berechnen. Erfolg ist aber gerade heute kein Wertmaßstab mehr für Qualität, eher für Propaganda und Reklame. Jedoch der Majorisierung durch den Erfolg können sich nur wenige selbständige Geister entziehen. Die aus Erfolgsanbetung entwickelten, äußerst anrühenden Praktiken wirken korrumpierend in höchste Positionen hinein.

Früher haben sich Männer mit konstruktiven Ideen und mit Vorstellungen

ihrer Weiterentwicklung notfalls für die Verwirklichung persönlich geopfert. Heute nehmen im Drange der Geschäfte „prominente Köpfe“ wesentliche Zusammenhänge nicht wahr, deren wir mehr als früher bedürfen, um ein zukunftsträchtiges Bild zu entwickeln. Saturierte Resignation wirtschaftswunderlicher Wohlstandsbürger und tendenziöse Skepsis arrivierter Karrieremacher in politischen, Körperschaftlichen und behördlichen Positionen haben anscheinend die Lust an geistigen Entwürfen bäuerlicher Kulturpolitik verloren. „Agrarpolitik“ ist dankbarer und weniger strapaziös als bäuerliche Kulturpolitik. Im übrigen ist das antitraditionale Bekenntnis über weite Bereiche — selbst schon in der „Landwirtschaft“ — zum Büchsenöffner der Karriere geworden. Zudem läßt die erneute Aufrüstung der Welt mit Waffen totaler Zerstörung vielleicht neben dem allgemeinen sozialistischen Propagandageschrei die Ideen um bäuerliche Kulturpolitik und das Bewußtsein ihrer Notwendigkeit lautlos ersticken: Wozu sich anstrengen, wenn man „keinen Blumenpott damit verdienen“ kann? Es lohnt sowieso nicht mehr. Leben wir das Leben, „wie es eben ist.“

Von der Vergangenheit und ihren festen Ordnungen abgeschnitten, in Minderwertigkeitsgefühlen sich gegen die unreife Gegenwart auflehnd, an der eigenständigen Zukunft hilflos verzweifelnd; diese Ausweglosigkeit droht dem ländlich-bäuerlichen Menschen. Aber die Heimatbewegung wird wachsam sein. Sie wird dem Landvolk die kulturelle Ohnmacht und Disparität immer wieder nahebringen. Sie wird auch die Verantwortlichen der politischen Führung stets von neuem zum Handeln aufrufen. Selbst muß die Heimatbewegung mehr und mehr dazu übergehen, unmittelbar am dörflichen Leben dinglich führend mitzuwirken oder wenigstens helfend teilzunehmen. Es kommt darauf an, in praktischen Taten Geschichte zu schreiben. Das geistreichste wissenschaftliche Buch über irgendwelche historischen Verhältnisse unserer Heimat kann nicht die kleinste Tat praktischer Heimararbeit ersetzen. Damit soll nicht die entsagungsvolle Arbeit und Sammlertätigkeit der gelehrten Heimatforschung entwertet, sondern nur der Dringlichkeitsgrad der Aufgaben fixiert werden.

Der Mensch allgemein und der bäuerliche im besonderen ist keine Exportware. Man soll ihn nicht aus der angestammten Umwelt und Geschichte gewissenlos verkaufen, wie antitraditionale Intellektuelle und Ideologen es wollen, die aus der bodenständigen Geschichte und Kontinuität auszubrechen suchen. Das Konservative braucht nicht das Mittelmäßige und Unfruchtbare zu sein. Nur muß sich jede Generation neu mit der Überlieferung auseinandersetzen. Das Neue fördern und trotzdem das Alte und bereits Erprobte pflegen, ist Grundsatz des

konservativen Elements im Bauerntum. Aus dem materialistischen Streben nach Sachwerten muß wieder ein ideelles Streben nach Sinnwerten werden. Solch gläubiger, an Religion und Heimat gebundener Idealismus wird den Zweckglauben in Wissen, Fortschritt und Verstärkung überwinden. Souveräne konservative Geister sind überhaupt nur noch in der Lage, Brücken über jene Abgründe zu schlagen, die sonst Vergangenheit und Zukunft zu unser aller Unheil für immer trennen würden.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Du zwischen Zeit und Ewigkeit

(Geistiger Hausputz zur Silvesterfeier)

Alle zwölf Monate wird ein Jahr müde und legt sich zur Ruhe ins Bett der Vergangenheit. Wir verabschieden es und begrüßen das neue in stiller Besinnung oder mit vielerlei Zeremonien des Lärms. Alles ist Ende und Anfang, Abschied und Begegnung. Wir fühlen besonders an wichtigen Tagen: am Geburtstag, am Hochzeitstag, in den Stunden eines Jubiläums, daß wir gewisse Grenzen passieren. Wir fühlen es alle und vor allem in jener Nacht, da der hl. Sylvester seit eh und je das Tor des alten Jahres, aus dem es kein Zurück mehr gibt, für immer schließt, um das neue zu öffnen. In der Neujahrsnacht überschreiten wir eine solche Grenze. Keine Nacht findet uns Menschen so wach wie diese.

Aber ich frage mich, ob wir uns nicht täuschen. Passieren wir wirklich solche „Grenzen?“ Ich glaube, diese Vorstellungen unseres Alltags entsprechen nicht der Wirklichkeit. Wir leben vielleicht mehr in einer Wirklichkeit, die wir nicht mit körperlichen, wohl aber mit den Augen des Geistes erkennen können. Sie ist hintergründig, jedoch so wahr, daß du und ich ihr nicht entwischen werden, wohin immer wir uns vor ihr verbergen möchten.

Fallen die Feste, wie wir sie feiern?

Es besteht ein Unterschied zwischen dem sogenannten Kalenderjahr und dem natürlichen Jahr. Wenn du genau beim Glockenschlag der Turmuhr oder beim zwölften Gong des Radios das Glas er-

hebst, um mit deiner Frau, deiner Braut, deinen Freunden und Nachbarn das neue Jahr zu begrüßen, so hast du eigentlich keinen Grund dazu. Der erste Januar beginnt nur alle vier Jahre um Mitternacht. Vergiß nicht das Schaltjahr!

Hier liegt noch ein Fehler: In jedem vierten Jahr beginnt der erste seiner Tage um zwölf Uhr Mitternacht nicht für dich, sondern nur für jene Menschen, die irgendwo auf den Inseln des Stillen Ozeans in der Nähe des 180. Längengrads wohnen. Dort nämlich liegt die künstlich bestimmte Datumsgrenze unserer Erde. Von dort läuft das neue Jahr und jeder Tag mit der Umdrehung unserer alten Mutter Erde rund um den Globus, von Osten nach Westen. Es dauert eine Weile, bis dieser neue Tag bei dir sich blicken läßt. Glaubst du, ihn um zwölf Uhr bei dir zu haben und ihn mit Sekt begrüßen zu müssen, so ist das neue Jahr schon elf Stunden alt. Wenn es die Menschen Amerikas begrüßt, hast du deinen Rausch bereits ausgeschlafen.

Mit einem Wort: du täuscht dich. Die Feste fallen eben nicht, wie wir sie feiern, auch wenn wir an den Gläsern nippen und Torten essen. Die Natur richtet sich nicht nach uns. Aber für uns, für dich und für mich, ist es wichtig, sie ein wenig zu befragen. Schließlich will jeder „wirklichkeitsnah“ sein. Doch glaube mir: Die meisten Menschen leben in Vorstellungen des künstlichen Alltags, ohne sich der Hintergründigkeit ihrer Wirklichkeit bewußt zu werden.





Wegkreuz an der Straße in Mühlen. Der Standort dieses Kreuzes ist denkwürdig. Zwischen Radfahrweg und Fahrbahn mahnt es auf dem Grünstreifen die Vorübergehenden eindringlich an die Bestimmung der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit. Alle Hast kann dieser Bestimmung nicht entfliehen.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Du weißt nicht, wann du geboren . . .

Laß dich einen Schritt weiterführen, und wundere dich nicht! Ich bin überzeugt, daß du von deinen Jahren gar nichts weißt. Du kannst nicht einmal sagen, wann du geboren, wann du getauft, wann du deine Meisterprüfung abgelegt oder dein akademisches Examen gemacht hast. Natürlich wirst du mir mit genauen Zahlen antworten. Ich weiß es. Aber was bedeuten schon Zahlen?

Du weißt z. B., daß wir in der nächsten Silvesternacht das Tor zum Jahre 1960 durchschreiten. Im übrigen sagt das schon dieser Kalender. Doch bist du nicht ein wenig voreilig oder auch oberflächlich? Plätschern wir nicht allzu gern im Alltag an der Oberfläche einer Wirklichkeit herum, die viel tiefer ist?

Wir alle knüpfen irgend unsere Jahre mit den guten und bösen Erlebnissen, mit den schönen und schmerzhaften

Erinnerungen an ein besonderes Ereignis der Geschichte: an das Geburtsjahr unseres Herrn. Sagen wir also: an das Jahr „eins.“ Von diesem Ereignis aus, mit dem wir „unsere“ Zeit begannen, datieren wir auch unsere Jahre. Jedoch frage ich: Hat es nicht schon vorher Zeit und Zeitmaße sowie Jahre gegeben? Wo ist nun der eigentliche Anfang? Immer weiter und tiefer können wir hineinstoßen in die Vergangenheit, ohne an einen absolut festen „Punkt“ zu kommen.

Wenn wir aber die erste Stunde, den ersten Tag nicht bestimmen können, dann vermögen wir auch die jetzige Stunde, das jetzige Jahr nicht festzulegen. So schwimmen wir im Strome der Zeit, dessen Anfang und Ende wir nicht kennen. Wir haben in dieser Unermeßlichkeit nur ein relativ bestimmtes Eiland angenommen, um behelfsweise zurechtzufinden, in welchem Augenblick, in welchem Jahr wir uns befinden.

Im Grunde genommen, wissen wir jedoch nichts. Kein Kalender vermag es zu sagen und kein Gelehrter. Wir alle — du und ich — wir sind wie Treibholz, das „irgendwann“ auftaucht aus dem unendlichen Strome der Zeit, um im gleichen Strome wieder zu versinken.

Solche Tatsache bringt jeden, der die Feste und Daten des Alltags nicht als Letztes hinnimmt, aus täuschender Sicherheit in eine wirklichkeitsgerechte Unsicherheit. Dieser Wirklichkeit vermagst du nicht zu entfliehen: Deiner Zeitlichkeit in der Unendlichkeit, deiner Begrenztheit in der Grenzenlosigkeit. Hier überwältigt uns das Gefühl absoluter Unruhe, wie den Seefahrer, der sein Leben lang in der Unendlichkeit des Meeres vergeblich nach einem Ufer sucht.

Aber laß dich noch einen Schritt weiter in die Unsicherheit deiner menschlichen Existenz führen. Ich vermute, du wirst mir die ehrwürdige Bibel vorhalten oder wenigstens aus dem Gedächtnis mich erinnern: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Damit meinst du, haben wir es. Aber was haben wir? Den Anfang der Zeit? Keineswegs! Die Hl. Schrift sagt uns nur, „daß“ Erde und Universum einen Anfang hatten, aber nicht „wann“. Also wiederum: wir schwimmen.

Der ruhende Pol . . .

So muß logischerweise eine noch größere Wirklichkeit auftauchen: die Welt und ihre Zeit sind aus sich heraus nicht erklärbar. Alles Veränderliche muß notwendigerweise auf das Unvergängliche gehen; alles Relative auf das Absolute. Das folgt aus der Logik des Denkens, und daran zweifelt im Grunde niemand. Wir nennen dieses „Unveränderliche“, dieses „Absolute“, dessen Wesen es ist, zu „sein“: Gott.

ER muß also Ursache sein der Welt und auch der Zeit, mit der sie gemessen wird. ER steht als Letztursache über dem Universum und allem, was darinnen ist, auch über der Zeit, womit alles in der Schöpfung — desgleichen dein Leben — gemessen wird.

Hier allein finden wir das ferne und doch so nahe Gestade, an dem wir Anker werfen können. Obwohl wir nicht wissen, „wann“ alles begann, so wissen wir doch aus Glauben und Vernunft, „daß“ alles begann. Mit dem „Es werde“ ent-

stand nicht nur die Schöpfung in sich, sondern auch das Maß allen materiellen Seins: die Zeit.

Vorher gab es keine Zeit. Für unsere Phantasie unvorstellbar, wie vieles! Denken wir an die gewöhnlichen und uns „vertrauten“ Dinge des Fernsehens, des Sputnik usw. Aber für den Verstand denkbar und sogar notwendig! Hier vermag unsere Unsicherheit der Sicherheit aus der größeren Ordnung zu weichen. Vielleicht wirst du mir nun sagen, dieses alles sei dir bekannt. Ich bezweifle es; denn noch sind wir beide nicht am Ende. Bitte, geh mit mir noch einen Schritt weiter!

Eine seltsame Wahrheit

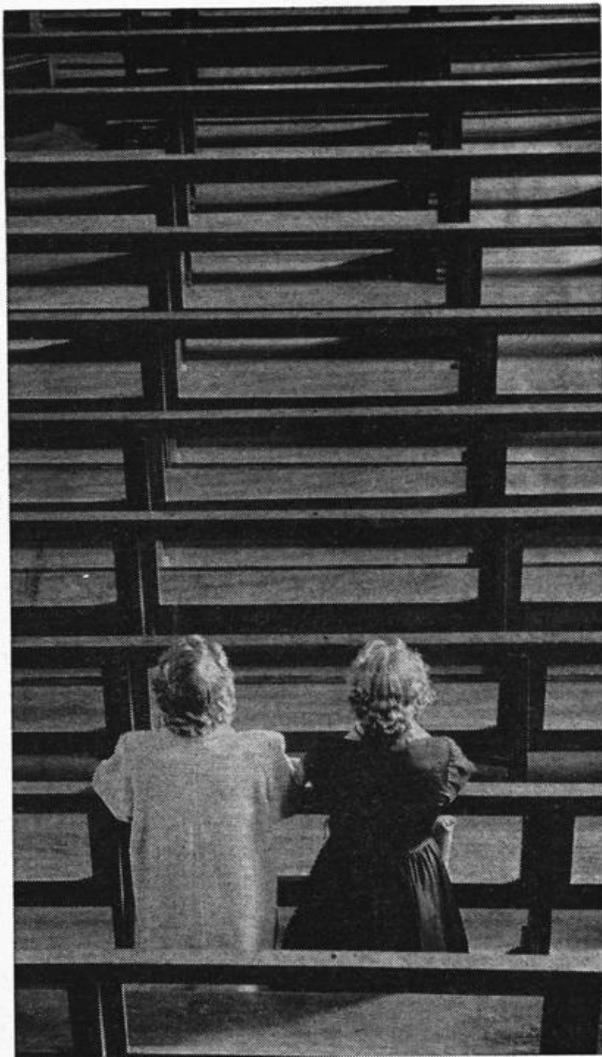
Wir unterhalten uns ja an diesem Silvesterabend über Jahr und Zeit. Du magst beim Rückblick auf das letzte Jahr, wenn du dich in einem klaren Spiegel betrachtetest, seufzen: Kinder, wie die Zeit vergeht! Ich will nicht leugnen, daß die Fältchen in deinem Gesicht von Jahr zu Jahr deutlicher werden. Doch glaube ich nicht daran, daß die Zeit vergeht. Ich glaube sogar, man sollte richtiger sagen, die Zeit „ist nicht“, wie „sie ist“.

Ein komischer Gedanke gewiß für die Routine deines Alltags. Deswegen freilich nicht weniger wahr. Ein Beispiel macht es klar: Nimm einmal deine Uhr zur Hand! Wenn du mir nun sagst, mit dieser unserer Silvesterbetrachtung sei eine Stunde vergangen, so sagst du das auf Grund dessen, daß der große Zeiger deiner Uhr sich einmal um sich selbst bewegte. Ein Tag ist vergangen, weil die alte Mutter Erde sich einmal um sich selbst bewegte, ein Jahr, weil sie sich um die Sonne drehte.

Das Wesentliche an der Zeit ist demnach die Bewegung: die Veränderung. Erst auf Grund der Bewegung kommen wir auf den Gedanken, daß zwischen materiellen Veränderungen „etwas“ liegt, was wir „Zeit“ nennen. Bewegung in diesem Sinne ist aber nur in unserer irdischen Welt. Dort spreche ich von Zeit, von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Wo die materielle Veränderung nicht ist, da gibt es überhaupt keine Zeit.

GOTT also, der nur als reiner Geist denkbar ist, steht außerhalb der Zeit und über ihr. ER ist der ganz „Andere“. Wie das Maß der Schöpfung die Zeit, so ist das Maß Gottes die „Ewigkeit“. Sie ist nicht ein „Nach-ein-ander“ wie die Zeit;





Stille Stunde! Aufn. Zurborg

sie ist nicht eine „Zeit ohne Anfang und Ende“, wie wir uns das fälschlicherweise vorstellen, sondern das ewige „Nun“, die Gegenwart ohne Unterbrechung. Gott steht damit über Vergangenheit und Zukunft. Was bei uns, bei deinem Leben vergangen, ist bei Gott gegenwärtig, was das Dunkel der Zukunft für dich bereit hält, steht bei Gott im hellen Lichte der Gegenwart. Wir nennen dies Vorsehung.

Hier ergeben sich interessante Ausblicke, womit ich dich an diesem so lustigen, im tiefsten aber so ernstesten Abend nicht belästigen möchte. Für mich persönlich bedenke ich oft, daß hinter der äußeren Einfachheit dessen, was mich meine schlichte Mutter, mein verehrter Vater, meine guten Lehrer einmal lehrten, ergreifende, hintergründige Wahrheit steckt. Man soll mit dem Schultornister nicht alles in die Ecke schmeißen. Auch du nicht!

Nur eines ist dir gewiß . . .

Wir sind in diese Zeit hineingestellt ohne unser Zutun. Das ist unergründlich geheimnisvoll, aber wahr. Du bist in diesem Jahrhundert geboren und nicht etwa einige Generationen vorher. Du bist in deiner Heimat geboren und nicht in einem anderen Volke. Du bist Kind gerade deiner Eltern und nicht etwa anderer Menschen. Nichts hast du dir selber ausgesucht, sondern du tratest in eine Umwelt, wo alles bereits vorgegeben war. Damit ist eins gewiß: Wir beide — du und ich — wir unterliegen in dieser Zeit Ordnungen, Gesetzen, die uns vorgegeben sind. Nach denen haben wir uns zu richten, sofern wir dem Sinn unseres Lebens hier in dieser Zeit entsprechen und uns bewähren wollen.

Du kannst schon in der Natur sehen, wie alles einer Ordnung entsprechend verläuft. Jedes Lebewesen hat gemäß seinem Wesen ein besonderes Ziel. Das Roggenkorn, das unsere Bauern in den Boden säen, kann nicht anders als wachsen und Roggenhalm werden. Die Tiere, die Kühe und Pferde auf der Weide können nicht anders, als nach ihren Gesetzen „tierisch“ leben. Das ist in Ordnung. Sie unterliegen dem Naturgesetz, das physisch zwingt.

Wir Menschen jedoch — du und ich — wir unterliegen im animalischen Bereich unseres Wesens zwar den Gesetzen der Natur, auf Grund unseres Verstandes und des freien Willens aber dem Sittengesetz. Es zwingt nicht, aber es verpflichtet moralisch. In der Bewährung dieser Freiheit liegt deine Würde, deine Verantwortung und dein Menschsein. In dieser Freiheit liegt aber auch die Möglichkeit deiner Tragik.

Du bist in diese Zeit gestellt, du hast gemäß deinem geistigen Wesen in deinen dir zugedachten Jahren bestimmte Aufgaben als Vater, Mutter, als Tochter oder Bruder, als Vorgesetzter und Untergebener, als Lehrer, Handwerker, Bauer, Beamter oder Priester. Du kannst deine Aufgabe und damit dein menschliches Ziel verfehlen. Du bist letztlich Richter über dich selbst. In dieser Verantwortung ist jedermann völlig allein und einsam, mögen auch hundert Menschen um ihn stehen. Dieser Wahrheit kann sich niemand entziehen, so sehr er es möchte.

Wie die Wurzel der Zeit in der Ewigkeit, so liegt die Wurzel deiner Ewigkeit

in deiner Zeit, in deinen Jahren, in deinem Leben. Was wirst du in diesem Sinne aus deiner Zeit, aus deinem Leben machen? Würde durch dich ein klein wenig mehr Gerechtigkeit, Verständnisbereitschaft und Liebe in der Welt sein, so wäre der Sinn deines Lebens erfüllt.

Du wirst nun entgegen: So etwas sagt man mir in die Festtagsstimmung des Neujahrs hinein. Wo gleich die Böllerschüsse krachen, Korken fliegen und Küsse ihren heißbegehrten Partner finden sollen. Man will doch leben und nicht denken. — Nun, auch das gehört zur Wirklichkeit unseres Lebens. Gott Dank gibt es diese flüchtigen Augenblicke, die auch ich dir gönne. Noch mehr allerdings wünsche und gönne ich dir die Einsicht deines Herzens oder deiner Vernunft, daß diese Kleinigkeiten des Alltags nur aus der verpflichtenden großen Wirklichkeit gesehen und „gelebt“ werden können, von der ich dir erzählte.

Du kannst dieser tiefen Wahrheit nicht entfliehen. Sie jagt nach dir. Sie umlagert dich. Du entrinnst ihr nicht. Auch jetzt, wo du den Beginn des neuen Jahres um Mitternacht erwartest, vermag der Lärm der Straße, vermögen die Glocken der Turmuhren den Ruf der großen Wirklichkeit nicht zu übertönen. Dieser Ruf ist erschütternd: Wie viele Jahre sind bereits verflossen? In welchem Ozean der Zeit haben sie sich ergossen?

Keiner vermag zu sagen, wo die Grenze der Zukunft, die noch kommen wird, liegt. Keiner weiß es. Wir aber, du und ich, wir sind geheimnisvoll aus dem Strome der Ewigkeit aufgetaucht, um wiederum in diesem Strome der Unendlichkeit zu versinken. Jeder zu seiner Zeit, jeder zu seiner Stunde. Die Zeit „rinnt.“ Auch deine Zeit. Auch dein Leben nimmt einen tödlichen Ausgang. Nur das ist gewiß. —

P. Dr. C. H. Siemer

Grußformen auf dem Lande

Wer auf dem Lande, im Dorf oder in der Bauerschaft aufwuchs, der konnte täglich folgende Beobachtung machen: die Leute grüßten einander eigentlich niemals mit den vorgedruckten Grußformeln. Sie sagten nicht: guten Morgen, guten Tag oder guten Abend. Sie redeten sich an mit einem „Snack“, wie er sich aus der augenblicklichen Situation ergab. Dann hieß es etwa am Morgen: „Na, hes good slaopen?“ Die Antwort lautete: „Dor bin'k gor nich achterkaomen.“ Zum Abschied sagte der eine: „Hollt ju alle munter in'n Huse!“ Darauf der andere: „Kiek ees wedder in!“

Diese Snäcke konnten sich auf alles beziehen, auf die Arbeit in der jeweiligen Jahreszeit, auf die Mahlzeiten, auf die Festlichkeiten, auf die Feierabendstunden, auf Gesundheit und Krankheit: „Hebht ji de Garben inne?“ — „Dann mößden wi jo nich väle hatt hebben?“

„Sünd de Katuffeln good?“ — „Kiek hier man ees her, wat se dicke sünd!“ — „Örnlik dick, dat haa'k mi woll dacht. Lüe van jue Talente, de steiht dat woll tou.“

„Hett die de Kohl good smeckt van Middag?“ — „Jao Keerl. Wenn'm so'n Kummvull Kohl vör sick staohn hett,

dann kann'm sick so recht van Harten frei'n, dat't uck'n Winter giff in't Jaohr.“

„Wo hett di't gaohn up Schützenfest?“ — „Na, so eenigermaoten bin'k de noch heel wedder herkaomen.“

„Dor sitt ji jo fein in'n Schatten.“ — „Kumm her, help us man'n bäten!“

„Mein Gott, Jan, wat hes du för'n scheft Gesicht. So draffs di aower nich fotografiern laoten.“ — „Du kanns good snacken. De ganze Nacht kien Oge tokrägen vör luter Kusenkälte. Van naomdag geiht't aower nao'n Snutenflicker. Ick bin den Kraom nu satt.“

„Szüh, Maria! Bis de wedder dör?“ — „Jao, dat bin'k. Hett aower uck Knäpe noog köst.“ — „Dat glöw ick die gern; t' is aower doch good, da'd eers man wedder in'n Huse bis.“

Diese Grüße hatten manchmal einen ausgesprochen neckischen Klang, und diese Neckereien machten nicht einmal halt vor den Respektpersonen: „Kiek, Pastor kummt ute Misse. Nu hett he Fieraabend.“ — „Du Gerd, ick wunner mi all Daoge, dat d u kien Pastor wudden bis. Du mags dock uck gor nich gern wat doon.“

„Na, Scholmester, geiht't wedder los up'n Spaziergang? Jung, wenn 'm doch uck so väl Tied hadd.“ — „Jao du, du



hes't jo uck so drocke, du kanns Sönndaogs inne 11-Uhr-Misse nich ees froh genog kaomen."

Solche Grüße konnte niemand vorschreiben. In ihrem Grundcharakter bildeten sie aber doch eine Art Gesetz. Wer sich ihrer nicht bedienen mochte, der galt auch nicht als voll zur Gemeinschaft gehörig, vor allem dann nicht, wenn er diese Weise des Grüßens nach kurzer Abwesenheit schon verlernt hatte.

Es gab eine Zeit, wo sogar der Tagesgruß tatsächlich vorgeschrieben war. Nirgends hat das „Heil Hitler“ einen so aus der Wurzel kommenden Widerstand gefunden wie auf dem Lande, nicht bloß wegen seines blöden Inhalts, sondern schon deswegen, weil es angeordnet war. Wie kann man bloß? Wie kann man in das freie Spiel der Tagesgrüße mit Vorschriften einbrechen?

Nun erhebt sich die wichtige Frage: Worauf beruhten diese Grüße? Auf welchem Nährboden konnten sie wachsen? Jeder hört es ihnen an! Sie können nur dort gedeihen, wo eine Gemeinschaft besteht, die die Herzen verbindet. Aufrichtigkeit muß herrschen, hinüber und herüber. Hinterhältigkeit läßt diese Grüße bald ersterben. Ihr Klima ist das Vertrauen. Man verläßt sich auf den andern. Mißtrauen von drüben her kann man nicht vertragen.

Eine wesentliche Rolle spielten natürlich die äußeren Gegebenheiten. Das Dorf war die Welt. Über die Dorfgrenze hinaus kannte man nicht viele Menschen. Technische Errungenschaften vermehrten sich nur langsam. Überall war man angewiesen auf die Arbeit und Mitarbeit der

Menschen. In den Abendstunden gab es außerhalb der Familienwohnungen wenig Gelegenheit zur Unterhaltung. So traf man sich eben in den Stuben. Abend für Abend. Die Unterhaltung bestand in Gespräch und Kartenspiel. Und man bewegte sich zu Fuß; schon dadurch waren die Begegnungen viel zahlreicher.

Die äußeren Gegebenheiten wandeln sich vor unseren Augen, sehr rasch, unaufhaltsam. Wandelt sich damit auch die Herzlichkeit der Beziehungen? Manche Beobachter stellen es mit wachsender Sorge fest: Die leichte Möglichkeit, in die Ferne zu kommen; damit verbunden die unmerkliche Aneignung städtischer Umgangsformen; die mit der Fülle des technischen Inventars gegebene Unabhängigkeit des einzelnen Hauses; die Deckung der Unterhaltung innerhalb der eigenen Mauern oder an auswärtigen Vergnügungsstätten. All das hat die Gemütswärme innerhalb der näheren Gemeinschaft doch schon fühlbar abgekühlt.

Was ist zu tun? Hier sei ein Appell an die Bünde und Gruppen der Jugendlichen gerichtet: Streicht von eurem Programm niemals diese Frage: Wie stellen wir es bloß an, daß doch in Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft jene Herzlichkeit am Leben bleibt, aus der unsere gemütvollen Grußformen sich von selber ergeben. Wehrt euch mit Händen und Füßen dagegen, daß jemals der unglückliche Zeitpunkt kommt, wo unsere heimischen Grüße sich reduzieren auf das Minimum jener Fröhlichkeiten, die man aus den Anstandsbüchern lernt!

Franz Morthorst

MIN WEG NA HUUS

Dat Telefon is mi an't Hart wussen. Acht Jaohr heff ick as „Fräulein vom Amt“ bi de Post säten. Baoben an'n Schrank stünnen al de Städtenaomens van Ostfreesland, Ammerland, Jever un Münsterland. Dat giff je kien Placken mehr, wo dat nich een Telefon giff. Dor kann de Buur mit den Mann ut de Stadt telefoneiern, un de Schipper mit sien Frou an Land. Un ick meen, dat is goud so. Un noch wat is goud. Dat Telefon hett mi lehr, wat mien Heimaot mi wert is.

Wenn de Mensk jung is — dat is nu all fuftein Jaohr her — dann krigg he woll mit eens dat Fernweh. Mi güng dat

jüst so. De bunten Kinoplakaote und de Heimatfilme van Edelweiß un Almenrausch, dei geef dat fröher ok al, harrn mi ganz dör'nänner brocht. Ick wull maol wat änners seihn, as äben Land. No Süden wull ick, jüst as de Swaolfk! Un ick heff dat trechtkrägen. Een Vierteljaohr harr ick Tied, mi Land un Lüe in'n Süden antokieken. Dat heet: dree Wäken harr ick Urlaub, de ännern Wäken Deenst.

Over Wien güng dat in de wunner-schöne Welt. As ick lütck Menske ut dat siege Land de Barge to sehn kreeg, dor güng mi dat Hart wiet up. Seggen kunn ick toerst niks, blot kieken, jümmer blot



kieken. Wat wör düsse Welt gewaltig. De Sünn wör so warm un de Snei leeg bit hoch an de Wolken, so wiet steegen de Barge in'n Himmel.

Wohr is dat! In de ersten drie Wäken heff ick nich väl an tou Huus dacht. Al dat Wunnerbaore güng mi in as seuten Wien. Denn kem de Deenst. Deenst is Deenst, dach ick. Un wat du lehrt hest, dat kannst du överall bruuken. Man, mien Räken güng nich up.

Ick kunn de Mensken dör dat Telefon nich verstaohn, un se kunnen mi nich verstaohn. Mi wör tomout as'n Kind, dat sich vörloopen hett. Ick harr nu an mienen Klappenschrank nich mehr de Naomen van mien Ollnborger Land. Dat wörn frömde Städte, de ick mien Läwedag noch nich hört harr. Jeden Dag acht Stunnen frömde Mensken, frömde Städte, frömde Mundaort.

Un de Barge, de wunnerschönen Barge mit ehr Sneekapuz un den ewigen Sünnchien, de wulln mi meist de Luft afkniesen. Wat harr ick för Heimweh. No dat wiede Land! No tou Huus!

As ick mien Wark daon harr un mien Tied üm wör, dor höll mi niks mehr. Ick harr noch fief Daoge Urlaub tou kriegen. Harr ick mi nich noch de Welt een bäten

ankieken kunnt? Een Strämel van de schöne Welt?

No Huus bün ick föhrt. De Maimoond wör warm, un ick harr hier nu jüst soväl Sünn as dor gönnen ok. Ick leeg an de Hunte. Barge weern hier nich, man mi wörd de Tied nich lang, de witten Wolken naotoukieken. Fröher harr ick jümmer dacht: Och, kunnt doch maol mitreisen. Nu wör mien Hart ruhig, weer ganz taufrä. Ick heff mi över allns, wat mi in de Mööt keem, freiet. Ick heff ok nich vergäten, us Naober sienen Hund achter dat Ohr to kleihn. Allns hett mi goden Dag seggt. De Ellern in usen Gaorn un de scheewe Bank ünnern Syringenboom.

Muschikatt hett mi ehre Jungen wiest un ehrn Kopp an miene Been sträken. Un mien Mauder hett'n richtigen Pott Arfensupp kaokt.

As ick wedder in Deenst wör, luster ick jümmer up de Stimmen, de dör dat Telefon to mi keemen. Jao, dat wör mien Tungenslag. Un de goude Posthalter frög mi, as he mien Stimm hörn dee: „Kiek an! Büst wedder dor?“

„Jo, sä ick, ick bün wedder dor. Man, nu bün ick erst richtig tou Huus!“

Erika Täuber

Heimatgeschichtliche Dokumente der Erdneuzeit

Die tote und lebendige Natur erzählt aus den letzten Jahrillionen

Wir streifen durch Wald und Wiese; wir wandern durch Aue und Moor; wir schreiten durch Acker und Feld. Viele aus unserer Mitte kennen noch Esch und Geest, Kamp und Marsch und erinnern sich noch der alten, schon halb verschollenen Flurnamen, in denen sich gar manches aus vergangenen Tagen widerspiegelt.

Unsere Alten erinnern sich sehr wohl, wieviel in Dorf und Umwelt sich in den wenigen Jahrzehnten ihres Erdenlebens geändert hat. Hier wurde umgebrochen und gerodet, dort wurde entwässert und drainiert; hier entstanden Stauseen und Industriekomplexe, dort wuchsen Neuhöfe und halbstädtische Siedlungen.

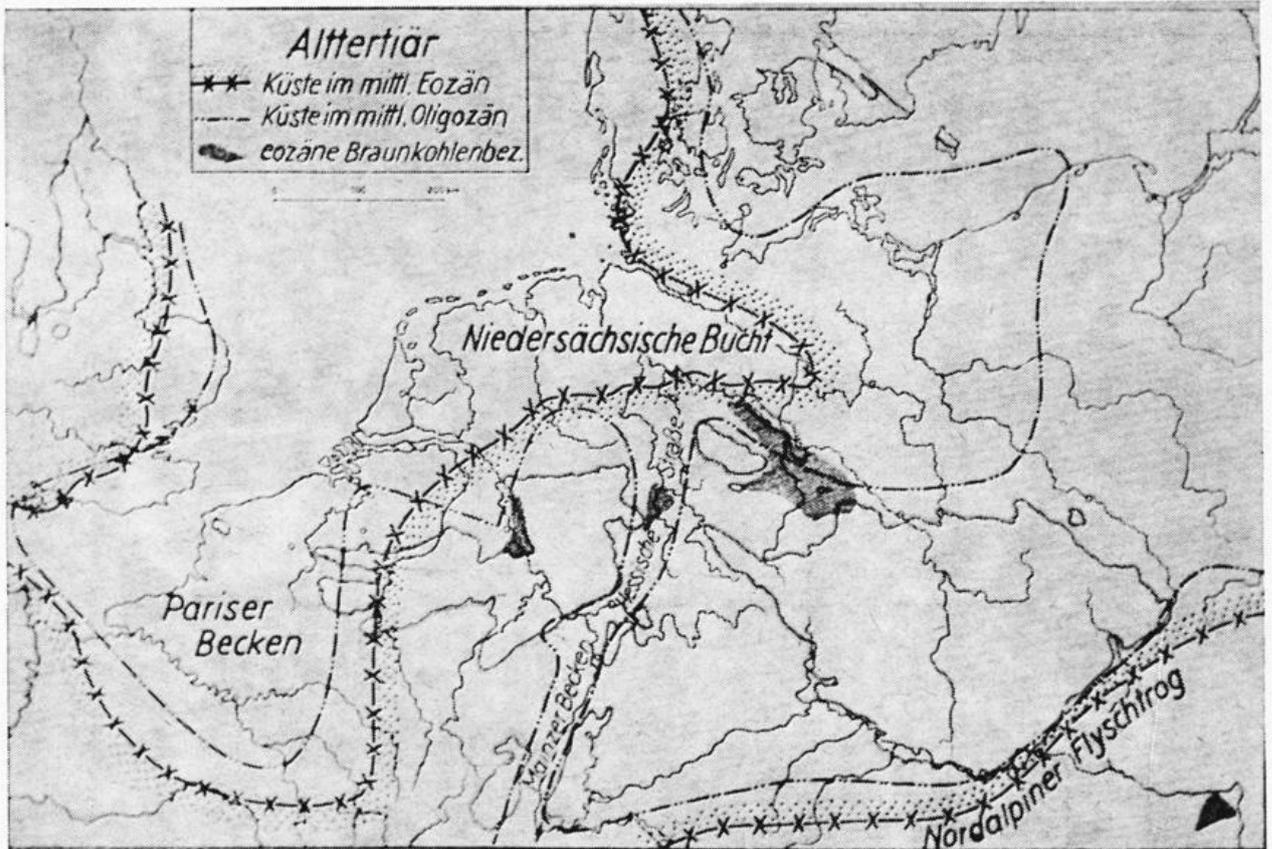
Aber wie sah es in unserer Heimat vor 1000 Jahren aus, vor 10 000 Jahren? Und noch ein paar Hunderttausende zurück, als die Gletscher den ganzen norddeutschen Raum bedeckten? Und abermals einige Millionen Jahre rückwärts, als die Tone unserer Ziegeleien aus dem Schlick des Nordmeeres entstanden?

Wer die Heimat liebt, will auch ihr langsames Werden aus dem Grau der Vergangenheit verstehen. Wer die Heimat liebt, will erst recht den Menschen kennen, der hier lebte und schaffte, weil Heimat nur durch den Menschen und mit dem Menschen zur Heimat wird. Wer die Heimat liebt, hat viele Fragen und möchte Antwort haben.

Schriftliche Urkunden über unsere Heimat gehen nur in die Zeit um Christi Geburt zurück; sie umfassen rund 2000 Jahre. Mit ihnen beschäftigen sich die Geschichtsforscher, und diese haben manches herausgefunden; aber von vielen, sehr vielen Dingen schweigen die wenigen Buchstaben. Und dann: was sind denn 2000 Jahre vor den Zeiträumen, die die Eiszeit umspannt, — vor den Millionen vor der Gegenwart, als noch die Meereswogen über unsere Gauen rollten.

Kein Schriftzeichen, kein Bild gibt uns Kunde von dem, was damals war. Wir müssen nach anderen Urkunden suchen, sie lesen und verstehen. Und die Naturforscher haben solche Dokumente gefunden, in denen die





Meeresküsten im Alttertiär (aus Schmidt, Geologie II, 1949)

tote und lebendige Natur ihre Geschichte niederschrieb. Lange konnte keiner sie entziffern; sie waren und blieben stumme Zeugen.

Als aber in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Gelehrte die Hieroglyphen der Ägypter und die Keilschrifttafel aus dem Zweistromland lesen lernten, fanden andere Forscher verschiedene Zugänge zu den Dokumenten der Natur. Die letzten Jahrzehnte haben weitere Entdeckungen gebracht. Gar viele Geheimnisse der langen Vergangenheit sind aufgehellt; gar viele Fragen zur Geschichte unserer Heimat und zum frühen Leben seiner menschlichen Bewohner können wir heute beantworten. Die einst so stummen Dokumente reden klar und bestimmt. Wir wollen einmal ihrer Erzählung lauschen.

Die Geologen, die Erforscher der Erde mit dem Werden und Vergehen der Berge und Täler, mit dem ewigen Wechsel von Land und Meer, mit dem Kommen und Gehen der Pflanzen und Tiere, teilen die jüngste Zeit ihrer Geschichte in drei große Abschnitte:

- a) die tertiäre Voreiszeit; sie umspannt das unvorstellbare Zeitmaß von rund 60 Millionen Jahren;
- b) die Eiszeit, das Diluvium, mit einer Zeitdauer von rund 700 000 Jahren und

- c) die „kurze“ Nacheiszeit, das Alluvium, mit „nur“ 10 000 bis 15 000 Jahren Dauer.

I. Teil: Die tertiäre Voreiszeit

Wir beginnen mit dem Tertiär *). Um diese voreiszeitliche Periode kennenzulernen, besuchen wir zunächst unsere Ziegeleigruben (Steinfeld, Südlohne, Hagen bei Vechta, Nordlohne und Twistringem). Zugleich untersuchen wir noch die Bodenproben, die der Meißel der Ölbohrung aus der Tiefe holt. Alle Tone dieser Ziegeleien erweisen sich als Meeresablagerungen. Aus ihren besonderen Bestandteilen (Korngröße, Sandgehalt, Menge an Kalk, Kiesel und Schwefeleisen) und aus den in den Tonen vorkommenden Lebensresten (Muscheln, Schnecken, Tierknochen, Haifisch-

*) Vor 150 Jahren gliederte die damals noch junge Geologie den Gesamtverlauf der Erdgeschichte in drei Großabschnitte:

- Das Primär = erste Zeit (das Erdaltertum von der Urzeit bis zum Perm),
- Das Sekundär = zweite Zeit (das Erdmittelalter von der Trias bis zur Kreide),
- Das Tertiär = dritte Zeit (die Erdneuzeit bis zur Gegenwart).

Von diesen drei Bezeichnungen ist nur das „Tertiär“ als fester Begriff erhalten geblieben. Später wurde dann

- Das Quartär = vierte Zeit (Zeit des Alluviums und des Diluviums — jüngste Zeit)

abgetrennt.

zähnen, Fischgehörknöchelchen, riesige Mengen von beschalteten Einzellern = Foraminiferen u. a. m.) können wir aber noch viel mehr ablesen.

Wir kennen ungefähr die Wassertiefe, die Wassertemperatur; wir kennen die Holzarten, die als Treibgut in den damaligen Schlick eingebettet wurden und deshalb in nicht zu weiter Entfernung gewachsen sein müssen; wir kennen annähernd die Lage der Südküste des Meeres und können uns aus alledem schon ein recht gutes Bild vom damaligen Schicksal unserer Heimat und vom tertiären Klima der damaligen Tage machen. Der mehrfache Wechsel in der Meeresbedeckung und Meerestiefe mit Überflutung und Rückzug, die Abtragung älterer Bodenschichten während einer Festlandzeit verraten uns eine dauernde Bodenunruhe, die mit Gebirgsbildungen und vulkanischen Erscheinungen in Westeuropa im Zusammenhang steht: Heraushebung des Harzes, teilweise Auffaltung der Alpen, Bildung des Vogelsberges und der Rhön, Basaltaschenschichten in der Ziegelei Steinfeld (vergl. Heimatkalender 1957).

Um aber noch mehr vom Tertiär zu erfahren, schauen wir einmal über die Grenzen unserer engeren Heimat hinaus, und wir finden, aus der gleichen Tertiärzeit stammend, Braunkohlenlager am Rhein und an der Weser, Braunkohlenlager bei Magdeburg und in Österreich, besonders interessante, pflanzenführende Ablagerungen aus der Umgebung des Bodensees, und endlich — zu unserer großen Überraschung — Kohlenlager auf Grönland und Spitzbergen.

Steinkohle und Braunkohle gehen aus urwaldähnlichen Sumpfgewässern hervor; in ihnen haben auch die entsprechenden Tiere gelebt. Ein Vergleich der dort gefundenen Pflanzen und Tiere zeigt nun mit aller Klarheit, daß in den älteren Abschnitten des Tertiärs bei uns ein geradezu tropisches Klima geherrscht haben muß. Hier in Norddeutschland wuchsen Palmen und Feigen, Lorbeer und der Zimtbaum. Sogar noch auf Spitzbergen grünt die Cedern und blühten die Magnolien. In allen Sumpfwäldern — von Österreich bis nach Grönland — reckten sich die mächtigen Sumpfyypressen in die Lüfte. D. h. aber: bei uns wuchsen Pflanzen, die heute nur unter dem Äquator stehen. Das gleiche gilt von der Tierwelt. Der Beweise für das sehr warme tertiäre Klima bei uns gibt es so viele, daß Zweifel überhaupt nicht möglich sind.

Viel schwieriger ist aber die Frage: Wie ist so etwas möglich? Die Forscher haben

viele Erklärungen versucht; allgemein anerkannt ist bis heute keine einzige. Wahrscheinlich spielen viele Ursachen eine Rolle, unter anderem eine Verlagerung der Erdpole (Polwanderungstheorie) und ein Auseinanderdriften der Kontinente nach Norden und Nordwest (Wegners Kontinentalverschiebungstheorie).

Nach Ausweis der Pflanzen und Tiere war das Klima in den mittleren Abschnitten des Tertiärs nicht mehr ganz so gut, aber immerhin muß noch eine subtropische Wärme geherrscht haben. Im ganzen wird es aber langsam und stetig kühler; wärmeliebende Tiere verschwinden, sterben aus; andere, deren Verwandte in der gemäßigten Zone leben, treten an ihre Stelle. Gegen Ende des Tertiärs wurde es abschnittsweise sogar recht kühl; die Pflanzenwelt gleicht in der Artenauswahl weiterhin dem Bild der Gegenwart, sie war aber viel artenreicher; sie enthielt zahlreiche Bäume und Kräuter, die heute nur noch in Nordamerika und Asien zuhause sind.

Noch eine zweite Frage taucht auf: wann war das? Das „Wann?“ enthält stets eine Doppelseite: einmal das Früher und Später im Altersvergleich der einzelnen Erscheinungen (z. B. Einstufung eines Tones, einer Braunkohle, eines Vulkanausbruches in den Gesamtverlauf des Tertiärs); dann aber auch die Jahreszahl nach der Kalenderrechnung der Menschen. Aber wie und wo sollen wir eine solche Kalenderzahl ablesen können? Wir haben keinen Kalender.

Und doch gibt uns die Natur eine Antwort; sie hat verschiedene radlose Uhren, die seit ihrer Bildung bei einem vulkanischen Geschehen in der Tiefe der Erde oder an ihrer Oberfläche ganz unbeeinflussbar ihre Zeit abticken. Die Stundenzeiger dieser Uhren können wir heute ablesen, die feineren für Minuten und Sekunden aber noch nicht; immerhin bedeutet eine Stunde auf dieser Uhr etwa den Zeitraum von 100 000 Jahren nach unseren Kalendern.

Diese Uhren sind die radioaktiven Stoffe, besonders Uran und Thorium. Sie zerfallen letztlich in Blei und Heliumgas, und die Zerfallsgeschwindigkeit (besser: die Zeitlänge, in der genau die Hälfte des Ausgangsstoffes zerfällt = Halbwertszeit) haben die Forscher recht genau bestimmt. Sie umfaßt

beim Uran 235: 880 Millionen Jahre,
beim Uran 238: 4,4 Milliarden Jahre,
beim Thorium: 13 Milliarden Jahre,
beim Chlor 36: 1 Million Jahre,
beim Beryllium 10: 3 Millionen Jahre.

	Meeresbedeckung bei uns			Festlandbildung		Angabe zum Klima (Lage zum Äquator)	Zeitliche Lage vor der Gegenwart (Dauer)
	Ablagerung	Fundort	Küstenlage	bei uns	sonst		
Eiszeit							
Pliozän	-	-	(Festland)	Voreiszeitliche Flußsysteme, Abtragung	Pflanzenfund von Frankfurt a.M. Pflanzen- und Tierfunde von Osterode (Harz)	Kühl bis gemäßigt warm wie heute am Oberrhein (etwa 50° nördl. des Äquators)	1-14 Mill. Jahre (13 Millionen)
	0.	-	(Festland)	Abtragung	Pflanzenwelt v. Öningen (Bodensee)	Subtropisch warm wie heute in Madeira (etwa 30-35° n. d. Äquators)	14-29 Mill. Jahre (15 Millionen)
Miozän M.	Sandige Tone; Grünsand	Nordlohne, Twistringgen	südlich von Osnabrück	-	Braunkohle von der Oberweser unv. Solling mit Feige, Lorbeer, Zimt, Dattelpalme		14-29 Mill. Jahre (15 Millionen)
0.	-	-	(Festland)	Abtragung und Bodennunruhe	Braunkohle des Köhlbietes		29-43 Mill. Jahre (14 Millionen)
Oligozän M.	Petter Ton	Hagen b. Vechta	im Osnabrücker Bergland	-			
U.	Sandiger Ton, Geröll	(nur erbohrt)	Bergland				
0.	Sandiger Ton	(nur erbohrt)	Festland?	Abtragung u. Bodenruhe	Braunkohle von Mitteldeutschland	Tropisch warm wie heute in Sansibar (5-10° n. Äquat.)	43-63 Mill. Jahre (20 Millionen)
0.	Kieseliefer Ton	Südlöhne, b. sandiger Steinfield	Dammer- und Wiehengebirge	-	Kohle von Spitzbergen und Grönland	wie heute im Mississippidelta (ca. 28° wärmer als heute)	
Paläozän	Sandiger Ton, Geröll	(nur erbohrt)	Festland				
Kreidezeit			Damme				

Tabelle 1

Es ist verständlicher Weise sehr schwer, die verschiedenen Atomarten, die oft vermengt vorkommen, sauber zu trennen und die oft winzigen Mengen an Blei und Helium genauestens zu messen. In den letzten Jahren sind aber die Verfahren so verfeinert worden, daß die Altersangaben zu den Schichten, zwi-

schen denen diese radioaktiven Stoffe eingelagert sind, der Größenordnung nach stimmen:

Zusammenfassend kommen wir zu nebenstehender Übersicht (Tab. 1).

(Fortsetzung folgt.)

P. Oswald Rohling O. P.

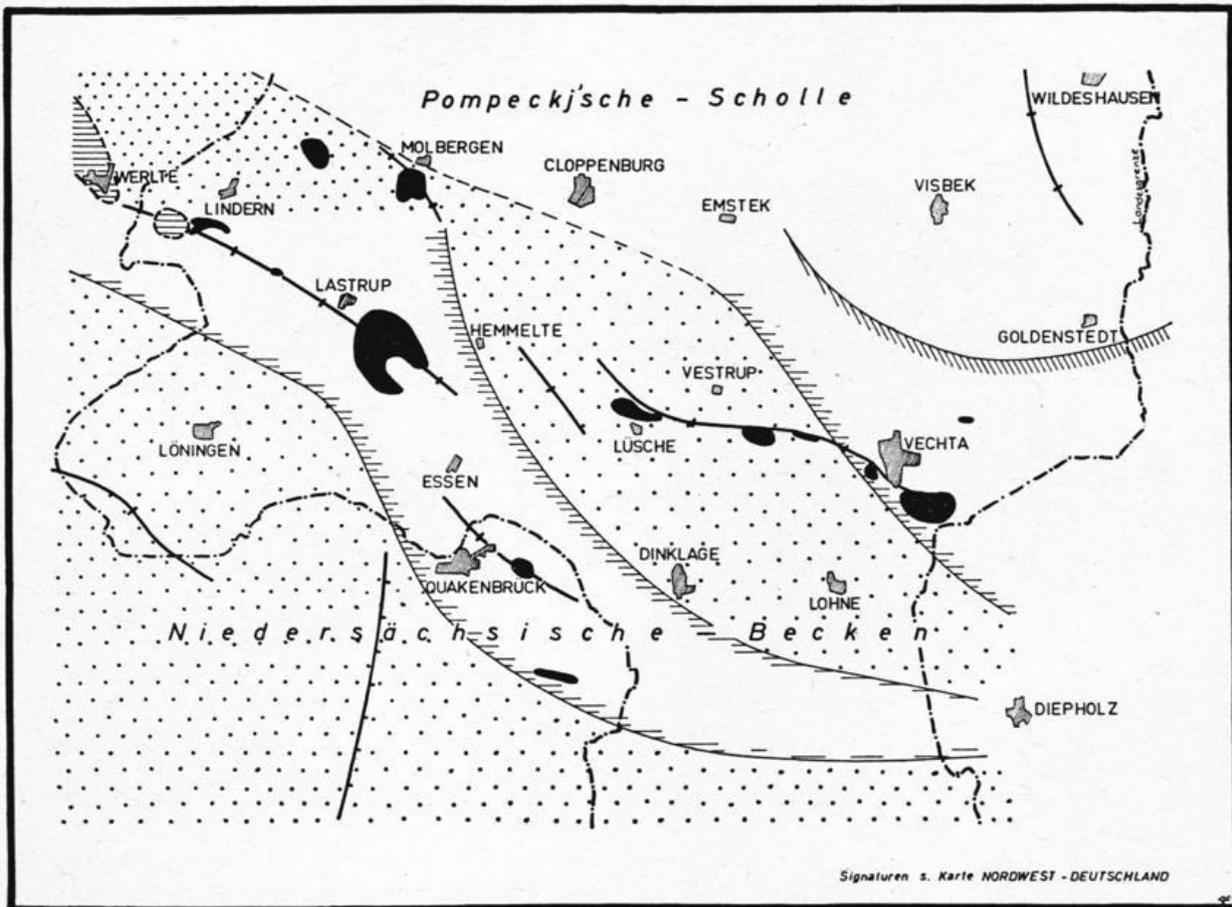
Zur Geologie Süddoldenburgs

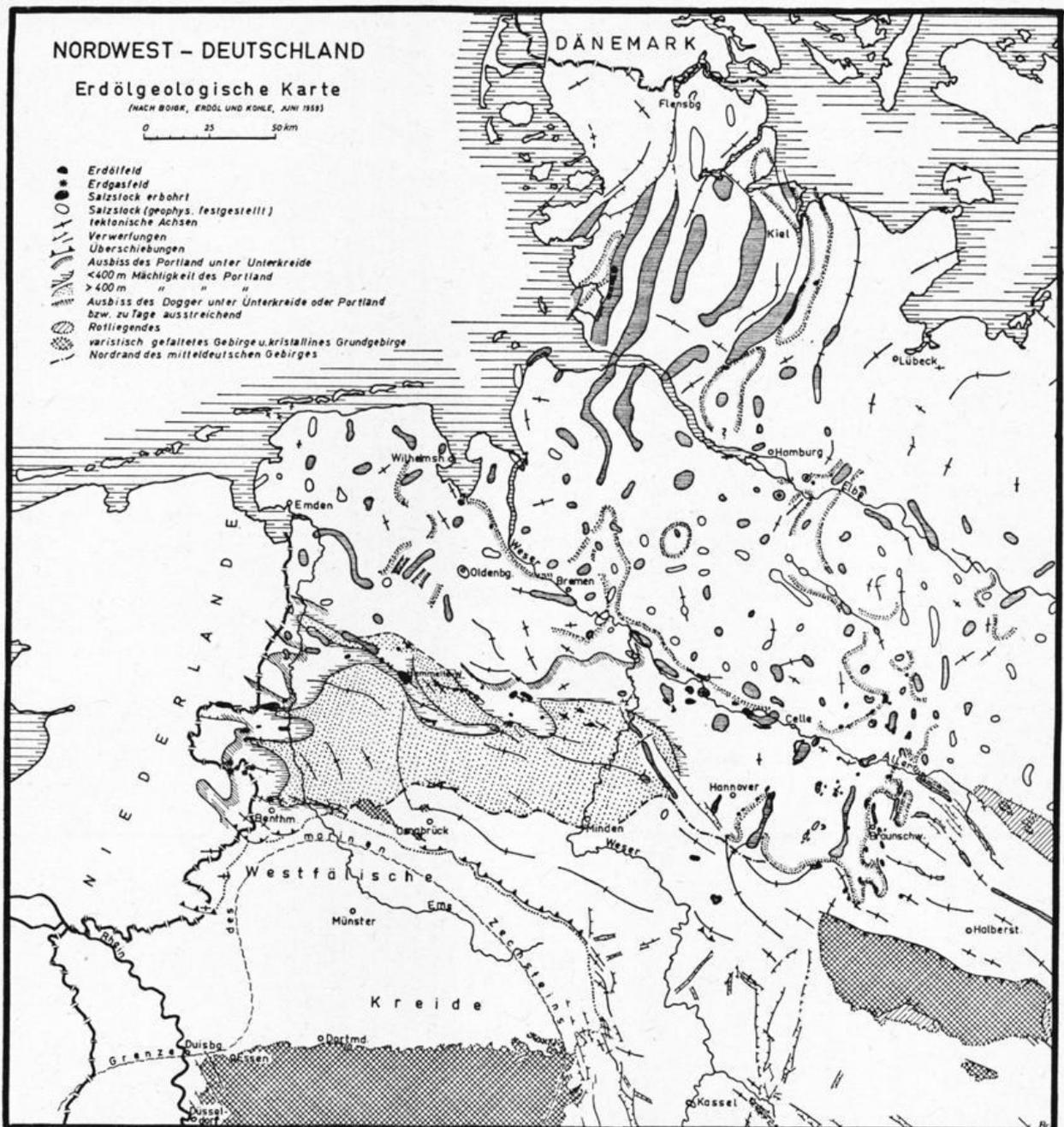
Der Untergrund Süddoldenburgs und sein geologischer Rahmen ist durch die umfangreichen geophysikalischen, d. h. vorwiegend seismischen Untersuchungen, die von den Erdölgesellschaften oder in deren Auftrag durchgeführt wurden, und durch die zahlreichen, in den letzten Jahrzehnten abgeteufte Bohrungen relativ gut bekannt geworden, wenn es auch bei der Kompliziertheit der Schichtlagerung und dem starken Wechsel in der Ausbildung der Gesteine — besonders der Juraformation — noch sehr viele ungeklärte Probleme gibt und man immer wieder bei Bohrungen in neuen Gebieten mit Überraschungen rechnen muß.

Aber trotz aller Schwierigkeiten im einzelnen wissen wir heute, daß Süddoldenburg

zu einem Gebiet gehört, das geologisch gesehen eine gewisse regionale Einheit darstellt, und zwar zum sog. Niedersächsischen Becken, das sich von Hannover über Diepholz bis zum Emsland hin erstreckt. Im Süden wird dieses Niedersächsische Becken durch zutagetretende ältere Formationen (Triasgesteine bei Osnabrück, Karbon bei Ibbenbüren und Osnabrück) begrenzt, während im Norden (d. h. nördlich der Linie Goldenstedt-Cloppenburg-Molbergen) der Strukturplan des Untergrundes auch wiederum ganz andere Züge trägt.

Wir haben in diesem Raume Mittel- und Nordoldenburgs Salzaufbrüche aus der Zechsteinfolge, die auch jüngere Erdschichten durchstoßen, während diese in Süddoldenburg





— bis auf einen kleineren Salzstock bei Lienen — fehlen. Ferner fehlen im Norden große Teile des in Südoldenburg in großer Mächtigkeit abgelagerten Jura und der Unterkreide, deren Schichtenfolge gerade in erdölgeologischer Hinsicht außerordentlich wichtig ist, da in diesen Formationen nicht nur sog. bituminöse Gesteine, d. h. Erdölmuttergesteine, sondern auch Sandsteine, klüftige Kalksteine und poröse Dolomiten vorhanden sind, in denen sich das aus den oben erwähnten bituminösen Gesteinen austretende Öl sammelt, damit es dann von dem Erdölgeologen unter vielen Mühen und Kostenaufwand gesucht werden kann. Das geologisch anders gebaute Gebiet Mittel- und Nordol-

denburgs wird zur sog. Pompeckj'sche Scholle gerechnet, die nach früheren Vorstellungen fast als ein einheitliches Gebilde von Holland bis nach Schleswig-Holstein hin angesehen wurde. Heute wissen wir aber, daß sich diese Großscholle in sehr viel größere und kleinere Teilbecken gliedern läßt, die erdölgeologisch von Interesse sind, da sich in ihnen, wenn auch in beschränktem Umfang, Erdölmuttergesteine und Erdöl-speichergesteine befinden.

Trotzdem bleibt der besondere Charakter des geologisch zum Niedersächsischen Becken gehörigen Südoldenburg bestehen. Das Gebiet ist durch die Ablagerung mächtiger Sedimente in Jura und der früheren Kreidezeit

und durch die einsetzende differenzierte Setzung und Verfestigung der Gesteine derart mit Brüchen durchsetzt, daß es bereits vor der Ablagerung des Alb stark zerstückelt war, wobei sich aus dem Mosaik von vielen kleineren Einzelschollen einzelne sog. Strukturen stärker herausholen, die das aus dem Muttergesteinen austretende Erdöl in ihren Speichern aufnehmen konnten, und, falls eine schützende Tonschicht darüber lagerte, auch behalten haben.

Die meisten Ölfelder im Weser-Ems-Gebiet und damit auch in Südoldenburg, sind an solche Strukturen gebunden, die vor der Ablagerung des Alb entstanden sind. In der Oberkreidezeit (nach dem Santon und vor

dem Maastricht) setzten nochmals starke Bewegungen ein, die dann vielfach zu „Überschiebungen“, d. h. stellenweise zu Wiederholungen der gleichen Schichtenfolge führten und den gesamten Bauplan sehr komplizierten. Aber auch in der jüngsten geologischen Zeit, dem Tertiär und Quartär, hat es wieder stärkere — teilweise regionale, teilweise lokal beschränkte — Verschiebungen der Krustenteile der Erde gegeben.

Aus der dargestellten Kartenskizze soll die Stellung Südoldenburgs im geologischen Rahmen Nordwestdeutschlands und insbesondere des Niedersächsischen Beckens ersichtlich werden.

Dr. H. Schettler

Öl in't Mauer van Vechte!

Öl in't Mauer van Vechte!

Van Öl schnackt hüt de halwe Welt! Un dorüm is dat jo bold kien Wunner, dat se ok hier bi us in Vechte anfunge hebbt, so gräsige Bohrtürme uptosteln. Jüst vör use Huusdöör, dicht vör use Nääs!

Toerst wulln wi dat nich glöwen. Man, as denn de Sprengungen anfüngen, jeden Dag mehr Autos ankeemen un groote Laster, Hüüse ut Wellblech un groote Kaobel, dor wüssen wi Bescheed. Nu wör dat sowiet: de Technik wör ok hier introcken. Wi kunnen niks maoken, as taukieken.

Ick glöw, wi al mit'n ännern weern doch een bäten näischierig. In „Natur“ harrn wi de Bohrtürme noch nich seihn. Villicht maol in de Zeitung, oder ok in'n Fernsehen, in de Wochenschau. Jao, dat wör jo wat änners! Dat wör jo wiet weg.

Wat harr ick toerst Angst üm de Kinner. De wulln doch ümmer dorbi wäsen. Wo faoken heff ick ehr naoropen: „Gaoht nich to dicht an den Bohrturm!“ Un faoken moss ick mi dat anhörn, wenn de Kinner ganz upgeregt an't Vertelln weern: „Nu is he all 45 Meter hoch! Nu sünd se all dusend Meter deep! Mauder, nu hör doch! Nu hebbt se all Öl, jüst bi tweidusend Meter. Morgen werd de Pump anmaakt. De Olleitung hebbt se all leggt. Un denn pumpt se Dag un Nacht blot noch Öl. Kannst du di dat vörstelln?“

Na, so richtig vörstelln kunn ick mi dat nich. Un denn kunn ick mi ok nich vörstelln, wat väle Lüe sä'n. Se sä'n: Hier ünner us in de Eer is 'n richtigen Olsee. Dat harr in ganz oole Böker staohn. Of dat stimmen deiht? Ick weit dat nich. Man, een Deil is gewiß: Öl is dor!

Eene Pumpe steiht in'n Mauer, eene Pumpe steiht up'n Kartüffelacker. Eene steiht gegenäower van'n Schoolplatz. De Schoolkinner hebbt de groote, moderne Technik ümmer vör Ogen, un een Bohrturm steiht hier bi us in'n Wald.

Fröher heff ick maol hört, dat 'n paar Buurn van Öl bannig riek wurn sünd. Hüüt is dat ut dormit! Riek werd de Buur nich mehr van Öl. He gifft een Stück van sien Feld, van sien Acker, van sien Moor af, un dor kriegt he siene Entschädigung vör.

In wecken Deilen hett dat Ölbohren ok wat Goodes mitbrocht. De Bohrgesellschaft bohrt nich bloot Öl, se maakt ok Straoten. Schöne, faste Straoten, de van de Ölpump bit an de Hauptverkehrsstraot' rangeiht. Up disse Aort hebbt use Schoolkinner eenen feinen Schoolweg krägen, un väl Lüe een gauen Padd to'n Föhrn. De een un de ännern hett nu siene Aorbeitsstae bi de Bohrgesellschaft.

Sünndags spazeiert de Lüe rut, staobt un kiekt un treckt den Fotokasten. So'n Beld, dat lohnt sick! Man nich väl Mensken hebbt seihn, wo dat to güng, as se een Bohrturm van sienen oolen Platz eenfach wegschaoben hebbt. Mehr as fiefhunnert Meter wiet! Nich bloot de Kinner, nee, ok wi Grooten sünd henloopen, un hebbt us dat Wark bekäken. Dat sowatt angaohn kunn. Un doch, nao'n paor Stünn weer dat Undeiert van 45 Meter Höchte up sienen neien Platz.

Wat us toerst so gräsig vörkaomen is, dat höört dor nu mit to us Läben. Wi hört Dag un Nacht dat Brummen, un de Maschin' stamp: Öl, Öl, Öl!

Erika Täuber



Landschaftswandel durch Wasserwirkung

Will sich jemand vergewissern, ob seine vielleicht etwas schwierigen Erklärungen auch richtig vom Zuhörer verstanden wurden, so fragt er abschließend wohl mal: „Hast du das begriffen?“ Er mag sich dabei in den wenigsten Fällen der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes bewußt werden, denn im allgemeinen Sprachgebrauch sind ja „begriffen“ und „verstehen“ sinnesverwandt. Dem Naturkundler geht jedoch das Verstehen für das Wesen eines Naturgegenstandes erst dann ganz auf, wenn er ihn durch In-die-Handnehmen gründlich be-griffen und genauestens betrachtet hat. Dabei er-faßt er oft aus dem Begreifen und Beobachten wichtiger, winziger Einzelheiten das Verständnis für größere Zusammenhänge.

Jeder Leser kennt das Sprichwort: „Steter Tropfen höhlt den Stein.“ Dieser Erfahrungssatz entstand aus Beobachtungen, deren Durchdenken zum Verständnis weltweit wirkender Groß-Vorgänge führt. Bleiben wir deshalb bei solchen Tropfen! — Am Mauerfuße

sehr alter Gebäude, wo der Boden seit Errichtung des Bauwerks nicht mehr von Menschenhand verändert wurde, prägte seit Jahrhunderten stetig wirkender Tropfenfall nach und nach Reihen von Näpfchen ein. Wir sehen an solchen Träufelreihen, wie weiche Wassertropfen trotz gleicher Fallhöhe beim Aufprall auf hartes Gestein verschieden gewirkt haben. Kalk- oder Sandsteine leisten der verformenden Kraft fallender Wassertropfen weit weniger Widerstand als hartgebrannte Klinker, wogegen aufgewehter, lockerer Flugsand sich am Mauerfuße nur so lange hält, bis seine dünne Lage beim nächsten Regen vom Traufgetröpfel auseinandergespritzt und fortgespült wird.

Die lebendige Wucht aufschlagender Wassertropfen arbeitet aber nicht nur reihenförmig wie auf dem dünnen Belage von Wehsand unter den Dachtraufen; auf den heimatlichen Sandhöhen des Hümmelings und der Cloppenburger Geest, der Dammer- und der Bersenbrücker Berge wirkt jeder stärkere

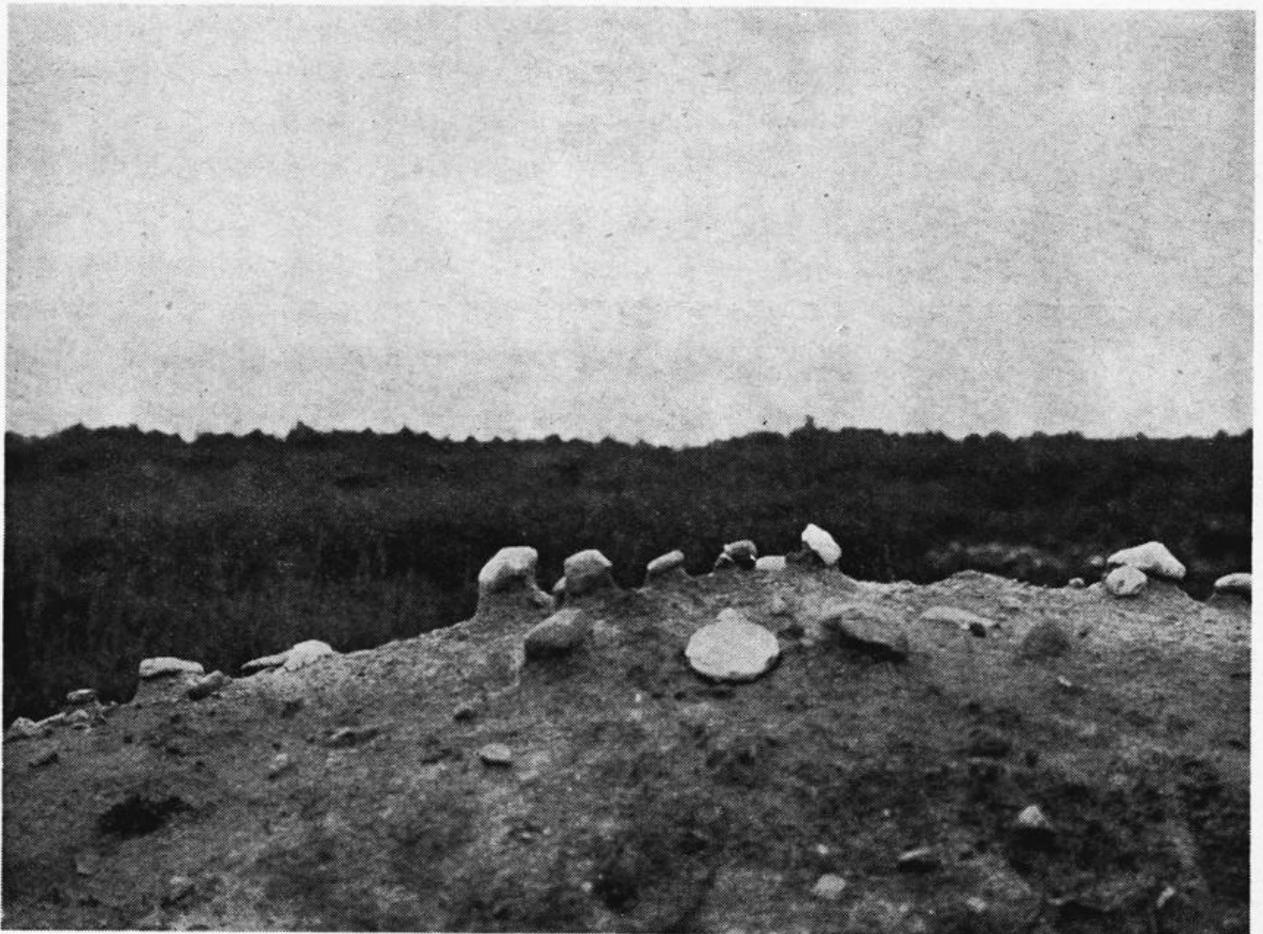


Abb. 1: „Erdfpfeilerchen“ in Kiessanden des Windberges bei Werpeloh (Hümmling). Taschenuhr als Maßstab.

Aufn. Hamm



Abb. 2: „Erdpfeilerchen“ im Gehängeschutt eines Hohlweges am Wiehengebirge. Taschenmesser als Maßstab.

Aufn. Hamm

Regenguß vielmehr flächenhaft. Auch hier werden die Sandkörnchen durch den Aufschlag des Regens auseinandergetrieben und dabei nach und nach von den Hängen heruntergeführt, sofern nicht eine dichte Pflanzendecke oder auf der Erdoberfläche liegende Steine den Sandboden schützend bedecken.

Unsere meisten Sandgebiete bestehen nun nicht nur aus reinem, gleichgekörnten Sande, sondern fast immer aus einem Gemenge von Körnern wechselnder Größe mit vielfach darin enthaltenem Kies und grobem Geröll. Abbildung 1 zeigt die Oberfläche einer solchen Siessandkuppe unserer Heimat und ihre Formveränderung durch kräftige Regengüsse. Überall da, wo ein größeres Geröll liegt, bleibt seine sandige Unterlage vor dem Angriff der Regentropfen bewahrt. Deshalb stehen alle etwas dickeren Steine auf einem kurzen Sandstengel, während daneben steinfreie Standstellen vom Aufprallen kräftiger Wassertropfen gelockert und hangabwärts geführt wurden. So entstand aus der zuvor glatteren Fläche eine unregelmäßig gestaltete Kleinlandschaft von winzigen „Erdpfeilerchen.“ Nach Ausdörren des Sandes vermögen die dabei meist mürbe werdenden Sandstüt-

zen das Gewicht der Deckensteine nicht lange mehr zu tragen. Sie krümeln, rutschen unregelmäßig auseinander, und der Stein kippt schließlich seitwärts von seiner Unterlage herunter. Danach beseitigt der nächste Regen gar schnell den nun unbehütet daliegenden Pfeilerrest aus lockeren Sandkörnchen.

Nicht nur gerölldurchsetzter Sandboden, sondern auch lehmiger Gehängeschutt (Abbildung 2) von der Nordseite des Wiehengebirges zeigt ähnliche Abläufe. Durch Verwitterung einst fester Felsgesteine bedeckte sich hier der Boden der Berghänge mantelförmig mit einem Gemisch aus scherbigem Gesteinsschutte sowie sandführendem Lehme. Auch darin schützen größere Steinbröckchen ihr Liegendes eine Zeitlang vor Schlagregen, bis die hangab kullernden Steinchen auch hier ihre zuvor bedeckten Stützen rascher Vernichtung anheimgeben.

Diese einfache Beobachtung ganz alltäglicher Naturvorgänge zeigt mit aller Eindringlichkeit, daß an diesen Stellen die Erdoberfläche durch stetige Wiederholung des immer gleichen Geschehens nach und nach langsam erniedrigt werden muß. Auch das Bild der auf einer Hangkante freiliegenden Baumwurzeln



Abb. 3: Durch natürlichen Bodenabtrag freigelegte Baumwurzeln.

Aufn. Hamm

(Abb. 3) stellt das ebenso deutlich dar, denn ursprünglich staken die Wurzeln ja doch alle im Erdreiche des Bodens. Erst jahrzehntelang auf diese Stelle einwirkender Regen führte ein Sandkörnchen, ein Erdkrümelchen nach dem anderen fort und legte so das dadurch langsam sichtbar werdende Wurzelwerk frei.

Wir lernen aus dem Vorstehenden, daß Höhen unserer Erdoberfläche einem steten Stoffverluste infolge der Niederschläge ausgeliefert sind. Geschah das bisher Betrachtete mehr flächenmäßig, so arbeitet das oberflächlich abfließende und sich dabei nach und nach zu Rinnsalen, Bächen und Flüssen vereinigende Regenwasser jedoch nur noch strichweise; entsprechend seiner nun auf engerem Raume zusammengeströmten, mächtigeren Masse, aber auch wesentlich wirksamer. Wie eine Säge schneiden sich bei genügendem Gefälle kleinere und größere Bäche in ihre Unterlage ein. Das geschieht vor allem dann, wenn der Untergrund nicht besonders widerstandsfähig ist, wie z. B. bei den vorwiegend aus Kiessanden bestehenden, in südwärts vorbiegendem Bogen um das Artland schwingenden Höhen. (Abb. 4).

Die Dammer Berge beginnen bei Vechta, erreichen südwärts langsam höher werdend

Osterfeine, biegen nun noch mehr ansteigend südwest- und westwärts um, nachdem sie Damme berührt haben, und brechen bei Neuenkirchen unvermittelt ab. Hinter der Hase-niederung steigen sie als Bersenbrücker Berge an der Landstraße Alfhausen-Bersenbrück von neuem auf, erreichen westwärts zwischen Ankum und Fürstenau größere Höhen und schwingen nordwestlich über die Maiburg unter stetiger Höhenabnahme bis Bippin und Stift Börstel. Dieser mächtige Bogenwall ist eine „Endmoräne“ des Eiszeitalters¹⁾. Zur Bildungszeit dieses gewaltigen Kiessandbogens quoll vom südlichen Inlandeisrande aus der Gegend Quakenbrücks eine breite Eiszunge gleich einem zähfließenden Brei über das heutige Artland südwärts und wulstete, stark vorstoßend durch ihr großes Gewicht, alle überkrochenen, vor dem bisherigen Eisrande liegenden Schmelzwassersande und -kiese zu diesem vorbuchtenden Endmoränenwalle auf. Damals hatte er jedoch noch ein ganz anderes Aussehen als heute unsere Dammer- und Bersenbrücker Berge, in

1) vergl. hierzu den Aufsatz „Wie entstanden die Cloppenburger Geest und die Dammer Berge?“ im Heimatkalender 1953, Seite 142—146.

die der einst viel höhere und massigere Moränenbogen bis jetzt zerfallen ist. Wenn man überlegt, daß wir heute in ganz kurzer Zeit schon solche Beobachtungen an unserer Erdoberfläche anstellen können, wie sie eingangs dieses Aufsatzes beschrieben wurden, dann ist es auch einleuchtend, daß in den rd. 200 000 Jahren, die seit der Bildung der Endmoräne verstrichen sind, mächtige Massen an Sand und Kies von ihrem zunächst noch nackten, pflanzenfreien und ungeschützten Körper fortgeführt wurden, bevor vor rd. 20 000 Jahren mit dem nacheiszeitlichen, zunächst noch zaghaft zögerndem Einwandern der Pflanzenwelt in unsere Heimat ihre Oberfläche durch den Pflanzenfilz für abspülenden Regen und sandverwehende Stürme wesentlich weniger angreifbar wurde.

Ja, nun höre ich schon, wie einige Leser fragen: „Wie kommt denn aber das breite Loch der heutigen Haseniederung zwischen Neuenkirchen und Alfhausen in diesem, durch Eisschub aufgewulsteten Walle zustande? Hat etwa die Kleine Hase diese klaffende Lücke hineingerissen?“ — Nein, die Hase war nicht die Ursache für dieses 10 km breite Loch. Es waren vielmehr die Schmelzwasser der einst nördlich lagernden Eiszunge. Der Rand des Inlandeises liegt nämlich immer gerade da, wo sich das Vorquellen des Eises und das Auftauen seines Randes infolge des im Süden wärmeren, dem Eise tödlichen Klimas einander die Waage halten. Darum entströmten auch der Stirne der vorgebuchteten Artländer Eiszunge mächtige Schmelzwasserfluten. Sie wurden aber durch den Deich des Endmoränenwalles am freien Abströmen gehindert, bis ihnen der Durchbruch doch endlich noch am Südenende seines Bogens gurgelnd und schäumend gelang. Dadurch riß das weite Tor auf. Durch diese breite Bresche entwässerte dann nach dem durch Klimaverbesserung bewirkten endgültigen Wegtauen des ganzen Inlandeises alles Niederschlagswasser des Osnabrücker Berglandes und gelangte, der heute allgemein nordwestwärts gerichteten Landneigung folgend, ins Tiefland, wo das von den Bergen Abgespülte nun bei abnehmender Frachtkraft wieder zum Absatz kam. So liegt nun die Kleine Hase in dieser schon lange zuvor gerissenen Lücke gleich der Maus im Bette des Löwen.

Gegen Ende des Eiszeitalters muß unsere durch Wärmerwerden des Klimas eben erst eisfrei gewordene, aber noch nicht mit Pflanzen bekleidete Heimat niederschlagsreich gewesen sein, denn viele Täler und Tälchen, die heute die Hänge der Bersenbrücker- und Dam-

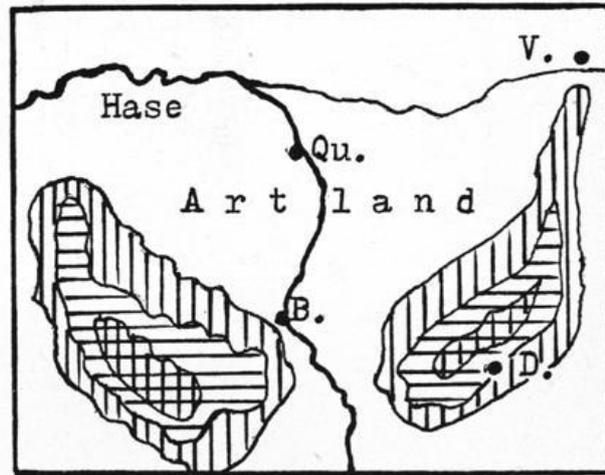


Abb. 4: Um das Artland schlingt sich der kiesig-sandige „Endmoränenzug“ der Bersenbrücker- und Dammer Berge. Durch die Lücke zwischen beiden tritt heute die Hase ins Tiefland.

mer Höhen kerben, wurden zu jener Zeit eingeschnitten. Nunmehr liegen die meisten von ihnen jedoch völlig trocken. Damals aber kam zu den zahlreichen Regenfällen noch ein besonders talbildender Umstand hinzu. Der ganze Untergrund Nordwestdeutschlands war nämlich trotz Eisschwundes noch lange Zeit bis zu großer Tiefe gefroren, so daß alle Niederschläge nicht wie heute teilweise im lockeren Sandboden versickern konnten, sondern sich auf dem Eisboden im Untergrund stauten. Seine dünne, oberflächliche Auftauschicht wurde aber als leichte Beute abfließender Regenrinnale immer wieder zu Tage geführt, je tiefer der Boden taute. So entstanden kleinere und größere Täler. Die wenigsten von ihnen führen heute nur noch mühselig dahinschleichende Gerinne, da nun unter ihnen der wasserstauende Frostboden fehlt. Alle versickernden Niederschläge der Jetztzeit speisen im allgemeinen nur noch das tiefere Grundwasser, ohne sich oberflächlich besonders formend betätigen zu können, und weil zudem noch der Wurzelfilz unserer Pflanzendecke verfestigend wirkt. Die Täler verdanken also ihre Entstehung solchen Naturvorgängen, die heute nicht mehr lebendig sind. Man spricht deshalb hier von „toter Landschaft“. Dabei ist „tot“ beileibe nicht im Sinne von „langweilig“ oder „eindruckslos“ zu verstehen; die heutige Landschaft ist im Gegenteil für unser Empfinden höchst anmutig und reizvoll.

Fließendes Wasser greift aber nicht nur die verhältnismäßig lockeren Kiessande an, sondern sogar harte und feste Felsgesteine. Das geschieht jedoch zumeist erst dann, wenn eine andere Naturkraft, die Verwitterung, die

harten Gesteinsschichten oberflächlich zermürbt und gelockert hat. Wie solcher Verwitterungsschutt aussieht, dann nach und nach vom Wasser bewältigt und verfrachtet wird, zeigt unsere Abb. 2. Das Verwittern der Erdoberfläche und das Verfrachten verwitterter Gesteine durch fließendes Wasser war und ist in aller Welt so allgemein, daß Rinnen, Schluchten und Täler in jeden Berg hang gespült werden. Sie können durch dauerndes Rückwärtseinschneiden bis zum Kamm der Gebirgsketten vordringen, ihn erniedrigen und schließlich die ganze Kette zerteilen. So kommt es auch, daß unser Wiehengebirge viele solcher Quertäler erhielt. Heute benutzen die vom Süden kommenden Flüsse solche Durchlässe, wie z. B. die Hase zwischen Gehn und Penter Egge, die Hunte bei Barkhausen und die wasserreiche Weser in der mächtigen, landschaftlich so schönen Scharte der Westfälischen Pforte bei Minden.

Unsere kurzen Betrachtungen führten uns aus der engeren Heimat in die weitere, vom Windberge des Hümmlings zur Weserscharte. Überall sehen wir in ferner Vergangenheit wie in der Jetztzeit das Wasser arbeiten und unaufhaltsam das Landschaftsbild ebenso wandeln wie auf der ganzen Erdoberfläche. Die Erdgeschichte viel älterer Zeiträume als der hier erwähnten erzählt sogar davon, daß frühere Gebirge durch das Wasser nicht nur randlich gekerbt oder langgestreckte Höhenzüge in viele Teilstrücke zerschnitten wurden, sondern daß darüber hinaus ausgedehnte, hohe Gebirgsstöcke ganz eingeebnet und so durch Wasserwirkung zu völligem Verschwinden gebracht wurden. Das Verfrachten des Verwitterungsgutes zermürbter Bergeshöhen und sein Wiederabsatz in tieferen Geländeteilen ist aber keineswegs ein gleichmäßig gleitendes Geschehen. Zeiten verhältnismäßiger Ruhe wechseln vielmehr mit solchen höchst gesteigerter Tätigkeit mit oft verheerenden Folgen. Wie auch heute ein viertelstündiger, rauschender Platzregen mehr abspülende Wirkung haben kann als monatelanges, mildes Geträpfel, so können wir auch in vergangener, erdgeschichtlicher Zeit ein ähnliches Auf und Ab an Wirkung in größerem Zeitrahmen feststellen. Der Gang der Erdgeschichte verläuft eben sehr unregelmäßig. Wir sahen ja auch schon, daß die nacheiszeitliche Talbildung am Artländer Endmoränenwall wesentlich größer war als die der Jetztzeit.

Jede Änderung klimatischer Größen wirkt sich in schnellerer oder langsamerer Umgestaltung der Erdoberfläche aus. Das gegen-

wärtige, friedliche Bild der Heimat ist ebenfalls keineswegs endgültig. Unsere Landschaft unterliegt auch in Zukunft einem dauernden Formenwandel wie die ganze Erdoberfläche, solange auf ihr die geologischen Kräfte der gesteinerstörenden Verwitterung, der reichen Regengüsse und ihrer in Flüssen und Bächen geballten Wassermengen verfrachtend arbeiten. Das geht im allgemeinen aber so langsam und unmerklich vor sich, daß wir schnellebigen Kinder des Augenblicks bei der kurzen Spanne unseres Daseins wenig davon spüren. Erst wenn ein wild brausender Wolkenbruch heute hier, im nächsten Jahre dort über das Bergland niedergeht, die infolge dessen Hochwasser führenden Flüsse weithin ausufern und mit den von allen Talwänden gewaschenen Erdmassen unsere stromabgelegenen Felder verwüstend verhüllen, sowie tiefere Teile von Wohnungen verschlammen, dann begreifen wir buchstäblich beim Beseitigen der angerichteten Überschwemmungsschäden, daß die Natur nie ruht in der Umgestaltung unserer Landschaft.

F. H a m m

Wo de Geestliken bie de Prädigt up achten schöllt

*Een Stücksken van den ollen Dechanten
Wulf in Lastrup*

Da olle Dechant Wulf is bit van Daoge noch nich vergäten. He was'n ganz gelehrten Mann, aower up de annern Siet was he eenföltig as'n Kind. Disse lütte Geschichte bewiest dat ganz klaor."

Dechant Wulf kreeg 'n' neien Kaplaon. Eens Daogs snackt de beiden von't Prädigen. Do segg de olle Herr tou sien'n jungen Mitarbeiter:

Mein lieber Kontrater, Sie glauben gar nicht, was alles für den Erfolg der Predigt günstig ist. So ist es z. B. auch ratsam, dann und wann das Taschentuch zu gebrauchen. Sehen Sie, ich habe in Rom studiert. Bei unsern Probepredigten fanden sich bisweilen ganz hohe Zuhörer ein, sogar Kardinäle. Als ich einmal an der Reihe war, saß unter der Kanzel auch ein Kardinal. Während der Predigt passierte es mir, daß ich einmal mein Taschentuch gebrauchen mußte. Wissen Sie, was der Kardinal nachher bei der Aussprache sagte? Sie raten es bestimmt nicht. Er sagte: Mein lieber Studiosus! Der kurze Augenblick, wo Sie das Taschentuch benutzten, war das Beste an der ganzen Predigt. Franz Morthorst



Die Arbeiten des Leda-Jümme-Verbandes und der Emsland GmbH. im alten Amt Friesoythe

Der frühere Amtsbezirk Friesoythe, soweit er nördlich des Küstenkanals liegt, ist an dem großen Meliorationsunternehmen des Leda-Jümme-Verbandes beteiligt. Daneben nimmt das gleiche Gebiet, vor allem aber auch der südliche Teil des alten Amtes Friesoythe in weitem Umfange an den großen Aufschließungsarbeiten durch die Emsland GmbH. teil.

Der Leda-Jümme-Verband besteht aus 19 ostfriesischen Wasser- und Bodenverbänden und zwei großen Teilgebieten der Friesoyther und Ammerländer Wasseracht. Das gesamte Verbandsgebiet Leda-Jümme ist rd. 75 000 ha groß: von der Friesoyther Wasseracht gehören rd. 22 000 ha zum Leda-Jümme-Verband.

Als große gemeinsame Maßnahme des Gesamtverbandes wurde ein Sperrwerk in der Leda bei Leer gebaut, um aufkommende Fluten in Katastrophenzeiten abhalten zu können. Sturmfluthohe Deiche sollen die Flüsse eindämmen und Überschwemmungen verhindern. Die Flüsse sollen reguliert und begrudigt werden.

Von den Unterverbänden im oldenburgischen Teil, also bei uns durch die Friesoyther Wasseracht, sollen die sog. Seitenentwässerungsarbeiten und die landwirtschaftlichen Folgemaßnahmen durchgeführt werden. Das bedeutet die Errichtung von Schöpfwerken hinter den Deichen, die Anlegung umfangreicher Grabensysteme, aber auch gleichzeitig Bau von Wegen.

Die landwirtschaftlichen Folgemaßnahmen erstreckten sich auf Anlegung von Dränagen, Tiefpflügen, aber auch Fräsen, ferner Anlegung von Windschutzstreifen und endlich Bau von Wirtschaftswegen.

Die allgemeine verkehrsmäßige Aufschließung der so verbesserten Gebiete ist dann die letzte Aufgabe für diese Erschließungsarbeit.

Alle diese Zielsetzungen fanden ihren Niederschlag in dem Generalplan des Leda-Jümme-Verbandes.

Eine Unmenge Einzelpläne mußten von den zuständigen Behörden zur Durchführung aller Maßnahmen aufgestellt werden. Die tragbare Belastung des eigenen Bezirkes wurde nach umfangreichen Untersuchungen, vornehmlich durch landwirtschaftliche Sachverständige, für jeden besonderen Arbeitsansatz, ob Deichbau, Schöpfwerkbau, Grabenbau, Dränung, Umbruch, Wege- oder Brücken-

bau genau ermittelt; die Rentabilität, die Mehrerzeugung nach voller Durchführung der gesamten Melioration wurde bewertet.

Dem Leda-Jümme-Verband wurde im Raume der Friesoyther Wasseracht durch die Erschließungsmaßnahmen der Emsland GmbH eine sehr große und auch schnelle Hilfe zuteil. Die Emsland GmbH. hat zur Aufgabe, das Emsland mit seinen Mooren und die damit im Zusammenhang stehenden Moorgebiete des Oldenburger Landes, d. h. vornehmlich das alte Amt Friesoythe, landwirtschaftlich so aufzuschließen, wie es auch der Leda-Jümme-Verband vorsieht. Der Unterschied zwischen beiden Unternehmen liegt wohl vornehmlich in der anfänglichen Aufgabenstellung der Emsland GmbH., d. h. in der Ansetzung heimatvertriebener Bauern in den weiten Mooren, Ödländereien und Halbkulturen des Emslandes und des alten Amtes Friesoythe mit seinen Randgebieten.

Um diese Erschließungsarbeiten wirksam werden zu lassen, die zum größten Teil südlich des Küstenkanals, aber auch nördlich in den großen Mooren des Saterlandes durchgeführt werden, mußte zunächst die Vorflut geschaffen werden. Dies konnte der Leda-Jümme-Verband nicht so schnell, wie es nach den Zielsetzungen der Emsland GmbH. nötig war. Deshalb setzte sich Ministerialdirektor Lauenstein als Geschäftsführer der Emsland GmbH. dafür ein, daß diese zum erheblichen Teil den Ausbau der großen Vorfluter Sagter Ems und Soeste für den Leda-Jümme-Verband gewissermaßen vorfinanzierte. Im Bezirk der Friesoyther Wasseracht wurde von der ostfriesischen Grenze bei Ubbehausen über Strücklingen nach Ramsloh und Scharrel die Sagter Ems in einer Länge von 17 km ausgebaut. Rund 5,5 km bleiben noch auszubauen; dann ist der Düker beim Küstenkanal erreicht und das Oberwasser aus Neuscharrel, Markhausen, Molbergen, Lindern auf der oldenburgischen Seite und aus rd. 20 000 ha aus der Hümmlinger Seite kann dann ungehindert abfließen. Die Soeste wurde von Barßel über Lohe, Harkebrügge, Kampe bis an den Küstenkanal reguliert. Das waren 21 km. Hier sind im eigentlichen Leda-Jümme-Raum nur noch wenige Kilometer auszubauen, um die Vorflut für ein großes Einzugsgebiet zu schaffen. Dann werden die Überschwemmungen in Kampe, Reinshaus und Altenoytherfeld aufhören.





Bei der Drainage im Moor

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

An Seitenentwässerungsmaßnahmen entstanden seit etwa 1950 elf Schöpfwerkanlagen mit einem Grabennetz von einigen 100 Kilometern, so in Bokelesch-Ubbehausen, Bibelte, Utende, Strücklingen, Roggenberg-Drey-

schloot, Barßelermoor-West, Elisabethfehn-Nord, Barßelermoor-Ost, Loher Westmark, Bollingen und Reinshaus. Zählt man die Leistungen aller Pumpen zusammen, so ergibt sich rd. 7000 Liter pro Sekunde.

In diesen Gebieten wurden nach Herstellung geordneter Vorflutverhältnisse Dränungen und Tiefkulturarbeiten durchgeführt, die in den nächsten Jahren fortgesetzt werden.

Wie Meliorationsarbeiten und Straßenarbeiten Hand in Hand laufen und dabei im buchstäblichen Sinne des Wortes neue Wege finden, mag an zwei Beispielen gezeigt werden. Auf dem südlichen Deich, entlang dem Barßeler Tief, wurde von Barge her über den Dreyschlot nach Roggenberg ein Deichsicherungsweg angelegt, der Anschluß fand an eine von Barßelermoor bereits herangeführte Klinkerbahn. Der Idafehn-Kanal wurde zugeworfen. Auf dem alten Kanalbett entsteht jetzt eine schnurgerade, 7 km lange befestigte Fahrbahn, die sich die Kolonie Idafehn, die Winter für Winter unter fürchterlichen Wegeverhältnissen litt, niemals hat träumen lassen. Der Idafehn-Kanal diente, wie die meisten alten Kanäle, außer dem Elisabethfehn-Kanal, seit Jahren nur noch als Entwässerungskanal. Die Entwässerung westlich des Idafehn-Kanals wurde in Richtung Ostfriesland nach Holterfehn orientiert. Abgesehen von der Idafehn-Straße wurden mit Emslandmitteln im alten Amt Friesoythe vornehmlich Querverbindungen in Ost-West-Richtung geschaffen, z. B. der Pampelriedendamm-Osterloh-Thüle, von dort weiter über Augustendorf nach Markhausen; ferner Kortemoorsweg, d. h. Westerscheps-Harkebrücke; ferner Ramsloh-Elisabethfehn-Lohe und endlich Godensholt-Lohe-Barßelermoor. Diese neuen Straßen sind die notwendige Voraussetzung für die Aufschließung der Gebiete rechts und links mit neuen Siedlungen.

In Oster- und Westermoor wird durch das Kulturamt Oldenburg eine große Umlegung durchgeführt, die die Gemeinden Ramsloh, Scharrel und Strücklingen interessieren. Hier ist für die nächsten Jahrzehnte noch für viele Neusiedler Zukunftsland. Die Umlegungen sind im alten Amtsbezirk Friesoythe in den letzten Jahren sehr gefördert worden, so z. B. in Strücklingen, Wittensand, Utende, Bibelte, Harkebrücke usw. Alles das fügt sich in die vom Leda-Jümme-Verband und von der Emsland GmbH. in so vorteilhafter und großzügiger Weise eingeleitete Großmelioration des alten Amtes Friesoythe ein.

Der Leser wird vielleicht denken, wie werden diese großen Projekte finanziert? In der

Hauptsache sind es Bundesmittel, aber auch Landesmittel und nur äußerstenfalls hat der Eigentümer 20 Prozent selbst aufzubringen. Die durchführende Dienststelle ist durchweg das Wasserwirtschaftsamt Cloppenburg, soweit nicht das Kulturamt Oldenburg für die Umlegungen und das Straßenbauamt Oldenburg-West für reine Straßenbauten zuständig ist. Träger der Maßnahmen ist — wiederum mit Ausnahme der Umlegungen und Straßenbauten — durchweg die Friesoyther Wasseracht. Nüchterne Zahlen in langer Reihen-

folge aufzuführen, würde den Leser ermüden, nur das eine sei gesagt, daß seit der Währungsreform Millionenbeträge im Zuge der doppelseitigen Großmelioration in das alte Amt Friesoythe geflossen sind. Wer Zeit hat, der möge sich umsehen, was in Feld und Flur, an den Flüssen und in den Mooren des alten Amtes Friesoythe durchgeführt ist. Schon heute muß man feststellen, daß man vielerorts das Landschaftsbild nicht wiederkennt. Allen gebührt Dank, die dieses Werk bisher vollbrachten. Kurt Hartong

Tewes Schacht

Dem verdienten oldenburgischen Landeskulturbeamten zum Gedenken!

Im Jahre 1955 wurde des Tages gedacht, an dem vor einhundert Jahren der Bau des Hunte-Ems-Kanals begann. Aus diesem Anlaß wurde mit Recht auch der verdiente Ihno Hayen Fimmen gewürdigt, der die Baupläne entworfen und bis 1872 die Bauleitung des Hunte-Ems-Kanals hatte. Es war bei dieser Gelegenheit jedoch auch eines Mannes zu gedenken, der sich ebenfalls im vorigen Jahrhundert um den Kanalbau in Oldenburg tatkräftig bemühte, des Obervermessungsinspektors und späteren Oberbaurates Tewes Schacht. Ihm war 1872 als Nachfolger von I. H. Fimmen die weitere Leitung des Baues des Hunte-Ems-Kanals übertragen worden. Seine Tätigkeit sollte aber auch für die innere Kolonisation in Oldenburg von besonderer Bedeutung werden.

Tewes Schacht wurde am 29. September 1830 in Beidenfleth bei Itzehoe (Holstein) geboren. Er praktizierte nach dem Schulbesuch von 1846 bis 1848 als Geometereleve in Itzehoe und besuchte dann die Polytechnische Schule in Hannover, die jetzige Technische Hochschule. Sein Studium unterbrach er von Ende Mai 1850 bis März 1851 durch Ableistung des Militärdienstes in der Schleswig-Holsteinischen Armee. Dann setzte er das Studium in Hannover bis zum Juli 1853 fort. Anschließend fand er seine erste berufliche Verwendung bei der Teilung von Gemeinheiten und bei der Durchführung von Verkopplungen in Hannover, trat dann aber am 15. Mai 1855 in den Oldenburgischen Staatsdienst ein. Er wurde zunächst als Hilfsgeometer bei der Vermessung des Amtes Damme unter Leitung des Vermessungsinspektors Hoffmann (Wildeshausen) beschäftigt. Im Herbst 1856 meldete er sich bei der oldenburgischen Kammer zur Ablegung der „mathe-

matischen Staatsprüfung.“ Das Thema der ihm erteilten schriftlichen Hausarbeit war zu dieser Zeit insofern besonders aktuell, als es das Verfahren betraf, nach dem die geometrischen Arbeiten bei der Verkopplung der im Gemenge liegenden Grundstücke unter Benutzung der Ergebnisse der oldenburgischen Landesvermessung durchzuführen sein würden. Er bekam die Aufgabe, seine Vorschläge in Form einer Instruktion für die mit Verkopplungen beauftragten Geometer entsprechend dem vorliegenden Entwurf zu einem oldenburgischen Verkopplungsgesetz auszuarbeiten. Nach bestandener schriftlicher Prüfung im Februar 1857 wurde ihm nach den Prüfungsvorschriften von 1830 der „2. Charakter“ mit „Auszeichnung“ verliehen. Im nächsten Jahr folgte seine Ernennung zum Vermessungskondukteur 2. Klasse. Er wurde weiterhin in Damme eingesetzt, erhielt 1861 die unwiderrufliche Anstellung und 1866 seine Ernennung zum Vermessungsinspektor.

Nach Einführung des neuen Grund- und Gebäudesteuerkatasters übernahm er 1866 den Fortführungsdienst für den Bezirk Friesoythe. Er war aber auch im Verkopplungswesen tätig und führte 1869/1870 die Verkopplung der Eschländereien von Sevelten-Tegelrieden in der Gemeinde Cappeln (Landkreis Cloppenburg) durch. Zum 1. Februar 1872 wurde er nach Oldenburg versetzt und übernahm von I. H. Fimmen die weitere Leitung für den Bau des Hunte-Ems-Kanals. Seine Ernennung zum Obervermessungsinspektor erfolgte 1873. Zu dieser Zeit wurde er auch Mitglied der Prüfungskommission für die Kandidaten der mathematisch-technischen Fächer des Staatsdienstes. Als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen I. H. Fimmen wurde er unter Beilegung des Titels





Tewes Schacht

Oberbauinspektor und unter Übertragung der Leitung der Kanalbauverwaltung als Landesmeliorationsbeamter bestellt.

In seine weitere Amtszeit fällt die Fertigstellung mehrerer Kanalbauten. Zu diesen gehören der Nordloher Kanal (3,5 km), der Friesoyther Kanal 12 km), der Barßeler Kanal (3 km), der Bollinger Kanal (3 km) und der Utender Kanal (2,5 km), vor allem aber die Beendigung des Baues des Hunte-Ems-Kanals (1893). Neben einer Transportverbindung in bescheidenem Umfang dienten diese Kanäle damals in erster Linie der Moorkolonisation. Die Kanäle bildeten die Voraussetzung für die Kultivierung und landwirtschaftliche Besiedlung der ausgedehnten Hochmoore, aber auch für die Gründung zahlreicher Torfwerke und Torfstreifefabriken. Die Torfstreifeproduktion hatte in den achtziger Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen. Auf Schachts Veranlassung beschickten die Torfstreifefabriken der Gebrüder Meyer und Co. in Mosleshöhe und die Fabriken von Fedor Wolff in Augustfehn und von Schmidt in Hude im Sommer 1889 die Moorkulturaus-

stellung in Magdeburg. Schacht setzte sich besonders für eine gedeihliche Entwicklung der einzelnen Kolonien ein. Er sorgte dafür, daß der Kanalaufseher Siemer in Elisabethfehn und der Bauernvogt Schmidt in Petersfehn auf Kosten des Landeskulturfonds die Magdeburger Ausstellung besuchen konnten. Schacht konnte seine entsprechenden Bemühungen damit begründen, daß sowohl Siemer als auch Schmidt mit ihren landwirtschaftlichen Produkten alle Landesausstellungen beschickten und reges Interesse für die Moorkultur hätten. Der Verein zur Förderung der Moorkultur hatte bereits im Februar 1887 in Berlin eine erfolgreiche Moorkulturausstellung veranstaltet, zu deren interessierten Besuchern ebenfalls Schacht zählte. Sein sachverständiges Urteil war begehrt, er wurde mehrfach als Gutachter angefordert. So wurde er 1883 von der Direktion der Norddeutschen Torfmoorgesellschaft nach Gifhorn berufen, um die Möglichkeit einer Aller-Kanalisation zu prüfen. 1889 wurde Schacht um einen Besuch der „Hohen Venn“ durch den Oberst a. D. von Giese aus Karlsruhe gebeten. Dieser hatte sich eingehend mit der Verwertung von Moor und Ton auf der „Hohen Venn“ beschäftigt und bereits mehrere Male die Moor- und Torfwirtschaften und die Ziegeleien im Moor bei Oldenburg besichtigt. Der geplante Bau des Mittellandkanals veranlaßte die Fürstlich Schaumburg-Lippische Landesregierung 1894, Schacht darüber zu hören, welche Auswirkungen der Kanal, der das Fürstentum durchschneiden sollte, in hydrotechnischer Beziehung und auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse haben würde.

Tewes Schacht, der 1884 zum Baurat und 1899 zum Oberbaurat ernannt wurde, verdanken wir einen Aufsatz mit geschichtlichen Angaben über den Bau des Hunte-Ems-Kanals (Nachrichten für Stadt und Land, Oldenburg, vom 14. März 1895) und einen Aufsatz über Vehnanstalten (Generalanzeiger, Oldenburg, 1896, Nr. 86). Er war nebenamtlich Leiter der Eichungsbehörde und technisches Mitglied der Schiffsvermessungsbehörde.

Bei Wind und Wetter und ohne Rücksicht auf seine Gesundheit war er rastlos tätig bis zu seinem Ende. Er starb im 73. Lebensjahre am 27. Oktober 1902 und fand seine letzte Ruhestätte nahe dem Grabe seines Vorgängers I. H. Fimmen auf dem Gertrudenfriedhof in Oldenburg. Er war verheiratet mit Luise Henriette Carolina Mathilde Lehmann (geb. am 30. Mai 1833 in Dinklage, gestorben am 16. Dezember 1907 in Oldenburg.)

O. H a r m s

De Störke van Neiholte

„Schiet, dat!“ snaude de Stork sien Wief argerlik an, „so'n Aoperei, ik bün de ganze Gägend afflaogen, ik kann nien bäter Stä finnen. Dat is bannig spietlik! Twintig Jahr hebbt wi bi Wördemanns Opa up'n Dack eßt. Man nu is de Keerl afbrennt un sett't dor so'n neimäudsk Huus hen. Strohdackhüser giff't nich mehr, un up de glatten Pannen mag ik nich sitten!“

„Szüh, dat is nu so“, segg dat Wief, „hier ümtau mäöt wi woll bliewen, ännerrwägs käönt wi use Familge nich grot kriegen. Hier flütt dichte bi de Radde, un dat is nu meist so de einzigen Bäke, de van de Mensken mit ehre Baggers noch nich so verhunzt worn is. Hier in de natten Wisken un de Rüsken findt wi noch, wat wi brukt: Poggen, Petten, Müse, Käfers un ännerr Deierte!“

„Dann laot us hier man essen!“

„Hier? Wor?“

„Up dissen Paohl.“

„Keerl, dat geiht doch nich!“ jammert dat Wief.

„Dat glöw ik doch“, segg hei sinnig un hollt den Kopp so'n bäten scheif, „dat is'n stäwigen Paohl, un an beiden Sieten sitt't noch zwei Dräöhthe. Dat kriegt wi woll hen“, knippögt he.

„Ik weit nich, wo du dat maoken wullt, dat is doch nich mäögelk, up so'n Paohl!“

„Laot mi man maoken, dat geiht, du schaf seihn.“

Of se dat woll reihe kreegen? De nächsten Daoge harn se dat räken drocke. Dichte bi stünd'n groten Busk. Dor geev dat Sprikker un Strukwark un sore Täuger so väl, as se man blot hebben wullen. Hen und her sägelden se den ganzen Dag.

Wördemanns Lüe keeken ut'n Huse, un Snieders Lüe keeken ut de Weertskep. De Lüe bleeven up de Straoten staohn, as se de beiden an de Aorbeit seegen. Dat wör doch woll nich mäögelk, meenden se ok! Dor up den A-Mast löten se sik daol. De Draocht wör der noch an, un de Strom güng der noch dör.

Man kann dat fein bekieken, wo se dat mit ehre groten Snaobles taurechtetüüden un wo se de Strücker dörnännertröken. Dat dürde blot twei Daoge, do harn se dat Gräowste all klor. Dat brukde blot noch'n bäten utstaffeiert weern.

De Lüe freiden sik al, dat se weer'n Storckenpoor up de Naoberskep harn. Blot dat wör ehr so'n bäten schämerig tau, dat sei nich'n bättere Stä för ehr harn.

De Stork sülwst stünd baoben up da Est, dat al grötter wör as'n Waogenrad, slög mit de Flittke un praohlde: „Kiek, Wief, dat dat geiht, dor kann de Wind fäuhig anblaosen, dat wackelt nich eis. Dat steiht faste as'n Huus.“

Daogs drup brumde so'n grote Stinkkoorn heran, wor de Lüe Auto tau segget, un släpde'n neien A-Mast her. De Stork stünd baoben, keek de Keerls an, keek mit sien groten Ogen in de blau Höchte un keek weer de drei Keerls an. Wat de dor doch woll maoken wullen?

Nu, se güngen drocke taukehr. Se settden kägen an 'n neien A-Mast up, fummelnden 'n Stunstied an den Draocht herüm un fäuerden weer weg. Wieter passeierde nix.

Ein van de beiden Störke seet nu de ganze Tied up dat Est. Blot de lange Hals un de grote Snaobel wörn äower den Rand tau seihn. De Mast mit dat Est stünd duun an de Straoten. Af un tau hölt ein van de blanken Autos an. Dann steegen de Lüe ut, se harn so'n lütken, swarten Apperaot, knipsden, schüddelden den Kopp un snöowen wieter. Dat mog angaohn. Se keeken ja meisttied rech fröndlik ut. Aower'n Meide möken se



De Störke van Neiholte

Aufn. Varnhorst

sich üm ehr, as wenn se woll Filmstars wörn.
Wat de Tied nich all mit sik bring!

Dat dürde sien Tied, do wör de Storckenfamilje klar. Man Sorgen harn de beiden Olen! Ein van de beiden wör den ganzen Dag taugang un spläpde un släpde, wat he man finnen kann. De änner stünd dann stief as'n upstoppten Vaogel baoben up den Rand un löt kien Oge van de Kinner, de dor in't Est leegen. Dann dreihde he sich egaolweg den ganzen Dag de Sünn tau un mök faoken de Fittke breit uteinänner, dat de Lütken nich so de Hette van de Sünn kreegen.

O Kinner, o Kinner, wör dat ein Kieken un Verwunnern, as de jungen Störke nu so wiet wörn un ehrn Kopp äower den Rand rutsteeken! Fief Junge, fief Stück räkelden un flittkeden dor baoben! Ummer mehr Lüe kömen, dat Wunner tau seihn.

De ole Stork stünd ganz taufrä un vergnäugt dor un klapperde, as woll he seggen: „Kiekt gi man, wi lävt hier gaut, wenn gi ok man blot Pannen up jau Hüser maokt. Schön is de Welt! Wat wätet gi dorvan? Boll geiht use grote Reise los, dann nähmt wi use Kinner mit un wiest ehr alls. Dann kiekt wi up de Eern, de Hüser, Wisken, Böme, Flüsse un Barge daol, baoben us de Himmel mit sien witte Wolken un unner us de schöne Welt. Jao, de Welt is schön!“

So steiht he dor Dag för Dag. Aorbeiden daut se ümschichtig, as sik dat hört. Se hebbt gor nien Angst vör de Mensken, un de Mensken kiekt un kiekt un freit sik äower dat Wunner un ropt ehr tau: „Wi wünsket jau gaeue Reise, un dann kaomt taukum Jaohr wedder!“

Hans Varnhorst

Up Wiehnachten tou!

*De Wiehnachtstied steiht vör de Dör;
Dat will us vull besegen.
Nu möt wi an so manchet Ding,
Noch ilietig Hand anleggen.*

*Vör allen drängt de Krippkenbau,
Wo väl is dor tou maoken!
Bit alls hier hett sien Richtigkeit,
Brukt wi noch hunnert Saoken.*

*Boll sünd wi mit den Plaon us klaor,
Aohn lang us tou besinnen.
Dor achtern in den Dornenbusk
Is alls genog to finnen.*

*De Waogen brink us bit an'n Rand,
Un foors geiht' nu an't Griepen.
Hier seiht wi dit, dor seiht wi dat.
Man rin in Task un Kiepen!*

*Hier giff dat so väl Sorten Moß,
Maol gröne un maol griese.
Dat eene krus, dat anner glatt.
Alls helpt us up sien' Wiese —*

*Uck Kraihenbären nähmt wi mit,
Un kunterbunte Swämme.
Wo frisk it noch dat Kronsbärngrön,
Dor üm de Fuhrenstämme!*

*Kiek dor, de Dannen ane Grund!
Nu könt wi Appels plücken.
Wi brukt nich ees den Stamm henup,
Wi brukt us bloß to bücken.*

*Hier up den breeden Heideweg,
Liggt Steener. Wat för'n Masse!
De kaomt us bie den Krippkenbau,
Ganz wunnerbor to passe.*

*De Tasken sünd bit baoven vull.
Dat durd' jo gor nich lange.
Dat Krippken kriegt wi sicher klaor;
Nu is us nich mehr bange.*

Franz Morthorst



Die Wallhecke im Oldenburger Münsterland

Das Ausbreitungsgebiet der Wallhecke — auch Wall oder Knick genannt — erstreckt sich auf dem Festland von Dänemark an der Küste entlang bis nach Nordportugal und umfaßt auch die britischen Inseln. In Deutschland gilt Schleswig-Holstein als das klassische Land der Knicks. Dieser Name rührt von den Wallpflanzen her, deren Stämme umgenickt wurden, um ihre Aufgabe als Einfriedigung besser erfüllen zu können.

In Schleswig-Holstein war es neben der Einführung der Koppelwirtschaft, die die extensiv betriebene Ochsenmast zu Gunsten einer geregelten Milchwirtschaft ablöste, der Mangel an Holz, der zu der Anlage von Wallhecken führte. Große Verdienste für diese vorbildliche Landschaftspflege erwarben sich im 19. Jahrhundert die „Verschönerungs- und Knickverbände“, die große Schutzpflanzungen anlegten. So wuchs die Länge der Wallhecken im Gebiet der schleswig-holsteinischen Geest in den Jahren 1874 bis 1914 auf rund 2000 Kilometer. Während die Geest zwischen Elbe und Weser nur geringe Wallvorkommen aufweist, hat der Wall auf der

oldenburgischen und ostfriesischen Geest eine stärkere Verbreitung gefunden. Aber auch hier wie in den übrigen Verbreitungsgebieten kann festgestellt werden, daß die Marsch- und Moorgebiete wallfrei sind. Die Flurstücke dieser Landschaften müssen durch Gräben begrenzt und entwässert werden.

Durch die Siedlungsforschung ist nachgewiesen worden, daß Wälle bereits bei der ersten Besiedlung unserer Dörfer angelegt worden sind. So trifft man an vielen Stellen unserer Heimat noch auf Wallreste, die einst den Esch von der Mark oder der Gemeinschaftsweide trennten. Viele Flurnamen deuten auf diese alte Einfriedigung hin, wie Garten, Hagen, Fang, Tun, Frede usw., mit denen vielfach ein Eigentumsbegriff verbunden war. Die meisten Wälle entstanden jedoch bei der Anlage von Zuschlägen und Kämpfen als Einzelausweisungen aus der Mark, oder bei den Placken der großen Markenteilungen. In den Einweisungsurkunden wurde für alle neu zugeteilten Placken eine Einfriedigung gefordert und bestimmte Abmessungen für die Anlage der Wälle vorgeschrieben. So heißt es



Wallhecke mit Knickholz

Aufn. Diekmann



Wallhecke mit Baumbestand

Aufn. Diekmann

im Paragraph 4 einer Einweisungsurkunde aus dem vorigen Jahrhundert:

„Das eingewiesene Land ist auf dem Felde durch die erste Abritzung so bezeichnet, daß die Ritzen an den Wegen und öffentlichen Plätzen die Außenseite der Befriedigungen bilden. Die Scheidungsgruppe zweier aneinander grenzender Placken geben, wo nicht ausdrücklich etwas anderes bestimmt ist, die Mitte der Befriedigung an. Die Außenbefriedigungen sind in ihrer ganzen Ausdehnung, die Zwischenbefriedigung mit den betreffenden Landnachbarn, insofern nicht darüber etwas anderes vereinbart ist, zu halber Länge nach Daumenrecht anzulegen und zu unterhalten.

1. Gemeinschaftliche Zwischenwälle sind nach Daumenrecht genau auf Mitte Grenze zu setzen.
2. Einseitig zu setzende Wälle müssen so errichtet werden, daß der Fuß des Walles 3 Fuß (= 90 cm) von der Grenzritze entfernt bleibt.
3. Gemeinsame Grenzgräben müssen so angelegt werden, daß die Grenzritze die Mittellinie des Grabens wird.
4. Bei einseitigen Grenzgräben ist die Grenzritze zur äußeren Grabenkante zu machen.

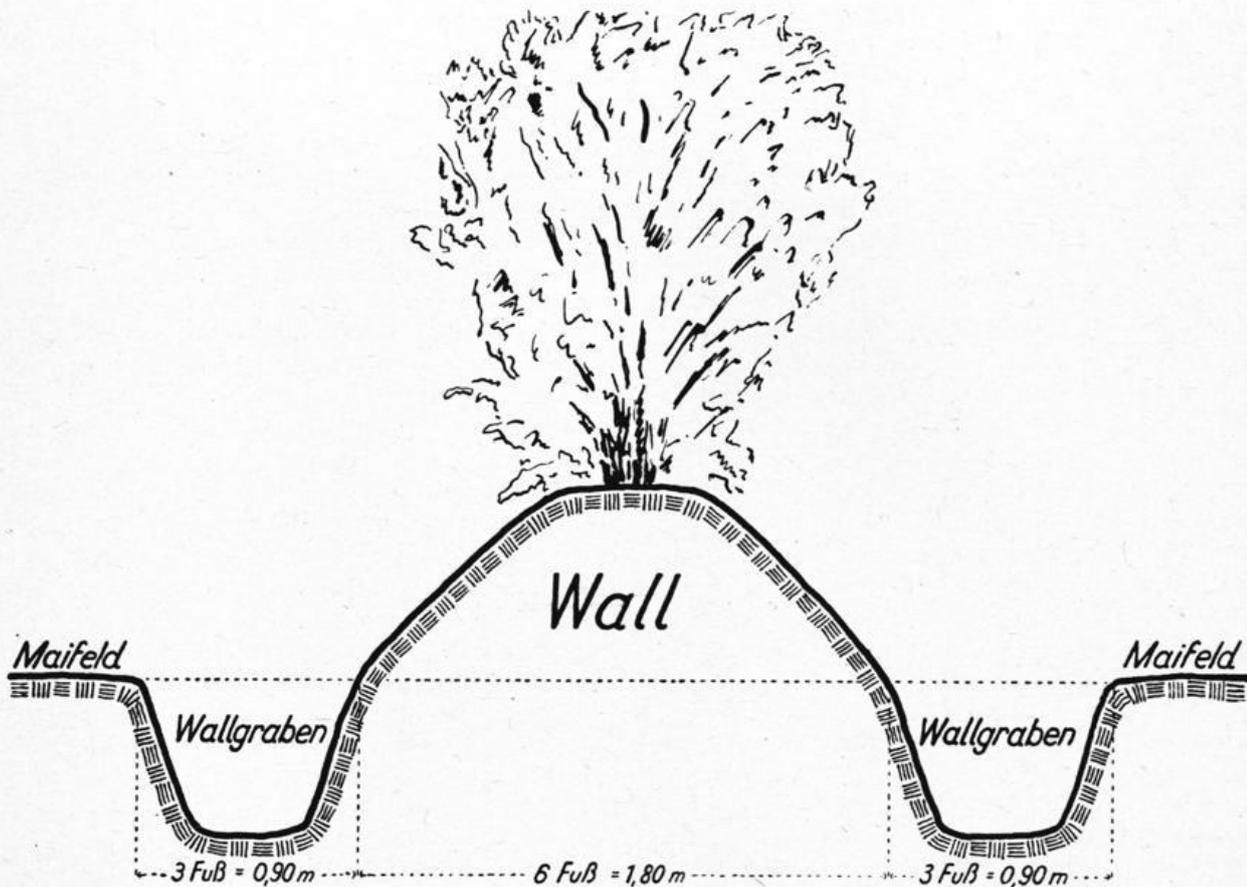
In sandigem Boden ist an der Außenseite ein Graben von drei Fuß Breite, darauf ein Wall von 6 Fuß Sohlenbreite und 3 Fuß Kapfenbreite anzulegen, worauf an der Innenseite dann ein Auswurf von 3 Fuß Breite folgt.“ (s. Wallzeichnung).

Diese Maße wurden auch bei der allgemeinen Landesvermessung zugrunde gelegt und in der „Kammerbekanntmachung“ von 1836“ verankert. So wird im § 9 vorgeschrieben, daß Grenzmale wie z. B. Wege, Gräben, Hecken, Wälle, Flüsse usw. deutlich und vollständig figuriert und eingeschrieben werden. Außerdem schreibt § 75 vor, daß die Lage der Wälle mit brauner Tusche anzudeuten ist. Damit sind alle zur Zeit der Landesvermessung vorhandenen Wälle erfaßt worden.

Die Überprüfung der heutigen Walldichte eines Gebietes kann nach verschiedenen Gesichtspunkten erfolgen. Zweckmäßig ist die Feststellung der Länge im Verhältnis zur Größe der Geestfläche. Leider liegen nicht in allen oldenburgischen Gemeinden Flächennutzungspläne vor, in denen auch die Wälle durch Signaturen herausgehoben sind. Man muß daher auf die neueren Meßtischblätter zurückgreifen, wenn zutreffende Ergebnisse erzielt werden sollen. Der Kreis Vechta hat bei einer Gesamtgröße von 75 987 Hektar 67 978 Hektar Geestboden und 8000 Hektar Moore. Die Länge der Wallhecken beträgt nach den genannten Unterlagen 635,50 km; dagegen hat der Kreis Cloppenburg bei 136 416 Hektar Gesamtgröße 96 437 Hektar Geestboden und 39 979 Hektar Moore, 1226,0 Kilometer Wallhecken. Da der Moorboden für die Anlage der Wallhecken ausfällt, ist das Wallvorkommen lediglich in Beziehung zu dem Geestboden zu setzen, so daß im Kreise Vechta auf ein Hektar 9,3 Meter Walllänge, im Kreise Cloppenburg auf ein Hektar 13,7 Meter Walllänge entfallen. Das Mittel im Verwaltungsbezirk Oldenburg beträgt 10,6 Meter Wall auf 1 Hektar Fläche. Als Landkreis mit der größten Walldichte innerhalb der Kreise wurde der Kreis Ammerland mit durchschnittlich 17,1 Meter auf 1 Hektar ermittelt. In einem ostfriesischen Wallheckengebiet in der Nähe von Aurich hat G. Siebels auf 1 Hektar Flächengröße eine durchschnittliche Walllänge von 167 m errechnet; das bedeutet die Einwallung fast sämtlicher Parzellen. Eine derartige Walldichte war auch in Oldenburg vielfach vorhanden, sie wurde jedoch im Zuge der Odlandkultivierung und nach Einführung des Stacheldrahtes erheblich herabgesetzt.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben zahlreiche Untersuchungen über die Bedeutung der Wallhecken, ihre Vorteile und Nachteile, stattgefunden. Bei dem Streit um das Für und Wider einer Wallhecke tritt das subjektive Moment immer stark hervor. (Marquardt). Ohne Frage führt eine vollständige Walleinfriedigung bei kleiner Parzellierung

Landwirtschaft sind. Deshalb hat man die Wallhecke durch eine besondere Verordnung auf Grund des Naturschutzgesetzes unter Schutz gestellt. Sie kann also nur ausnahmsweise beseitigt oder gerodet werden, nämlich dann, wenn die Landeskultur oder der Verkehr es erfordert. Da sie jedoch seit der Landesvermessung von 1836 und als feste



Schema einer Wallhecke

und bei Streubesitz zu Flächenverlust und erschwertem Einsatz von Maschinen. Ein weiterer Nachteil kann in regenreichen Jahren dadurch entstehen, daß der Wind in seiner Wirkung stark gehemmt wird. Dasselbe Argument wird aber auch von der Gegenseite angeführt, wenn Windschutz erforderlich wird.

Gerade in unserer Heimat liefern die Wälle neben dem Brennholz und einigem Nutzholz das wertvolle Material für die Küstenbefestigung und die Verbauung der Wasserläufe, wenn die Sohle durch Tribsand führt. Die Wälle bieten der Tierwelt hervorragenden Schutz, insbesondere den Singvögeln, die im Kampf gegen die Schädlinge immer noch die besten Bundesgenossen der

Grenzzeichen bei späteren Markenteilungen ihre große Bedeutung haben, muß im Falle der Beseitigung einer Wallhecke zunächst eine amtliche Vermarkung der Grenzen erfolgen. Weit wichtiger aber als die Aufgabe, die die Wallhecke als Einfriedigung, als Windschutz oder zur Holzgewinnung erfüllt, ist der landschaftsprägende Charakter, der sie auszeichnet. Dieses abwechslungsreiche Bild kann durch nichts ersetzt werden, es muß erhalten bleiben und gepflegt werden.

F. Diekmann

Literatur: Günther Marquardt: Die schleswig-holsteinische Knicklandschaft. Kiel, 1930. Gerhard Siebels: Die Kulturgeographie der Wallhecke. 1954. Leer (Ostfriesland).

DER KAMPF MIT DEM DRACHEN

Johann Matthias Seling hieß der Kämpfer, und es sind nun hundert Jahre her, daß ihn der Herr von der Walstatt abberief. Sein Kampffeld war Norddeutschland. Es dehnte sich aber gelegentlich nach Süden und Osten aus. Das Oldenburger Münsterland lernte ihn im Winter 1844/45 kennen.

Das Jahr 1844 war für Seling ganz besonders entscheidend. Als erster Kaplan an St. Johann in Osnabrück war Seling schon jahrelang tätig gewesen. Im ganzen Stifte Osnabrück hatte er gepredigt und gekämpft, nämlich gegen den Branntwein. Mit vielem Erfolg.

Nun hatte sich der Mäßigkeitsapostel bei einem heimischen Pastor angesagt. Dieser legte den Brief fort und erhob sich: „Lisette!“ rief er aus der Studierstube. Lisette kam aus der Küche: „Wat is der?“

„Lisette, du mußt die Visitenkammer fertig machen. Der Kaplan Seling aus Osnabrück will dieser Tage kommen.“

„Wat? der so gegen das Schnapssaufen wettet?“ Der Pastor nickt und schon bricht ein Wortungewitter los. „Endlich kommt er hierher! Das wurde aber auch mal Zeit. Das ist ja ein Spektakel, wenn sie sich zusammuntun und . . .“

„Still, still, Lisette!“ Der Pastor streckte die Hand aus und dämpfte die Redewogen: „Ich nehme an, daß der berühmte Mann unsere Leute bekehrt.“

Damit ging der Pastor in seine Stube und überdachte am Schreibtisch sitzend seine Gemeinde. Er kannte sie genau und hatte tiefes Mitleid mit ihr. Sie war arm. Viele hatten knapp das liebe Brot. Und womit sollten die geringen Leute sich kleiden? Acker und Weiden waren wenig ertragreich. Es gab nur den Faltdünger. Die Heidschnucken nährten sich auf der großen Heide. Alle Leute spannen die Wolle ihrer Schafe und aßen deren Fleisch. Diese einfachen Menschen bauten auch Flachs und bereiteten ihn mühsam zum Spinnen. Wann konnten sie mal eine Kuh oder einige Schweine verkaufen? Nie wollte der Gewinn zu einem guten Anzug reichen.

So gingen die Männer im Frühjahr nach Holland zum Grasmähen, und die Frauen quälten sich unterdessen im Hause und auf dem Felde ab. Dabei mußten sie Schulden beim Kaufmann im Kirchdorfe machen. Sie freuten sich im Sommer so auf den Beutel voll Geld, den ihre Söhne und Männer aus Holland mitbringen würden.

Dann sollten sie einen guten, neuen Rock bekommen, und ihre Schwiegertochter hatte sich einen schwarzen Wandrock kaufen wollen mit dreimal Samtband drum herum, auch ein knappes Mieder und ein Hemd mit „flässen Mauern“ (bauschige Linnenärmel). Das alles hatte die alte Trina dem Pastor erzählt.

Als die Jungen dann müde und halbkrank nach Hause gekommen waren, da war vom Geld wegen der Schulden wenig übrig geblieben. „Och, Heerohm“, hatte Trina geklagt, „wat is dat'n Läwen, wenn 'm nich ees 'n poor Grote heff för'n Köppken Koffie! Dat kann usereene jo gornich missen!“

Nein, bezahlen konnten die armen, von Armut und Arbeit gekrümmten Frauen den Kaffee nicht. Er selbst, ihr Pastor, trank auch nur Milch, weil er sparen mußte für seine Schäfchen.

Es war seit je so gewesen: Wenn die Hollandgänger wieder da waren, manche krank vom beständigen Draußenliegen, wenn das Nötigste angeschafft und im Buch beim Kaufmann rein Papier gemacht war, dann war immer nur etwas Klimpergeld übrig. Da mußte der Pastor oft helfen. Er mußte jungen Paaren die Hochzeitskleider kaufen. Sie sollten würdig gekleidet vor den Altar treten.

In solche Nachgedanken vertieft, saß der Seelenhirte lange Zeit wie träumend im Sessel. Dann blickte er durch das Fenster, als warte er auf seinen Gast. Der Seling, wie würde er seine Leute ansprechen? Würde er sie verstehen? Die lange Pfeife, die beim Grübeln ausgegangen war, lehnte er an den alten Sessel, stand dann auf und kniete auf seiner Bank vor dem Kruzifix nieder:

„Lieber Herrgott, Du hast eine sonderbare Welt erschaffen! Eine Welt mit zwei Seiten, an denen wir uns immer stoßen. Deine Kinder hier sollen ihr ärmliches Dasein nach Deinem göttlichen Willen geduldig ertragen. Hast Du ihnen aber nicht auch die Sehnsucht nach den Freuden des Lebens gegeben? Sie haben aber nichts auf Erden, als diesen ewig kargen, mühseligen Alltag. Ich, Dein Diener, bin gehalten, sie daran zu hindern, einmal sich auf ihre Art zu vergnügen und alle Sorgen zu vergessen.“

Der Pastor seufzte und fiel wieder in Grübeleien. Wie gut verstand er seine Gemeinde! Die Leute konnten das bedrückende Dasein nicht immer ertragen. So verfielen sie auf das, was Lisette vorhin vorbringen wollte, und

das war dieses: Sie bekamen es eines Tages mit wildem Aufbäumen gegen das trostlose Leben zu tun, mit diesem schläfrigen Einerlei.

Einer lief zum andern: „Wi möt us ees nötig wedder versammeln!“ Dieses Stichwort zündete wie ein Freudenfeuer. Ja, natürlich, sie mußten sich gegenseitig aufmuntern. In einem bestimmten Hause sollte es sein. Ein halber Ort ($\frac{1}{8}$ Liter) Branntwein kostete nur wenige Pfennige. Jeder trug seine verführerische Kostbarkeit zum Festhause. Hier wurde sie in den Gemeinschaftskumm (irdene Schale) gegossen und mit Rosinen gewürzt. Das alles geschah schon am Tage.

Der „Festwirt“ stattete Küche und Diele mit geliehenen Binsenstühlen und mit Bänken aus Brettern auf Fässern aus. Am Abend waren sie alle versammelt, alte Leute, junge Leute, dazu die Treckbülspieler (Harmonikaspieler). Alle in der gleichen Spannung und freudigen Erwartung.

Die Hausfrau langte nun den großen Schleef (Kochlöffel) von der Herdwand und tauchte ihn in den Feuerwassersee. Jeder langte sein mitgebrachtes Ortglas her. So wurden alle Gläser voll und leer, immer wieder. Alle Mienen wurden wie durch Zauber verwandelt.

Aus stillversorgten Menschen wurden sorglose Kinder mit glühenden Wangen und glänzenden Augen. Die Treckbülspieler zogen ihre Instrumente, quetschten sie und suchten die Tasten. Dann hüpfte ein munterer Polka über die Diele.

Die Burschen drehten ihre Mädchen in wildem Schwung. Nachher, beim Weiterzechen, rückten sie ihnen immer näher. Auch die alten und älteren Männer sowie die Frauen kreischten laut und lustig. Dann stimmten sie ihre schönsten und derbsten Lieder an: „Schouster will mi de Schouh nich flicken, laot 'n sik . . .“ etc. Auch zu diesem Liede hüpfen und sprangen sie.

Die Spieler, schon betrunken, fanden noch die Tasten, wenn auch oft nicht die richtigen. Das war egal. Jeder sprang, gröhlte und bullerballerte nach trunkenem Belieben. Hauptsache war, daß Sorgen und Plagen vergessen waren. Vergessen! —

Der Pastor stellte sich dieses Geschehen deutlich vor und seufzte. Gewiß, seine Schäflein wußten ganz genau, daß sie bei ihren Gelächern nicht bei Harmlosigkeiten blieben. Sie hießen bei ihnen: „Düvel, Düvel!“

Das war für ihren Seelenhirten ein schwacher Trost, und er sagte zum lieben Gott: „Lieber Herrgott im Himmel! Es heißt immer: Geld verdirbt die Welt. Wir hier in der

Heide haben zu wenig davon. Hätten wir etwas mehr, dann würden Deine Kinder von selbst sparsam und ordentlich werden.“

Damit stand er auf und ging in der Stube hin und her. Nun wollte der Seling also kommen. Wie würde der vorgehen? Mit Schimpfen und Poltern? Nein, gewiß nicht! Das würde wenig nützen. Aber wie erzielte er seine berühmten Erfolge? Der Pastor war sehr gespannt.

Lisette und Fina hatten das Visitenzimmer fertig gemacht. Nebenan in der Eßstube war der Abendbrottisch gedeckt. Es wurde schon dämmerig.

Da kam ein Wagen vor dem Pfarrhaus vorgefahren. Der Pastor stand im Nu an der Pforte. Er sah vor sich eine breite, geräumige Reisekutsche auf hohen Rädern. Darinnen saß nur ein Mann in großem, schwarzem Hut und einem Reisemantel mit vielen Kragen. Der übrige Innenraum der Kutsche war mit kantigem Gepäck ausgefüllt.

Der Kutscher sprang vom Bock, öffnete den Schlag, und sein Fahrgast kam energischen Schrittes den hohen Tritt herab, stand mit frischem Antlitz vor dem Pastor, verneigte sich bei der Frage: „Hochwürden, Herr Pastor?“ — „Jawohl“, antwortete der, vor Überraschung etwas unbeholfen. „Seling“, stellte der Ankömmling sich vor und reichte dem Pastor mit festem Griff die Hand.

Der Seling gefiel dem Pastor auf den ersten Blick. Da sagte er befreit: „Ich bin froh, daß Sie zu uns gekommen sind. Willkommen in unserer Gemeinde!“ Dann traten beide ins Haus.

Lisette und Fina spähten durchs Küchentürfensterchen. „Der ist man was kurz geblieben“, meinte Lisette. „Aber er ist so breit wie lang“, bemerkte Fina. „Das kommt vom dicken Reisemantel“, erwiderte Lisette. „Er kommt“; sie flitzten beiseite.

Der Pastor steckte den Kopf durch die Tür: „So, ihr da, helft dem Kutscher mal beim Auspacken. Sagt auch Hinnerk Bescheid.“ Dann führte er seinen Gast durch die Eßstube in sein Zimmer.

Johann Matthias Seling verstaute Mantel, Hut und Handtasche in dem netten Zimmer mit der schönen Aussicht nach dem herbstlichen Pastorengarten. Nachher trat er frisch und frisch, jede Bewegung gestrafft wie bei der Parade, in die Eßstube.

In diesem Augenblick kam auch der Kaplan von einem Versehgang zurück. Beide Kapläne begrüßten und musterten sich

schnell. Aber der Pastor kam sogleich dazwischen: „Wir wollen uns zu Tische setzen. Ich sehe, Lisette will unserm verehrten Gast gut was zukommen lassen.“

Nach dem Essen führte der Pastor seinen Besuch in die Studierstube. Zwischen den gewohnten Wänden, Büchern und dem Hausrat fühlte er sich gleich selbstbewußter.

Als sie sich gesetzt hatten, die drei geistlichen Männer, begann der Pastor vorsichtig und tastend: „Herr Kaplan, Sie fahren im eigenen Wagen?“ — Seling lachte fröhlich: „Das sieht großartig aus, nicht wahr? Als wenn ich ein hoher Gesandter wäre!“

Der Pastor parierte ernst: „Das sind Sie ja auch! Sie sind ein Gesandter unseres Herrn da droben.“

„Wohl, wohl!“ Seling fuhr sich mit der Rechten über das breite Gesicht, über die gebogene Nase und die wulstigen Lippen und begann mit klingender Stimme: „Ihr sollt nun hören, wo der liebe Gott seinen Gesandten hersuchte. Ich komme aus Gesmold bei Melle. Mein Vater war Welldreier (Spinnradmacher). Bin aufgekomen mit Schwarzbrot und Buttermilch, mit Wurzeln und Rüben. Nach der Schulzeit war ich beim Bauer der David, der die Schafe hütete. Danach habe ich Vaters Handwerk gelernt.“

Der Pastor begann wieder zu fragen: „Wie kam es, daß Sie kein Welldreier geblieben sind?“

Seling sprach ernst: „Das war eine offenbare Fügung Gottes. Er ließ einen unserer Hollandgänger, nämlich meinen Onkel, Kaspar Witte, nach Alkmaar kommen und dort als Bierbrauer und Kaufmann reich werden. Dieser gute Onkel rief mich zu sich. Ich wanderte mit achtzehn Jahren am 9. September 1810 los und war am 14. März drüben.“

„Der liebe Herrgott hatte mich wohl zunächst nach Alkmaar geführt, aber einen Kaufmann wollte er trotzdem nicht aus mir. 1812 mußte ich französischer Soldat werden. Zwei Lehrjahre hatte ich hinter mir. Da reiste ich am 10. Oktober 1812 mit der Fahrpost von Alkmaar fort und kam am 13. in Osnabrück an. Ich durfte noch einen Monat zu Hause in Gesmold sein. Am 15. November marschieren wir Einberufenen von Osnabrück über Iburg, Münster, Coesfeld, Borken, Wesel, Venloo, Roermond, Maastricht nach Philippeville. Am 11. August 1813 ging's über Metz und Zabern nach Straßburg.“

„Straßburg, du wunderschöne Stadt!“ deklamierte der aufmerksame Kaplan.

„Aber ja! Von Zabern aus konnten wir schon den Münsterturm sehen! Dom und

Turm! Herrlicher Anblick! Mußte nachher gleich raufklettern. Vom Turm in die Lande schauen, wundervoll!“

Der Pastor, schon zutraulich geworden, fragte nun schmunzelnd: „Lieber Herr Konfrater, Sie kletterten nach elfstündigem Marsch — sagten Sie nicht so? — noch den Münsterturm hinauf?“

Seling lachte über den Unglauben seiner Zuhörer. Plötzlich knallte er die Faust wie ein alter Landsknecht auf den Tisch: „Das kam nur daher, daß ich den Schnaps, dieses Teufelszeug, das wir geliefert bekamen, nicht trank.“

Nun schwieg Seling und lächelte selbstvergessen in sich hinein. Die beiden Zuhörer warteten still und gespannt. Aber dann hob der Erzähler den Blick. Noch immer lächelnd, bekannte er: „In Straßburg wurde mein Panzer durchschossen. Jawohl, und das kam so: Ich hatte in Alkmaar schreiben gelernt. Das war mein Glück. Man machte mich eines Tages zum Sergeantenmajor in der Militärverwaltung. Ich hatte Freiheit, konnte Stadt und Land und Volk beobachten und mir auch Bücher für meine höhere Bildung kaufen. Mein Koch, der gute Olivier, war leider fallsüchtig. Darum hatte ich ihn zu meinem Küchenchef gemacht. Soldat Olivier, der dankbare Knabe, wollte mich mit französischen Leckereien verwöhnen.“

Seling lachte wie ein übermütiger Junge, wurde aber schnell wieder ernst. „Wenn ich ihm alles stehen ließ und nur Brot und Käse aß, wurde Olivier traurig. Er setzte mir Branntewein auf den Tisch. Den sollte ich wenigstens zu dem trockenen Zeug trinken. Als ich auch den abwies, bekam er vor Traurigkeit seine Krämpfe. So trank ich aus Barmherzigkeit den Schnaps. Als ich aber dahinter kam, daß ich ihn mit Wein beruhigen konnte, habe ich keinen Tropfen mehr von dem Teufelstrank genommen.“

Die drei Männer saßen nachdenklich da, bis Seling, in Erinnerung versunken, murmelte: „Das war in Straßburg, jawohl. Zwei Jahre war ich Soldat gewesen, da brach der Thron Napoleons zusammen. Am 12. Juli 1814 wurde ich frei. Über Hagenau, Weißenburg, Landau, Speier, Worms, Frankfurt, Gießen, Marburg, Corbach und Paderborn trat ich wohlgenut den Rückmarsch nach Melle an. Am 23. Juli war ich zu Hause.“

Seling atmete auf. Der Kaplan war gespannt und fragte schnell: „Und was dann?“

Der Erzähler nickte zu der herzlichen Anteilnahme: „Ja, was dann? — Zunächst blieb ich entschlußlos zu Hause. Viermal hatte ich

in acht Jahren meinen Beruf gewechselt. Keiner befriedigte mich. Nach den Heringstonnen von Alkmaar sehnte ich mich nicht zurück. Dennoch war es mein Onkel Kaspar Witte, der sich meiner wieder annahm. Er machte mir den Vorschlag, mit seinen Söhnen nach Osnabrück aufs Gymnasium zu ziehen. Ich sollte die Aufsicht und die Kasse übernehmen. So kam ich aufs Carolinum, hatte viel nachzuholen und habe mich mächtig plagen müssen."

In diesem Augenblick klopfte es, und herein trug Lisette drei Krüge schäumenden Bieres. Erfreut hob Seling seinen Krug: „So'n Kräugsken Beer, wat schmeckt dat allerleewst— Prosit!"

Bald erzählte er weiter. „Nach dem Abitur habe ich in Münster studiert und wurde 1820 geweiht. Dann kam ich als Religionslehrer ans Carolinum zu Osnabrück. Doch meine Augen versagten. Ich mußte nach sechs Jahren mit dem Unterrichten aufhören! Aber Gott hat mir doch wieder eine Aufgabe zugeteilt."

Seling erhob sich plötzlich entschlossen und ging festen Schrittes in der Stube umher. Der Pastor folgte ihm mit den Blicken. Er bewunderte den Mann, der mit seinen 52 Jahren sich so quicklebendig und offenbar kampfbereit bewegte. Wie stramm und zielbewußt ist der, dachte der Pastor, immer noch so ein Stück Sergantmajor.

Der Kaplan stand nun auch auf, trat bescheiden zu dem sinnenden Mann und bot ihm seine Hilfe an. Seling verhielt den Schritt. Sehr erfreut sagte er: „Alsdann, bitte, lieber Konfrater, gehen Sie mit mir zu meinem Wagen."

Auf der Vordiele brannte eine matte Fuzel. Die beiden Kapläne suchten sich den Weg, um die Pakete aus der Kutsche zu holen. Lisette hatte durchs Türfenster gespäht. Als die beiden Herren auf die Viehdiele gingen, folgte sie eilig mit der Stallaterne. Zuletzt kam der Pastor gemächlichen Schrittes hinterher.

Der Reisewagen war vom Kutscher und Hinnerk auf die Diele gezogen worden. — Hinnerk war, um es zu erzählen, ein stets hilfsbereiter Onkel vom Nachbarhof.

Hochrädig, weitbauchig, mit Verdeck, stand die Chaise vor den heumalmenden Kühen. Zwei Pferde hatten sie hergebracht. Solch geräumigen Wagen brauche er für sein Gepäck, meinte Seling.

„Seht den Kasten da. Was drin ist, müssen wir herausholen." Alle drängten sich zum Anfassen. Aber die beiden Kapläne hatten

schon ein großes, dünnes Holzetui hervorgeholt und stellten es auf der Vordiele ab.

Nachdem die Herren wieder in der Stube Platz genommen hatten, hielt Seling ein kantiges Paketchen in der Hand und öffnete es. „Eine Waffe im Kampf mit dem Drachen", erläuterte er: „Meine Lieder! Man darf nicht etwas nehmen, ohne etwas dafür zu geben. Wenn sie nächstens keinen Schnaps mehr trinken, sollen sie beim Spinnen und Weben singen und fröhlich sein."

Pastor und Kaplan zeigten ein zweifelndes Lächeln. Doch der junge Herr besann sich rasch und fragte: „Was ist denn in dem großen Kasten? Gewiß auch eine Waffe."

„O ja!" Seling blickte erfreut zum jungen Konfrater hinüber. „Darin ist sogar meine schwerste Kanone. Die haben mir ausgewanderte Landsleute aus Pensylvanien geschickt. Das ist der richtige Gruselkasten für hartgesottene Sünder. — Nein, nein, nein, den wollen wir jetzt nicht öffnen. Dann schlafen wir besser."

Nun fragte ihn der Pastor noch über seine Reisen, von denen er gelesen habe. Seling berichtete von Hamburg und von London, von seinem Auftreten in Hildesheim, Magdeburg, Berlin und —

„O bitte, darf ich eine Frage dazwischen werfen?" sagte plötzlich der Pastor und paffte gedankenvoll eine Knasterwolke in die Luft. „Sie haben also auch in ganz evangelischen Gegenden gewirkt?"

„Selbstverständlich, wenn man mich rief. Ich habe dort im Freien und von den Kanzeln gesprochen. Der Teufelsschnaps ist weder katholisch noch protestantisch. Man muß gegen ihn kämpfen, wo man ihn fassen kann."

„Aber die vielen Reisen! Was kosten die ein Geld!" — Seling schmunzelte. Da meinte der Pastor: „Lieber Konfrater, Sie scheinen ein Krösus zu sein."

„Bin arm wie eine Kirchenmaus." — Gespannte Stille. — „Nun denn, ich will's veraten, wer mich unterstützt. Das sind die Regierungen von Hannover, Braunschweig und Preußen. Sie vergüten mir meine Auslagen. Ich erkenne das dankbar an." —

Nach verschiedenen Fragen: Wie es morgen werden würde und wann das Unternehmen beginnen könne, suchten die Herren ihre Lagerstatt auf.

Inzwischen war alles vorbereitet. Der Pastor hatte Hinnerk ins Dorf geschickt mit der Ordre: „Morgen früh um neun Uhr ist hl. Messe mit Predigt vom Herrn Kaplan Seling."



Hinnerk sagte von Haus zu Haus an: „Morgen frouh, Klocke nägen, is Misse mit Prädigt.“ — Frage der Leute: „Is he kaomen? — Wat is't vör eenen? — Wo sütt he ut?“ — Antwort von Hinnerk: „Jao, is äben kaomen. Sitt bi'n Pastor. Is'n hennigen Keerl, aober stramm un krägel. Paßt up, de will't jou woll anseggen! — Segget dat man wieder un kaomt uk mit ale Mann.“

Das ganze Kirchspiel wußte im Nu Bescheid. Es war Spätherbst. Die Leute hatten Zeit.

Als Seling am nächsten Morgen die Kanzel bestieg, war die Kirche überfüllt. Er straffte die Schultern, überblickte die Gemeinde und begann. Seine Sprache war einfach, aber eindringlich. Aus übervollem Herzen kam der Bannstrahl gegen den Branntwein. Seine Worte erreichten die Gemüter. Als er am Schlusse sein Verbleiben im Kirchspiel für eine Woche ankündigte, ging Bewegung durch die Menge.

Zuletzt trat der Pastor an die Kommunionbank und kündigte für den Nachmittag eine Versammlung in Meyers Hause an.

Nach dem Gottesdienst war eine Zusammenkunft der Kirchspielslehrer beim Pastor. In seiner Studierstube saßen sie mit den drei Geistlichen; junge und grauköpfige, alle mit rauhen Arbeitshänden. Jetzt, im Winter, hielten sie Schule.

Im Sommer war dazu kaum Zeit. Die Kinder mußten zu Hause und auf dem Felde helfen. Sie selber hatten ihr Handwerk, waren Dachdecker oder Holzschuhmacher. Als einer sagte, er sei Welldreier, rief Seling munter: „Da grüß' ich das Handwerk! Ich bin auch Welldreier!“

Alle blickten mit Verehrung zu ihm auf, weil er sie durch sein gütig-freundliches Wesen sofort für sich eingenommen hatte. „Aber nun zur Sache!“ rief Seling. „Zunächst eine Frage: Wird hier noch viel gesponnen?“

„Jawohl, Flachs und Wolle“, sagte einer. „Und gebreidelt! Hinter den Schafen auf der Heide und im Winter beim Herdfeuer“, sagte ein anderer.

„Auch gewebt?“ fragte Seling. Einer hatte einen Hof erheiratet, der sagte: „Hier nicht. Aber da hinten in Damme, Dinklage und da herum. Da sind auch Leggen.“ — „Wie im Osnabrückschen“, nickte Seling. „Aber nun: wie viele Brannweinbrennereien sind in diesem Kirchspiel?“

„Meist 'n halve Stiege (10)“, sagte der Älteste ärgerlich. „Kann schon sein“, stimmte Seling zu. „Ist heute vielfach so. Die Kriegszeit Napoleons haben alle Welt auf die

verkehrte Bahn gebracht.“ Er straffte sich im Sessel und fragte überraschend: „Sind Musikanten im Dorfe oder in den Bauerschaften?“

Alle Mienen wurden schelmisch, als sogleich ein blonder Junglehrer einsprang: „Das gibt hier sogar drei tüchtige: Fiti spielt den Treckbül (Harmonika), Gerd spielt Vigeline, und Fleitenbernd hat 'ne Klarinette.“

Seling sprang auf: „Fein, großartig!“ rief er, nahm einen Bund Hefte vom Schreibtisch und verteilte sie: „Hier sind meine Lieder! Das Volk muß singen lernen. Beim Spinnen, bei jeder Arbeit. Das macht froh. Können eure drei Musiker wohl heute nachmittag nach Meyers kommen?“

Der Blonde erwiderte: „Die kommen mehr als gern und spielen ganz umsonst für Sie, Hochwürden.“ Einer gab zu bedenken: „Auf Hochzeiten und Kermessen bekommen sie meistens einen Taler.“ — Seling lächelte und sagte: „Das ist 'n Vermögen heutzutage, aber wir wollen sehen.“

Alle Anwesenden öffneten die Liederhefte, die Blätter rauschten, die Mienen zeigten Spannung. „Der halbe Ort“, murmelte der Älteste.

Seling vernahm es. „Ja, das ist das Lied für verteilte Rollen! Nach der Weise: „Herz, mein Herz, warum so traurig.“

„Lies es vor“, rief einer. Der Alte las:
Die Mutter:

„Kind, den letzten, guten Groschen!
Hol' ein wenig Öl und Brot!“

Der Vater:

Brot? Ihr habt ja noch Kartoffeln,
Eßt! Was habt ihr dann für Not?“

Das Kind:

Soll ich denn nicht Öl nur holen,
daß sie nicht so trocken sind?

Der Vater:

Öl für euch, für mich drei Eier
un 'nen halben Ort geschwind.“

So ein Lied gab zu denken. Als wolle er sich verteidigen, sagte Seling: „Ich hab's aus dem täglichen Leben genommen. Wär' sowas hierzulande unmöglich?“

Es wurde allen schwer, dem zuzustimmen. Sie wußten kein so krasses Erlebnis. Selings Lieder waren alle so: lehrreich, wirkliche Zustände schildernd, drastisch. Keine hohe Kunst, aber für das Volk aufrüttelnd und verständlich.

Nach der Vesperzeit gingen der Pastor und Seling mit dem Kaplan vorauf zur Versammlung. Selings Kutscher und Hinnerk folgten mit dem geheimnisvollen Kasten. Lisette und Fina wollten bei dem Ereignis auch zugegen sein. Keiner im Dorfe wollte fehlen.

Wie auf Kirmestag oder Fastelabend zogen sie „dat Hus up'n Balken un de Leddern in'n Soot“, um nach Meyers Haus zu pilgern.

Meyers große Diele war voller Menschen. Die Knechte machten Sitze auf Wagenleitern zurecht. Stühle wurden von irgend woher geholt. Die Mägde zündeten Laternen an und hingen sie an die Ständer.

Auf der Hille thronte bereits die Dorfkapelle. Der blonde Junglehrer, der schon Selings Lieder mit den Dreien geübt hatte, gab ihnen letzte Anweisungen. Dann kletterte er von der Hille herunter und verteilte die Liederhefte.

Manche konnten kaum noch lesen. „Das macht nichts“, rief der Blonde, „die Lieder singen wir alle nach den Weisen, die ihr auswendig wißt. Und ich lese auch zuerst die Verse vor!“

Als Seling erschien, war großer Aufstand. Sie ließen ihn schweigend an ihren bewundernden Augen vorüberschreiten. Er stellte sich in die breite Glastür. Meyers waren für den Fortschritt. Sie hatten als erste die Diele durch eine Wand mit einer großen Glastür von der Küche abgetrennt.

„Setzt euch nun!“ erklang Selings Stimme. Als sich alle gesetzt hatten, begann er: „Guten Abend, liebe Leute! Ihr habt alle heute morgen in der Kirche gehört, weshalb ich zu euch gekommen bin, und ich hoffe, daß ihr meine Worte beherzigt. O gewiß, ihr beherzigt sie, seid ja alle wieder zu mir gekommen. Heute abend nun wollen wir lernen, wie wir unsere Arbeit und unseren Feierabend ohne den Teufelsschnaps schön und froh verbringen können.“

Er rief nun zur Hille hinauf: „Die Musik beginne!“ Da legten sie los, die Harmonika, die Fidel und die Klarinette. So wichtig waren sich die drei noch nie vorgekommen. Danach las der Blonde das Wasserlied vor, das übrigens den meisten schon bekannt war:

„Das Wasser ist so hell und klar,
Kluck, kluck, kluck, kluck, kluck!
Sein Alter ist sechstausend Jahr,
Kluck, kluck, kluck, kluck, kluck!
Man trank es schon im Paradies,
Kluck, kluck, kluck, kluck, kluck!
Im Durste schmeckt es wunderschön.
Kluck, kluck, kluck, kluck, kluck!“

Alle sangen die drei Strophen anscheinend mit Begeisterung. Seling erzählte dann seine Geschichten mit Nutzenanwendung gegen den Teufelstrank. Danach las der Lehrer wieder ein Lied vor und gab die Weise an. Und so fort mit Abwechslung. Die Musikanten durf-

ten zwischendurch auch einen munteren Tanz aufspielen, obwohl bei der Vollheit nicht getanzt werden konnte.

Schließlich meldete sich der Pastor. Er hatte im Liederheft ein besonders kräftiges Stück gefunden. Das mußte der junge Lehrer zuvor vorlesen.

„Dat is nu we 'er, so as wollehr.
Dat kummt nu ale we'er in't Goue!
Wi drinket we'er een Kräugsken Beer,
Un us is dorbi woll tou Moue!
De Brannewin, de Düwelsdrank,
He broch us nix as luter Övels!
He mök so manchen arm un krank,
He mök ut Engels wohre Düvels!
De Höllenqualm, he mök us heit,
Doch hebbe wi um ganz bedwungen.
So lang', as Eek un Ehre steit,
Weer use Heldendad besungen.
Un well de Lue we'er verstockt,
Dat se den Brannewin we'er supet,
De sall verflökt sin un verwünsket,
Dat alle Welt um swart tou glupet!“

Hinnerk und der Kutscher hatten den Kasten auf den Küchentisch im Unterschlag gelegt. Als das Lied gesungen war, gebot Seling: „Still! Nun hört gut zu! Bevor ihr nun nach Hause geht, sollt ihr noch das Gruseln lernen.“ Da wurde es mäuschenstill.

„Die Lampe, bitte, hierher!“ Die Küchenlampe hing an einem langen Wendebaum. Der konnte überall in der Küche hin und her gedreht werden. Eine Magd zog die Lampe in den Ausgang zur Diele.

Seling winkte seine Leute mit dem Kasten herbei. Sie öffneten ihn, und es waren sieben grellfarbige Bilder darin. Die zeigten die Entwicklung eines Säufermagens in seinem stufenweisen Verfall. Selings Begleitworte prägten sich jeder Brust tief ein.

Als das letzte Bild den vom Krebs zerfressenen Magen vorführte, da rief Seling: „Ist dies nun noch ein Stück Mensch? Das ist das schreckliche Ende jeden Säufers, der seinen Magen vom Schnapssaufen verrotten und verfaulen läßt.“

Als er noch so drastisch redete, schauten sich Leute um. Sie hatten Angstseufzer gehört. Da saß der ewig duhne Jan zwischen den Kühen versteckt im Stall, und — ja, das war nun aus mit ihm. Sollte er sich noch durch Mäßigkeit zu retten versuchen?

Seling kam zum Schluß. „Meine lieben Leute, ich denke, ihr habt nun alle den festen Vorsatz gefaßt, nie mehr Schnaps zu trinken. Ihr könnt schon heute einen Mäßigkeitsverein gründen. Wer dem beitreten will, der trete vor und bekräftige es mit Handschlag.“



Nach verschämtem Zögern kamen viele heran, und Seling nahm ihre Hand, während er ihnen ihre Verpflichtung satzweise versprach. „Ich verspreche, mich mit göttlichem Beistand ganz zu enthalten von allen hitzigen Getränken, und ich nehme mir vor, hierzu auch andere nach Kräften zu bewegen und mäßig zu sein in gegorenen Getränken!“

Der erschrockene Jan schlich sich fort.

Der Junglehrer war ein lustiges Blut. Bier durften sie also trinken. Das mußte gleich bekräftigt werden. Ein passendes Lied hatte er im Heft gefunden. Er schwang sich zur Hille hinauf und flüsterte mit dem Musikanten. Dann rief er: „Hochwürden, dürfen wir noch ein Lied singen?“

Seling winkte zustimmend. Und dann kam's: „Aufschlagen, Seite 54. Ich lese vor: „So'n Kräugsken Beer, wat schmeckt dat allerleevest, — o singet üm een Leed.“ Großes Schmunzeln und Behagen ringsum.

Als die Leute nach Hause gingen, sagte Seling zum Pastor und zum Kaplan: „Ich habe recht behalten. Die Menschen müssen was Nettes trinken dürfen. Einige meiner Mitbrüder wollten auch das Bier verbieten.“

Da lachte der Pastor aufgeräumt: „Damit hätten Sie kein Glück gehabt! Bier verbieten? Da müßten wir ja keine Germanen sein!“

In der Pfarrhausküche saßen die vier Helfer und Helferinnen beim Abendbrot. Lisette war sehr mit Seling zufrieden. „Endlich kriegen diese nassen Völker ihr Fett“, sagte sie. Hinnerk kuckte sie schelmisch von der Seite an: „Ja, du, Lisette, hast dich ja auch bekehrt.“

Fina und Selings Kutscher schmunzelten. Lisette durchbohrte Hinnerk mit scharfen Blicken. Hinnerk freute sich. „Ja, das ist doch so. Warum bist du denn sonst in die Mäßigkeit gegangen?“

Lisette hätte diesen Stichler am liebsten geohrfeigt. Sie trank ja nie ein Tröpfchen Alkohol, da sei Gott vor! „Einer muß doch mit gutem Beispiel voran gehen“, hustete sie, „und du solltest auch nur mäßig werden“, entrüstete sie sich.

„Ja, Settken, da kannst du sehen, was dein Beispiel bei mir altem Sünder nützt.“ Hinnerk trank mal ein Schnäpschen, wenn er es von Lisette bei harter Arbeit angeboten bekam.

In den acht Tagen, da Seling im Kirchspiel arbeitete, ward er vom Wesen der Leute und von der Art der Landschaft so ein-

genommen, daß sein Herz davon überfloß. Er dichtete ein Lied auf das Kirchdorf nach einer bekannten Melodie. Das sangen die Leute froh und dankbar.

Elisabeth Reinke

*

Nachwort

In diesem Winter ging es überhaupt im ganzen oldenburgischen Münsterlande lebhaft zu wie im geschilderten Kirchdorfe. Seling kam in jede Landstadt und in jedes Kirchdorf. Jeder Ort bekam sein Lied. Einige davon haben sich bis heute erhalten.

Der Feldherr predigte und gründete Mäßigkeitsvereine. Seine „Hoffnungsscharen“ (militärisch aufgezogene Mäßigkeitsvereine der damaligen Landjugend) trommelten allerorten, so daß unter manchem Kessel das Feuer ausging und manche Destillierschlange zu laufen aufhörte.

Der Ruf des Apostels klang bis nach Oldenburg. Die Regierung forderte den Offizial in Vechta zum Bericht auf, und der erste Offizial, Dr. Herold, fuhr mit seinem Viererzug zur Visitation durch den Distrikt.

Als Johann Matthias Seling im Frühjahr 1845 vom Münsterlande Abschied nehmen wollte, wurde er vom Herrn Offizial gebeten, zuvor nach Vechta zu kommen. Dort erschien der Adjutant Seiner Königlichen Hoheit, des Großherzogs Paul Friedrich August, und überreichte dem verdienstvollen Manne im Auftrage des Fürsten den Großherzoglichen Haus- und Verdienstorden. Dazu eine namhafte Summe Geldes. Aber der Adjutant hatte noch einen Auftrag. Er überbrachte dem verehrten Kaplan Seling auch huldvolle Grüße der Königin Amalie von Griechenland mit dem griechischen Erlöserorden. Amalie, seit 1836 Königin von Griechenland, war die Tochter des Großherzogs.

Die Mäßigkeitsvereine und Hoffnungsscharen verfielen mit der Zeit dem Schicksal solcher Einrichtungen. Der Reiz der Neuheit ging verloren. Das Interesse erlahmte. Doch konnte Seling noch 1851 einem Freunde schreiben: „Von vielen Gemeinden weiß ich zuverlässig, daß es dort immer noch sehr gut steht. Von den meisten kann ich behaupten, daß es dort im Vergleich mit früher viel besser geworden ist.“

Johann Matthias Seling starb am 27. November 1860 in Osnabrück. Sein Denkmal steht noch jetzt auf dem Friedhof von St. Johann.

Benutzte Literatur: Prof. Dr. Jostes, Münster, Johann Matthias Seling, 1900.

Johannes von Vechta

Dominikaner des 15. Jahrhunderts

In den Kapitelsakten der deutschen Dominikanerprovinz Saxonia vom Jahre 1436 finden wir den Namen Johannes von Vechta. Da hinzugefügt worden ist „filius Bremensis“, wissen wir, daß Johannes aus Vechta den schwarzweißen Habit im Dominikanerkloster St. Johannis in Bremen empfangen hat. Im Mittelalter trat der Novize meistens in den Konvent seiner Heimatstadt ein und behielt auch bei späteren Versetzungen in andere Klöster eine besondere Beziehung zu diesem Kloster. Erst in der Neuzeit gibt es in jeder Ordensprovinz ein besonderes Kloster mit Noviziat, in dem die Einkleidung erfolgt, der dann das Noviziatsjahr (Probejahr) folgt. Das mittelalterliche Kloster hatte eine größere Bindung an die Stadt, in der es gelegen war, und an seine Bevölkerung. Jedes Kloster hatte damals einen „Lesemeister“, bei dem die jungen Ordensleute den ersten Unterricht in der Philosophie erhielten. Das Studium umfaßte zwei oder drei Jahre Logik und ein bis zwei Jahre Naturphilosophie.

Wir wissen nicht, warum Johannes von Vechta gerade den Bremer Konvent als Heimatkloster gewählt hat. Damals befanden sich die Vechta am nächsten liegenden Klöster des Dominikanerordens in Bremen, Osnabrück und Norden. Norden kam wohl für einen Eintritt nicht in Frage, weil es in Friesland lag. Bremen war sicher das bekanntere von diesen Klöstern. Es sei daran erinnert, daß die Bremer Dominikaner beim Kreuzzug gegen die Stedinger (in der Mitte des 13. Jahrhunderts) eine wichtige Rolle spielten. Bremen war Sitz eines Erzbischofs und hatte auch wohl in wirtschaftlicher Hinsicht (Hafen- und Handelsstadt) im südoldenburgischen Raum einen großen Einfluß.

Über die Zeit seines Eintrittes in den Dominikanerorden wissen wir nichts Genaues. Aber aus anderen Daten seines Lebens, die uns bekannt sind, und aus den damaligen Verhältnissen ergibt sich, daß Johannes von Vechta vor 1420 eingetreten sein muß. Er wird ungefähr um 1400 geboren sein. Urkundlich belegt ist, daß Johannes von Vechta im

Jahre 1431 nach Erfurt geht und dort am Generalstudium des Dominikanerordens Sententiar wird. Welche Bedeutung hatten die Generalstudien? Jede der beiden deutschen Dominikanerprovinzen Teutonia und Saxonia hatten ein Generalstudium. Wer sich während der Studienzeit in seinem Heimatkonvent als besonders fähig erwies, studierte die weitere Theologie im Generalstudium, um dann später akademischer Lehrer zu werden. Die Provinz Teutonia hatte ihr Generalstudium in Köln, für die Saxonia war es in Erfurt. Wie auch in vielen anderen mittelalterlichen Städten aus den Studienhäusern der Orden die Universitäten entstanden sind — wir sehen es heute noch in Oxford und Cambridge, wo es keine Universität in unserem Sinne gibt, diese vielmehr aus den verschiedenen „Colleges“ besteht — so entwickelte sich seit 1256 aus dem Kölner Generalstudium, an dem Albertus Magnus und Meister Eckhart gelehrt hatten, die Kölner Universität. Sie wurde gegründet 1388. Zwischen beiden bestand eine enge Beziehung, so waren viele Kölner Dominikaner Professoren der Universität. Es gab nicht nur eine Gemeinschaft in der Wissenschaft, sondern auch eine Gebetsbruderschaft zwischen ihnen.

In Erfurt blühte die wissenschaftliche Arbeit im 13. Jahrhundert an den verschiedenen Klöstern und Stiften. Das dortige Dominikanerkloster wurde 1228 gegründet, doch war das Generalstudium der Provinz Saxonia zunächst in Magdeburg. Es wurde dann aber zur Zeit der Gründung der Erfurter Universität — wegen der wachsenden Bedeutung Erfurts für die Wissenschaft — nach Erfurt verlegt. Die Erfurter Universität wurde kraft eines Privilegs des Papstes Urban VI. (vom Jahre 1389) im Jahre 1392 von der Bürgerschaft gestiftet.

Der Sententiar der damaligen Zeit ist mit unserem heutigen Dozenten zu vergleichen, während der Magister unserem heutigen Professor entspricht. Der Sententiar hatte als Aufgabe, die Sentenzen, d. h. Sätze aus der Heiligen Schrift, zu lesen und zu erklären.



Die bedeutendste Zusammenstellung der Sentenzen im Mittelalter stammte von Petrus Lombardus. Sie blieb während vieler Jahrhunderte das theologische Lehrbuch der Universitäten und Hochschulen. Die Lesung des Sententiars geschah unter der Aufsicht des Magisters.

Nach drei Jahren wurde Johannes (1434) an der Universität zu Erfurt zum Doktor der heiligen Theologie promoviert; während er am Generalstudium als Sententiar tätig war, war er gleichzeitig Student der Universität. Jetzt war auch für ihn der Weg frei, an der Universität oder an einer Hochschule des Ordens eigene Vorlesungen zu halten. Ob Johannes noch weitere Jahre in Erfurt blieb, wissen wir nicht.

In einer Urkunde vom 24. Mai 1443 erscheint Johannes von Vechta, Professor der Theologie, als Regens (Leiter) des Generalstudiums der Provinz Teutonia in Köln.

Da das Studienjahr im Orden von Oktober bis Mitte Juli (Fest der hl. Maria Magdalena) geht, und wir aus weiteren Urkunden wissen, daß der Regens in Köln jährlich wechselte, war Johannes von Vechta von 1442 bis 1443 Regens am Kölner Generalstudium. Damit ist aber noch nichts über das Ende seiner Tätigkeit an der Universität zu

Köln gesagt. Weitere Nachrichten über sein weiteres Leben fehlen uns. Im Jahre 1794 mußten die Dominikaner innerhalb von wenigen Stunden ihren großen Konvent Hl. Kreuz für französische Soldaten räumen. Dabei sind viele Urkunden und Aufzeichnungen über die Geschichte des Klosters verlorengegangen.

Trotz unserer lückenhaften historischen Nachrichten können wir sagen, daß Johannes von Vechta zu den bedeutenden Dominikanern unserer oldenburgischen Heimat gehört. Hier sei daran erinnert, daß zwei Jahrhunderte vor ihm Johannes von Wildeshausen, der im Jahre 1220 aus der Hand des hl. Dominikus, des Stifters des Dominikanerordens, den Habit des Predigerordens erhielt, der fünfte Generalmeister des Ordens wurde. (vgl. „Vom Leben und Wirken des Johannes von Wildeshausen“ im Heimatkalender 1956, S. 64 f.). Bis auf den heutigen Tag stammen viele Patres der norddeutschen Dominikanerprovinz aus dem oldenburgischen Raum. Und es bleibt zu hoffen, daß immer wieder junge Männer den Weg in den Orden finden, dem Johannes von Wildeshausen und Johannes von Vechta angehörten — gerade aber aus unserer Heimat.

Fr. Wolfram M. Drühe O.P.

Fronlichnaom

*Un wenn de hooge Maitied lacht,
Kling staodig up de groote Chor;
De Mannlüe groff mit alle Macht,
Dortüsken Kinner iien und klor.
Se bät un singt. As se so gaoht,
Kling't her un hen un sünnner Stocken.
Van wiet her, äöwer greune Saot,
Dor rumst de grooten Karkenklocken.*

*Nu is't so still, bloot Väögel singt —
De Preister sägnt dat Volk un Land,
Un rein un klor de Pingeln klingt,
Hoch holt den Heergott siene Hand.
Deip in de Ogen Andacht steiht:
Du lest Di tau us Mensken drägen,
Heergott in Diene Ewigkeit,
Help us un giff us Dienen Sägen!*

Hans Varnhorst



Military in Vechta

Die Vereinigung für Pferdeleistungswesen im Kreise Vechta hatte es 1959 übernommen, zusammen mit dem Deutschen Olympiade-Komitee für Reiterei die erste Olympia-Vorbereitungs-Vielseitigkeitsprüfung (Military) durchzuführen. Eine solche Veranstaltung hatte es weit und breit in unserem Raum noch nicht gegeben.

Die Military ist eine der drei olympischen Wettbewerbe im Pferdesport. Sie besteht aus drei Teilprüfungen, die an drei aufeinander folgenden Tagen ausgetragen werden.

1. Tag: Dressurprüfung,
2. Tag: Prüfung im Gelände,
3. Tag: Springprüfung.

Die Prüfung im Gelände ist unterteilt in fünf Phasen, und zwar:

- a) einer Wegstrecke von 5000 — 7000 m,

- b) einem Rennbahngalopp von 3000 bis 4200 m,

- c) einer Wegstrecke von 10 000 bis 15 000 m,

- d) einer Querfeldeinstrecke von 6000 bis 8100 m mit 25 bis 36 Hindernissen und

- c) einem Schlußgalopp von 990—1980 m.

Diese große Vielseitigkeitsprüfung wird als die Krone der Reiterei bezeichnet. Hier können nur die besten Pferde und Reiter bestehen..

Daß die Military in Vechta veranstaltet wurde, war eine Anerkennung der bisher hier abgehaltenen Pferdeleistungsschauen. Im vergangenen Jahr wurden nur zwei solche Veranstaltungen im Bundesgebiet durchgeführt. Außer in Vechta fand nur noch eine in Luhmühlen bei Lüneburg statt.



Brandel auf Edelmann XX

Aufn. Zurborg

Die Veranstaltung in Vechta galt als Vorbereitung und Auswahl von Reitern und Pferden für die Teilnahme an der Olympiade 1960 in Rom. Alle deutschen Reiter, die in dieser Sportdisziplin schon ihr Können unter Beweis gestellt haben, waren in Vechta am Start.

Herausragende Teilnehmer waren die Reiter:

August Lütke-Westhues, Westbevern, der bereits zweimal an einer Olympiade teilgenommen hat, in Helsinki 1952 und Stockholm 1956, und jeweils mit einer Olympiamedaille ausgezeichnet wurde; Ottokar Pohlmann, der früher in Großenging bei Lastrup wohnhaft war, und der im Jahre 1958 als erster Nicht-Engländer die große Vielseitigkeitsprüfung in Harewood (England) gewann; der zweimalige deutsche Meister Siegfried Dehning aus Dreilingen (Lüneburger Heide), der in Vechta Sieger wurde. Weiter waren so bekannte Reiter wie der zweimalige Olympiateilnehmer Klaus Wagner, Linden, und Rainer Klimke aus Münster am Start.

Durch die Teilnahme so bekannter Reiter wurden in Vechta hervorragende Leistungen geboten, und viele Besucher dürften in Vechta zum ersten Male eine solche Prüfung gesehen haben. Während der großen Geländeprüfung waren sehr viele Sportfreunde in die Gegend südlich des großen

Turnierplatzes geeilt, um unmittelbar am Geschehen teilzunehmen.

Eine lange und große Vorbereitung für die Ausrichtung und Organisation war erforderlich. Der Aufbau der Hindernisse in der Gelände- und Querfeldeinstrecke war der Landschaft gut angepaßt und bewies das Können und die Fachkenntnis des Veranstalters.

General Viebig, der Leiter der Military-Abteilung beim Deutschen Olympiade-Komitee für Reiterei, war in der Vorbereitungszeit des Turniers verschiedentlich in Vechta. Als Leiter und Ausbilder des Olympia-Stalles in Warendorf und als früherer aktiver Reiter in dieser Sportdisziplin, gilt General Viebig als ein ausgezeichnete Fachkenner.

Die Vertreter des Deutschen Olympiade-Komitees für Reiterei und die Präsidenten der nationalen Pferdesportbehörde waren in Vechta anwesend und voll des Lobes über die erstklassige Organisation und Durchführung dieses Turniers.

Mit der Abhaltung der Military wurde Vechta als Austragungsstätte des Pferdesports eingereiht in die Liste der großen Plätze des Bundesgebietes.

Es ist nur zu wünschen, daß auch in den nächsten Jahren wieder eine solche Veranstaltung in unserem Oldenburger Münsterland stattfindet. Aloys Meyer

Zu einer Sage vom „Überzähligen“

Ludwig Strackerjan teilt in seiner Sammlung „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“ folgende Erzählung mit:

„In Visbek und Umgegend war früher der Brauch, daß am St.-Nikolaus-Abend die Junggesellen von Haus zu Haus zogen, dann mußten die Mädchen im Hause beten, und auch sie selbst mußten ein Gebet sprechen, hernach erhielten sie Geschenke. Die Geschenke wurden am folgenden Sonntage bei einer Tanzlustbarkeit verzehrt.

So waren auch in Hogenbögen die Junggesellen am Nikolaus-Abend unter Meyers Buchen, wo der gewöhnliche Versammlungsplatz war, zusammengekommen. Wie sie beieinander waren, wurde nachgezählt, ob sie alle da seien. Es mußten vierzehn sein, aber wie sie zählten, waren es fünfzehn. Sie wußten nicht, wie das zugehe, und da es finster war, konnten sie

auch nicht genau sehen. Deshalb stellten sie sich in eine Reihe und musterten durch. Da war der fünfzehnte ein großer schwarzer Mann, und wie sie ihn recht besahen, hatte er einen Pferdefuß. Nun liefen alle auseinander, und seit dieser Zeit ist das Betengehen abgekommen in der ganzen Umgegend“¹⁾.

Wenn wir diese Sage der näheren Betrachtung unterziehen wollen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Brauchtum richten, das sie spiegelt. An zweiter Stelle steht das Motiv vom Erscheinen des Teufels. Wegen des Sich-Zugesellens des Teufels zu einer (häufig bestimmten) Anzahl von Menschen, die ein Brauchtum ausüben, hat man unsere Sage, von der auch in anderen Landschaften Varianten aufgezeichnet worden sind, die vom „Überzähligen“ genannt.

Das Westphälische Magazin vom Jahre 1787 schreibt: „Am Weihnachtsabend verkleiden sich in manchen Gegenden Westphalens junge Leute im Dorfe, auch zuweilen alte Narren, ziehen einen Rock von Leinwand (Kittel) an, hängen ein Bettuch um oder hüllen sich in einen Rock oder nehen Ballen Werg auf ihre Kleider, setzen eine Peruque von Werg auf ihren Kopf, bevestigen Hörner auf ihrem Kopf, nehmen eine große Kette in die linke und einen Stab in die rechte Hand und gehen bei Dunkelwerden in die Häuser zu den Kindern“²⁾.

Ähnliche Umzüge verummter Gestalten, die sich mit Ketten und Stöcken ausgerüstet hatten, waren auch in Verbindung mit dem Nikolausfest üblich. Das ist aus der Untersuchung von Karl Meisen „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande“³⁾ zu ersehen. Besonders das von Meisen aus dem westfriesisch-niederländischem Bereich mitgeteilte Brauchtum ist dem westfälischen recht ähnlich.

Im Vergleich zum dortigen wilden Treiben Treiben erscheint das Tun der Visbeker Burschen, wie es die Sage darstellt, recht gemäßigt. Wir dürfen vermuten, daß es einmal weniger in Einklang mit Gebot und Ordnung stand, als es die Erinnerung der Sage beziehungsweise ihres Erzählers bewahrt hat. Die Tatsache, daß man das Nikolausfest nicht auf den 6. Dezember beschränkte, sondern zu einem späteren Termin fortsetzte — der Tanz am folgenden Sonntage — verbindet den Bericht unserer Sage mit den Schilderungen niederländischen Brauchtums.

Das Verhältnis von Sage und Brauchtum wurde in der Volkskundlichen Literatur der letzten beiden Jahrzehnte viel beschrieben, besonders seitdem Otto Höfler versucht hat, die bekannte Erzählung vom wilden Heer zum kultischen Brauchtum germanischer Geheimbünde⁴⁾ in Beziehung zu setzen. Eine Untersuchung der Sage vom „Überzähligen“ im Zusammenhang mit den Maskenbräuchen germanischer Jünglings- und Männerbünde, deren Anfänge historisch in die Pflanzzeit zurückreichen sollen, hat Ingrid Kleine vorgelegt.⁵⁾

Ihre Erklärung des Entstehens der Sage leiht dem häufig zur Ekstase führenden psychischen Erleben des Maskenträgers besonderes Gewicht. Der Vermummte gibt den dämonischen Mächten, die er darstellt, in seinem Innern besonderen Raum. So ist er der Vorstellung offen, daß die Dämonengestalt, die er als Maskierter repräsentiert, sich tatsächlich einfindet. „Für die Bildung der Sage

muß angenommen werden, daß Maskenerlebnis, Mythos und Kult gemeinsam zur Entstehung beitragen . . . Sicher ist, daß der Glaube, der Dämon erscheine, wenn man sich ihm angleiche, zur Zeit der Sagenentstehung allgemein verbreitet gewesen ist. Das Maskenerlebnis, verbunden mit der Ekstase des Darstellers, führte infolge der gesteigerten psychologisch - physischen Funktionen und der im Unterbewußtsein vorhandenen Vorstellung vom Kommen des Überzähligen ganz gewiß in nicht wenigen Fällen zur Entstehung einzelner Sagen.“

Ingrid Kleine möchte also die Ursprünge der Sage in vorchristliche Zeit zurückverlegen. Im Folgenden wird eine Herleitung der Erzählung gegenübergestellt, die diese in die Tradition mittelalterlichen Erzählgutes einordnet. Den Ausgangspunkt bilden die „Exempla“, die Beispiele mittelalterlicher Predigten, die in mannigfacher Weise von der Anwesenheit des Teufels bei frevelhaftem Tun berichten.

Wenn wir die Sammlungen, die solche Predigtbeispiele enthalten, durchsehen, so finden wir etwa im „Dialogus miraculorum“ des Zisterziensers Caesarius von Heisterbach (gestorben 1240) die der klösterlichen Gemeinschaft angepaßte Erzählung, daß Dämonen erscheinen, wenn die Mönche die ihnen auferlegten Gebete unandächtig verrichten oder verschlafen.⁶⁾ An anderer Stelle berichtet Caesarius von einer putzsüchtigen Frau, der sich, um ihre Eitelkeit anzuprangern, ein Dämon zugesellt,⁷⁾ ein Motiv, das später bei der Polemik gegen modische Tracht in mannigfacher Form verwendet wird.⁸⁾ Ein weiteres Beispiel aus dem „Dialogus miraculorum“ berichtet von der unbändigen Leidenschaft eines für das Würfeln besessenen Ritters, dem der Teufel Partner beim Spiel ist.⁹⁾ Die letzte Erzählung ist in ähnlicher Form noch während des vorigen Jahrhunderts in den Niederlanden aufgezeichnet worden.¹⁰⁾

Besonders aber war die Vorstellung verbreitet, daß der Böse dort anwesend sei, wo die Menschen sich zum T a n z e versammeln. Caesarius spricht im Zusammenhang mit brauchtumsgebundenen Tänzen einmal vom Teufelskult, dem er das rechte Gotteslob gegenüberstellt.¹¹⁾ Er greift damit eine Verurteilung des Tanzens auf, die seit der Zeit der Kirchenväter häufig wiederholt worden ist.¹²⁾ Zur Illustration der Auffassung vom Tanz als Teufelskult finden wir in der Predigtliteratur verschiedentlich Beispiele angeführt. So berichtet der Dominikaner Thomas



von Chantimpré (13. Jahrhundert), daß man beobachtet habe, wie vor einem Knecht, der gerne zum Tanze aufspielte, der Teufel hergesprungen sei.¹³⁾ Der im Jahre 1261 in Lyon verstorbene Predigermönch Stephanus de Borbone erzählt von einer Frau, die dem Tanze sehr ergeben war, daß eines Tages ein heiligmäßiger Mann den Bösen über ihrem Haupte gesehen habe.¹⁴⁾

Eine besondere Rolle spielen die Freveltänze mit dem Teufel in den Aussagen der an Hexenprozessen des 16. und 17. Jahrhunderts beteiligten Personen.¹⁵⁾ Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir vermuten, daß eine in Wardenburg bei Oldenburg lokalisierte Sage von Leuten, die ums Osterfeuer tanzen, bis sich ihnen der Böse in Gestalt eines Schweines zugesellt, unserem Zusammenhang zuzuordnen ist.¹⁶⁾

Der Grazer Volkskundler Leopold Kretzenbacher hat die österreichischen Überlieferungen vom überzähligen Tänzer in einer Monographie behandelt.¹⁷⁾ Er führt als frühesten Beleg für den zunächst unerkannt beim Tanz sich einschleichenden Teufel — man vergleiche hier die eingangs zitierte Oldenburger Sage — eine Novelle aus den „Akademischen Vorlesungen“ des Jesuiten Jacob Bidermann (1578—1639) an. Auch in anderen Erzählungen, zum Beispiel in der vom Würfelspieler bei Caesarius von Heisterbach, wird der Teufel zunächst nicht entdeckt. Deswegen dürfen wir annehmen, daß das Motiv vom unerkannt bei Freveltaten anwesenden Teufel in einer weiter zurückreichenden Tradition steht.

Wenn wir von hier aus die Entwicklung der Visbeker Sage verfolgen, wäre folgender Weg möglich: An ihrem Anfang steht ein Brauchtum, das, im einzelnen nicht mehr greifbar, wahrscheinlich aber dem zum 6. Dezember in den Niederlanden üblichen Maskentreiben ähnlich war. Es handelt sich, darauf ist besonders hinzuweisen, um ein Brauchtum, das mit germanischen Jünglings- und Männerbünden nicht in Zusammenhang gebracht werden kann. Wie Karl Meisen gezeigt hat, ist es auf Entartungen und Auswüchse der Nikolausumzüge zurückzuführen. Von solchem Brauchtum kam man später ab. Um sein Schwinden zu erklären, hat man vielleicht das in mittelalterlicher Tradition stehende Motiv vom Erscheinen des Teufels aufgegriffen. Vielleicht aber auch ist ein Prediger, der das Brauchtum als ein Werk des Teufels bekämpfen wollte, der erste Erzähler unserer Sage gewesen.

Die Sage in Beziehung zu Kult und Mythos einer vorchristlichen Kultur zu bringen, ist also zur Erklärung ihres Entstehens nicht notwendig. Die Konstruktion solchen Zusammenhangs entspricht zwar einer Tendenz, die in der gegenwärtigen volkskundlichen Forschung allmählich wieder stärker an Boden gewinnt. Darüber sollte aber nicht vergessen werden, daß die in den letzten beiden Jahrhunderten aufgezeichneten volkstümlichen Überlieferungen auch von einem breiten Strom mittelalterlichen Erzählgutes gespeist werden.

Bernward Deneke

Anmerkungen:

- 1) Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Auflage, herausgegeben von Karl Willoh, Oldenburg 1909, Bd. 1, Nr. 193 b.
- 2) Das Zitat bei Sartori, Westfälische Volkskunde, Leipzig 1922, S. 136.
- 3) in: Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 9—12, Düsseldorf 1931, S. 466 f. Eine Einordnung unserer Sage und des ihr zugrundeliegenden Brauchtums in weitere Zusammenhänge findet sich bei Waldemar Liungman, Traditionswanderungen Euphrat-Rhein, Studien zur Geschichte der Volksbräuche, Teil II, Helsinki 1938 (FF Communications Nr. 119), bes. S. 933 f.
- 4) Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I. Band, Frankfurt am Main 1934; zu vergleichen ist die kritische Besprechung von Friedrich Ranke, Das Wilde Heer und die Kultbünde der Germanen, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 18, Bremen 1940, S. 1 ff. Zum Verhältnis von Volksbrauch und Sage: Lutz Röhrich, Sage und Brauch, in: Forschungen und Fortschritte, Jg. 25, Berlin 1949, S. 251 ff.
- 5) Ingrid Kleine, Der Überzählige, Geschichte und Entwicklung der Sage, in: Zeitschrift für Deutsche Philologie 74, Göttingen 1955, S. 410 ff.; das im folgenden angeführte Zitat auf S. 417.
- 6) Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum, ed. Joseph Strange, Köln, Bonn und Brüssel 1861, bes. Dist. IV, c. 32 ff.
- 7) ebendort Dist. V, c. 7.
- 8) Max Osborn, Die Teuffelliteratur des 16. Jahrhunderts, Sonderdruck aus Acta Germanica III, 3, Berlin 1893.
- 9) Caesarius von Heisterbach, Dist. V, c. 34.
- 10) J. W. Wolf, Niederländische Sagen, Leipzig 1843, Nr. 468.
- 11) Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach, herausgegeben von Alfons Hilka, Bd. 3, Bonn 1937, S. 38.
- 12) Robert Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, Berlin 1936, S. 128 ff.
- 13) Van der Vet, Het Bienboc van Thomas van Chantimpré en zijn exempelen, Diss., s'Gravenhage 1902, S. 146.
- 14) Van der Vet a. a. O.
- 15) vgl. etwa Paul Aebischer, Le diable, son nom, son aspect et ses manifestations, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 32, Basel 1933, S. 149 ff.
- 16) Strackerjan, Nr. 194 c.
- 17) Leopold Kretzenbacher, Freveltanz und „Überzähliger“, in: Carintha, Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten, Jg. 144, Klagenfurt 1954, S. 843 ff.

Dei Windmaaker un dei Düwel

Dat wör einmaol! So fang sei an, dei Märchen. Dütt is aower kien Märchen, dütt is waohr. Un doch kann't hüte nich mehr passeern. Dat wör einmaol! Sowat kann't vandaoge nich mehr gäwen. Dei moderne Tid, dei Technik, is doröwer weg gaohn un hett üm bisiete schaowen: den Windmaaker inne Karken meen ik. Freuer was hei nao den Pastor dei Hauptperson in us Herrgott sien Hus. Ohne üm wüdd nich spält un uk nich sunge. Ohne den Windmaaker kunn dei Pastor kien „Asperges me“ un kien „Tantum ergo“ fierlik anstimmen.

Dei Jugend hüte kennt kienen Windmaaker mehr. Dat geht van Daoge alls elektrisch: Ein Griff an den Knoop, un schon kann dei Orgelspärer siene Fleitpiepen brusen laoten.

As ik noch'n Jungen wör un nao dei Schaule günk, wör dei Windmaaker noch in Würden. Hei waohnde uk gaor nich wiet weg van usen Huse. Wi kunnen üm faoken lopen sein, wenn hei nao Karken günk un sien wichtig Amt utführen wull. Pünktlik up dei Minute schöw hei an us Hus vörbi nao sien Deenst. Wi Jungens kunnen dann noch fief Minuten teuwen, un wi kömen uk noch freu genau.

Up dei hogen Schaule müssen wi bi den Scheulergottesdeenst sülwes Wind maoken. Ik weit nich mehr, in wekke Klasse dat wör, wi wören so Bussen van 15 — 16 Jaohr. Dütt Amt mök us alltied ne masse Pläseer. Ein Jaohr müssen wi Windmaoken, ein Jaohr bäden wi vör. Dat leste Jaohr drüffen wi sogaor Orgelspären. Windmaaker, Vörbäder, Orgelspärer, dat wören dei „neederen Weißen“, bevör wi Schaulmeester wüden.

Einmaol häw ik doch wunnerlik wat beläwt as Windmaaker. Dunnerslag, wat häw ik dor mit dörmaoken müß! Ik willt vertellen. Dat wör so:

Ik stünd annen Blaosebalg un mök mien Deenst. Dei grote Kasten wüdd mit dei Hanne in Betrieb sett. Masse Steine leegen baoben drup. Dei dreewen den Wind weder in dei Orgelpiepen, dei dann so moje klüngen, jüst as dei Orgelspärer dat hebben wull. 'N paormaol inne Hanne gespüttert, paormaol kräftik up un aw mit dei Armkraft, dann wör dei Kasten vull van Wind. Ein Wieser wiesde uk an, wenn dei Blaose-

balg den Buk vull har. Dann har man'n Tiedlank Ruhe. Langsom sackte dat grote Ungetüm nao ünne, manchmaol dürte dat lange, manges uk kötter, jüst dornao, woväl Register dei Spärer trocken har. Köm dei Wieser wedder ünne an, dann, na, wedder inne Hand gespüttert . . .

So wört uk maol wedder eines Morgens inne Misse. Mondagsmorgen. Dei Orgel klünk so schön — van mienen Wind natürlich — un dei Schölers süngen, wat sei kunnen. Ostertied wört jüst. Junge, Junge, wat brusde dat inne Karken. „Wahrer Gott, wir glauben dir!“ Use Herrgott müßde sogaor Spaß anhebben!

As ik mi maol wedder tüsken dör verhaolen kunn — dei Blaosebalg wör bit baoben vull — füllt mi up Maol in, dat ik so näbenbi noch woll in mien Katechismus rinkieken kunn, üm mien Gedächtnis noch 'n bäten uptaufrisken. Ik dachte mi nix Leipes dorbi. Ik meente, Wind mök ik tau Ehre Gottes, dann kunn ik so näbenbi doch uk woll 'n bäten Religion lernen, dat wör doch uk tau Ehre Gottes.

So mök ik't uk. Wi müssen jüst den Dag von dei Höll un dei Düwels lernen. Un ik wör graode an't Studeeren: „Die Verdammten in der Hölle leiden die Qualen des Feuers, werden immerfort von ihrem bösen Gewissen gepeinigt und wohnen in der Gesellschaft der Teufel“.

Dor köm dat Gräsige! Ik meente, ik har den Düwel all innen Nacken sitten. So furchtbaor wast! Wat wör passeert?

Bi mien Lernen stüden dei abscheiliken swarten Gestalten lebennig vör mien Oge. Ik sög sei, wie sei in dat höllske Für braoden und schrichten un lamden, dat ik ganz up mien Blaosebalg vergeet. Dei Wind wör mit einmaol rut, un dei Orgel kunn nich mehr!

Ik kannt gaor nich beschriewen, wat dat för gräsige Gelute gew, as dei Piepen dei Puste utgünk. So jämmerlik un elennig klünk dat! Eine Gosehut löp mi warm un kaolt äower den Puckel. Dei Sweet stünd mi vör mien Koppe. Ünne süngen sei noch'n Moment wieter, dann sweegen sei still un keeken ale nao baoben. Dor stünd ik as blameerte Süner.



Ik sprüing naotürlik forts an miene Platz un gew Wind. Dei Orgel sette uk wedder in, un inne Kark günk dat wieter. Ik waogte dei ganze Miß äöwer nich mehr ümtaukieken of van miene Stäe wegtaugaohn.

Use Musiklehrer — hei is nu all lange dot — seet sülwens vör dei Tasten. As dei Karken ute wör, häw ik noch 'ne ganze

Tied mit miene Saoken rümtüdel un bin dann langsaom rünnergaohn. Use Lehrer wör all weg! Un ik har noch mehr Glück! An den Dag harn wie kiene Stunne bi üm, un annern Dag mößt hei't woll vergäten harn, hei sä jedenfalls nix.

Aower gräsig wört doch!

Paul Meyer

Als Großvater noch zur Schule ging

Wohl auf keinem Gebiet des öffentlichen Lebens hat sich in den letzten Jahrzehnten ein derartiger Wandel vollzogen, wie auf dem Sektor des Volksschulwesens. Es wurden nicht nur statt der düsteren, dumpfen und ungesunden Schulstuben helle und lichtdurchflutete Schulzimmer erbaut; auch eine Reihe neuer Schulen entstanden, und der Schulbetrieb und die Ausstattung der Schulklassen erhielten ein ganz anderes Bild. Damit unsere Schuljugend und ihre Eltern die zu ihrem Besten getroffenen Maßnahmen zu würdigen wissen, sollen an dieser Stelle die primitiven Schulverhältnisse zu Großvaters Zeiten gestreift werden.

Kurz vor der Jahrhundertwende war die Zahl der Volksschulen bedeutend geringer als heute. Außer 32 Schulen in den Kirchorten gab es im Münsterlande nur in 84 größeren Bauerschaften Schulen (heute über 140). Viele Bauerschaftskinder mußten daher lange Schulwege von oft mehr als einer Stunde zurücklegen. In Dinklage, wo z. B. nur im Orte, in Langwege und Wulfenau Schulen bestanden, mußten die Kinder von Bahlen, Schwege und Höne jeden Tag den stundenlangen Weg zur Schule im Orte pilgern. In Essen lagen die Verhältnisse günstiger, da außer im Orte Schulen in Addrup, Bartmannsholte, Bevern, Brokstreek und Herbergen bestanden. Trotzdem kamen für die Kinder aus Ahausen, Nordholte und Uptloh noch oft Schulwege von einer Stunde in Frage.

Gepflasterte Straßen gab es nur wenige, und die Sandwege waren besonders bei Regenwetter in einem so schlechten Zustande, daß kaum leere Fuhrwerke durchkommen konnten. Zum Glück konnten unsere Großeltern Richtwege benutzen, die sich durch die Felder, durch Busch, Heide und Bruch schlängelten. In manchen Schulachten hatten die Eltern einen eigenen Schulweg für die Schulkinder gebaut, den sog. Schulpatt, der aber in den Niederungen oft überschwemmt

war. Nasse Füße waren bei Kindern auch schon früher an der Tagesordnung, und fürsorgliche Eltern steckten ihren Kleinen morgens ein Paar trockener Strümpfe oder Strohsohlen in den Tornister. Im Schulzimmer wurden die nassen Holzschuhe während des Unterrichtes dann um den warmen Ofen zu einem Wall aufgestapelt.

Schon in der Morgenfrühe mußten die größeren Jungen aus dem „Durk“ und vor der Schulzeit mit dem Vater für einen Drusch Roggen den Flegel schwingen. Wenn sie sich dann einen Speckpfannkuchen mit vier großen Fenstern einverleibt hatten, ging es im Trab zum Dorf, um nicht in der Schulmesse zu spät zu kommen. Im Winter war es oft noch pickendüster, und die „Witlöftigen“ bekamen eine Stallaterne mit auf den Weg, um bei Regenwetter die trockenen Stellen finden zu können. Im Winter bei Schnee und Eiseskälte war der Schulbesuch besonders für die Mädchen und für die ABC-Schützen ein nicht geringes Opfer, zumal sie den ganzen Tag keinen warmen Löffel in den Leib bekamen. Die trockenen Butterbrote zum Frühstück und für Mittag wurden mit einem kräftigen Schluck Pumpenheimer heruntergespült. Ab und zu bekamen sie auch von der Mutter 5 Pfg., wofür sie sich beim Bäcker ein Viertel Weizenstuten mit Sirup oder Apfelkraut holen konnten. Das war dann für den hungrigen Magen ein besonderes Labsal.

Die Schule dauerte von 8 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 4 Uhr nachmittags. Die weit von der Schule entfernt wohnenden Kinder blieben daher mittags in der Schule und vertrieben sich die Zeit auf ihre Weise. Im Sommer und bei gutem Wetter spielten sie auf dem Schulplatze oder auf dem Kirchhofe die üblichen und manchmal recht rohen Spiele wie Knickern, Ball inne Pinne, Ball in Külo, Kiss und Kolken. Die Kleinen vergnügten sich mit Kriegenspielen, Fuchs aus dem Loch und Verstecken, die



Mädchen mit Ball- und Kreisspielen. Bei Regenwetter und Frost hielten sie sich im warmen Schulzimmer auf, und wenn der Lehrer, mancherorts auch Köster, Mester oder Rektor genannt, um 2 Uhr erschien, mußte zuerst ordentlich aufgeräumt werden. Aber auch zu nützlichem Tun taten sie sich zusammen. Sie saßen vor den aufgehängten Landkarten von Deutschland oder Europa und veranstalteten Wettsuchen von Flüssen, Bergen und Städten und brachten sich so Kenntnisse in der Erdkunde bei.

Die Pausen, früher „Afgaohnstied“ genannt, wurden eifrig zum Spielen genutzt, denn in der Freizeit wurden auf dem Lande die Jungen zu Feld-, Garten- und Hausarbeiten herangezogen, während die Mädchen auf ihre kleinen Geschwister und auf das Vieh achten mußten. Daher waren vielen Schülern die freien Mittwoch- und Samstagnachmittage gar nicht einmal sehr erwünscht.

Auch der Sonntag war voll ausgefüllt und bot wenig Zeit zum Spiel. Vormittags mußten alle Kinder zum Hochamt und nachmittags zur Andacht oder zur Christenlehre. Ein besonderes Erlebnis war für die Landkinder die Christenlehre in den Bauernhäusern, zu der zweimal im Jahre der Pfarrer oder der Kaplan mit der Kutsche vom Dorf geholt wurde. Da auch Vater und Mutter und sogar fremder Sonntagsbesuch daran teilnahm, mußten sich die Kleinen eingehend darauf vorbereiten, um sich vor den Großen nicht zu blamieren. Sogar wenn sie auf Visite zu Onkel und Tante gingen, versäumten sie dort die Christenlehre nicht.

Die Schulen waren zu Großvaters Zeiten viel stärker besetzt als heute. Daß ein Lehrer in seiner Klasse über 100 Kinder zu unterrichten hatte, war keine Seltenheit. Vor 120 Jahren gingen in Bevern z. B. 110 Kinder in die einklassige Schule, Essen hatte 1895 in drei Klassen 221 Kinder, und noch im Jahre 1908 hatte die Unterklasse in Visbek auf den Kopf 100 Kinder. Man male sich einmal bei solcher Kinderzahl den Unterricht an einer einklassigen Schule aus, wo jeweils 2 bis 5 Abteilungen zugleich unterrichtet werden mußten! Welche Menge an Energie mußte allein der Lehrer aufbringen, um die erforderliche Disziplin aufrecht zu erhalten! Welche Menge Zeit mußte aufgewandt werden, um die schriftlichen Arbeiten auf der Tafel oder im Heft zu kontrollieren!

Nach Schulstunden umgerechnet dauerte der Unterricht früher ebenso lange wie heute. Eine gründliche Vorbildung erhielt die Jugend in den Hauptfächern, in Reli-

gion, Lesen, Schön- und Rechtschreiben und im Rechnen, und man darf ruhig behaupten, daß die alte Schule in diesen Fächern ebensoviel leistete wie die moderne Schule unserer Zeit. Vor allem auf Schönschreiben wurde großer Wert gelegt, und sogar in kleinen Landschulen, wie z. B. in Thüle, entwickelten die Kinder eine wahre Kunstfertigkeit. Die markante Schrift des alten Rektors Fortmann ist heute noch in der alten Cloppenburg Generation zu erkennen. In anderen Fächern, die damals nicht gepflegt wurden, blieben die Kinder im Wissen allerdings zurück. Freie Aufsätze kannte man nicht, sie waren verpönt und sogar verboten, da sie nach Meinung der Behörde das Schönheitsbild beeinträchtigten. Geschichtsthemen wurden nach langer Vorbereitung als Aufsätze oder Diktate durchgenommen und ins Reinheft geschrieben. Heimat- und Naturkunde waren gänzlich unbekannt, und Sehenswürdigkeiten der Heimat lernte man gelegentlich von Verwandten- und Kirkesbesuchen in den Nachbargemeinden kennen. Gesang und Zeichnen hingen von der Tüchtigkeit und Fähigkeit des Lehrers ab. Sie erstreckten sich vor allem auf die Kirchenlieder, und musikbegabte Lehrer vollbrachten in dieser Hinsicht erstaunliche Leistungen. Die Dinklager Kinder konnten unter ihrem Lehrer Kreutzmann sogar drei Choralmes- sen im Gottesdienste singen. Turnen galt als Zeitverschwendung, und daher blieben die Jungen trotz der viel reicheren Bewegung in frischer Luft steif und unbeholfen.

Auch Lehr- und Lernmittel waren nach damaligen Verhältnissen gemessen sehr primitiv. Die Kinder schrieben auf Schiefertafeln, die mit Schwamm und Lappen gereinigt wurden. Hefte waren außer den Reinschriften für Aufsatz und Diktat nicht bekannt. Für das Putzen der schwarzen Schultafel hatte der Lehrer Hasenpfoten oder Putzlappen bereit liegen.

Wenn die Kinder zu Großvaters Zeiten trotz allem gesund und körperlich gut entwickelt waren, so findet das seinen Grund in der einfachen Lebensweise. Der däftige Weizenpfannkuchen, in den Mooregegenden der Buchweizen-Janhinnerk, legten eine stabile Grundlage für den ganzen Tag. Zu Frühstück und Vesper gab es fast nur grobes Schwarzbrot, dünn mit Margarine und Schmalz bestrichen. Butter, Eier und Schinken als Aufschnitt oder Aufstrich waren den meisten Kindern unbekannt; denn so kostbare Sachen wurden von der Mutter zum Kaufmann gebracht und gegen Haus-

halts-Notwendigkeiten eingetauscht. Ein Ei gab es höchstens morgens in den Pfannkuchen, dann auch wohl am Freitag zu Mittag und — nicht zu vergessen — Ostern als „Paoskeier“. Kuchen und Torte, Braten, Schinken und Pudding waren unbekannte Genüsse und besonderen Festlichkeiten wie Hochzeiten und Kindtaufen vorbehalten. Am Sonntag bildeten Weizenstuten, Korinthenbrot und Stüttes (Zwieback) eine höchst willkommene Abwechslung.

Das alltägliche Mittagessen bestand aus Gemüse oder Hülsenfrüchten, mit Kartoff-

feln und Speck, Wurst oder Dörrfleisch als Eintopf gekocht. Der Rest kam am Abend wieder auf den Tisch. An den Sonntagen hat die Mutter als Zukost „dicken Ries mit Plumen“ aufgesetzt. Kräftig und nahrhaft waren besonders warme Milch am Morgen und Buttermilch oder „Kämmel“ mit eingekrümeltem Schwarzbrot am Abend. Die Kinder aßen sie gern, zumal Mutter prophezeite: „Melk mit Kräumken giff Wichter as Bläumkes“ und „Melk mit Kossen giff Junges as Ossen!“

Heinrich Bockhorst

Der weiße Maulwurf

In meiner Jugendzeit war in der Bauerschaft M. in der Gemeinde Lohne ein Hauptlehrer, der gute Kenntnisse in der heimischen Pflanzen- und Tierwelt besaß. Besonders hatten es ihm Käfer und Schmetterlinge angetan. Viele hatte er fein säuberlich aufgespießt und bewahrte sie in Glaskästen auf. Auch manche Vögel hatte er trefflich präpariert. In seinem großen Schrank standen unter Spiritus gesetzt eine Anzahl Schlangen und Frösche.

Die meisten dieser Dinge erbt nach seinem Tode der bekannte Steinpater aus Füchtel. Sie sind irgendwo in einer Sammlung untergetaucht und in den Bombennächten untergegangen.

Die Bauerschaft M. gehört kirchlich nach Lohne. Unser Tierfreund besuchte aber den sonntäglichen Gottesdienst gewöhnlich in der Nachbargemeinde D. Es war näher, und auch die Wegeverhältnisse waren günstiger. An hohen Feiertagen, besonders den „Vier Hochzeiten“, saß unser Hauptlehrer selbstverständlich mit den Kollegen der übrigen Gemeinde feierlich im Chorgestühl der Gertrudenkirche.

Es war Ostern. Unser Naturfreund in schwarzem Feiertagsanzug war zu Fuß unterwegs nach Lohne, um seiner Christenpflicht zu genügen. Er ging einen Binnenweg abseits der Straße.

In einer Wiese beobachtete er, wie ein Maulwurf Erde aufwarf. Und plötzlich, als er den kleinen Bergmann für einen Moment zu Gesicht bekam, sah er, daß es sich um einen Albino, einen weißen Maulwurf, handelte. Das war was für seine Sammlung!

Mit einem Satz setzte er über einen Wassergraben und warf mit den blankgeputzten Feiertagschuhen den kleinen Maulwurfs-

hügel auseinander, daß der weiße Bergmann auf die noch kahle Wiese flog. Dort tötete unser Hauptlehrer das Tier.

Er griff dann in die Tasche des Anzuges und holte eine Zeitung heraus. In diese wurde das Tier säuberlich eingewickelt und verschwand dann in der linken Brusttasche seines nach damaliger Sitte langen Feiertagsrockes.

Dann setzte unser Tierfreund seinen Weg fort. Nach dem Hochamte unterhielt er sich noch eine Zeitlang mit seinen Kollegen im Hotel Bitter und dann ging es auf den langen Heimweg. Zu Hause zog er sich um und sein guter Anzug verschwand im großen Kleiderschrank des ehelichen Schlafgemaches.

Etwas 8 Tage später fiel der Hausfrau ein unangenehmer Geruch im Schlafzimmer auf. Der Herr Gemahl roch nichts oder doch nur wenig und sagte nur: „Dei Fraulüe hebbt immer watt!“

Als die Frau dann eines Tages den Kleiderschrank öffnete, kam ihr der Geruch besonders stark entgegen. Sie räumte den Schrank aus, fand aber nichts. Der Geruch nahm nicht ab. Der Mann, der nun auch allmählich besser roch, fuhr ins Nachbardorf. Nach Rücksprache mit dem bekannten Apotheker bekam er ein Fläschchen „Rückwatter“ mit. Das wurde geöffnet in den Kleiderschrank gestellt, und der Geruch verschwand.

Allmählich kam Pfingsten. Wieder war unser Hauptlehrer zu Fuß nach Lohne gegangen und saß feierlich im Chorstuhle der großen Kirche. Während der Predigt hob er den Kopf plötzlich und schnubberte um sich her. „Datt rüch hier ja jüst, at in use Kleerschapp!“ sagte er leise vor sich hin.

Während ihm der Geruch immer von neuem in die Nase stieg, fing er ganz

mechanisch an, seine Taschen abzufühlen. Und siehe da! Bald zog er aus der linken Binnentasche etwas in Zeitungspapier eingewickeltes heraus. Als er das Päckchen öffnete, mußte unser Lehrer „mal eben hinaus“. Das war ihm unangenehm, denn viele hundert Beter wendeten ihr Gesicht ihm zu. Aber er mußte hinaus.

Damals stand hinter der Lohner Gertrudenkirche die hohe Mauer des Küstereigartens. Darüber hinweg flog das Päckchen in Zeitungspapier.

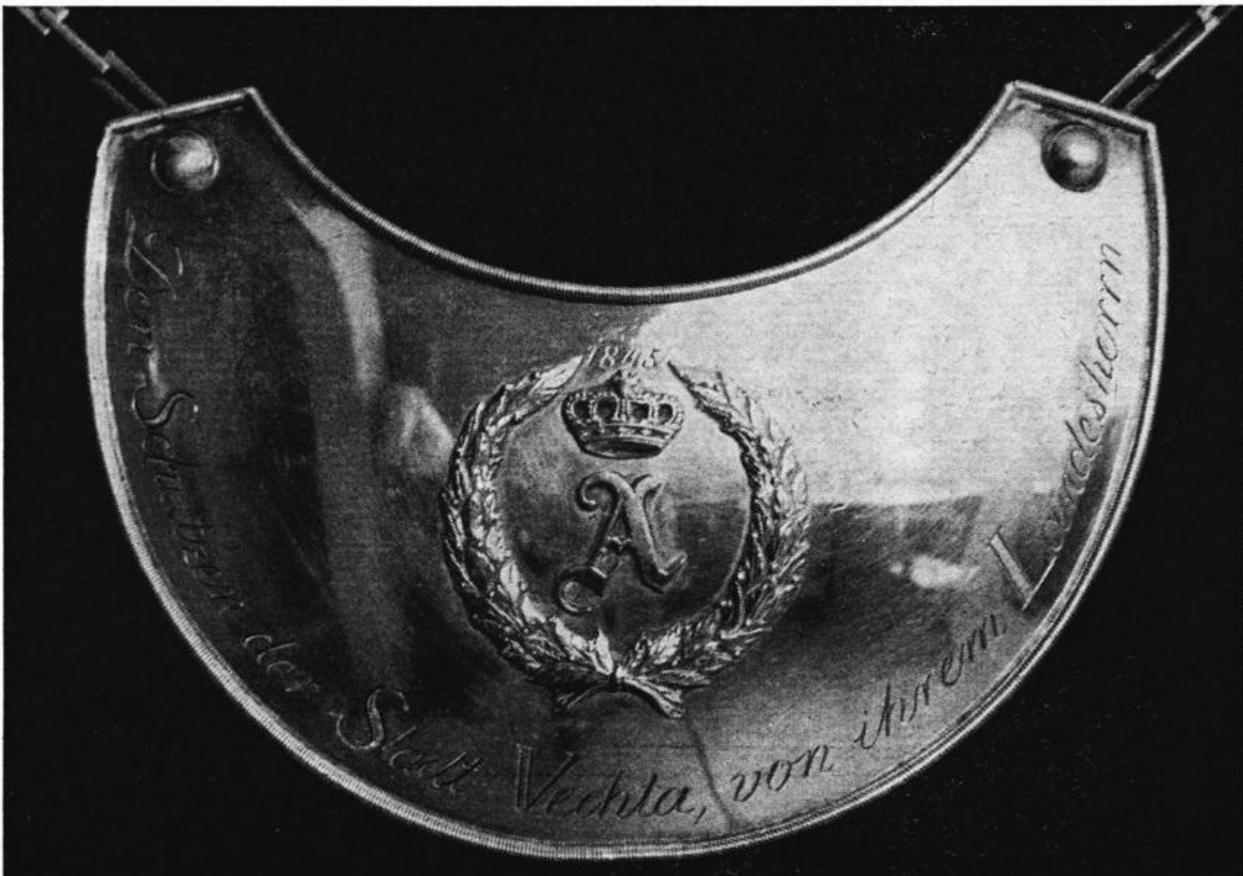
Die dorfbekannte Haushälterin des damaligen Rektors, Küsters und Organisten S. war gerade in den Garten getreten, um Suppenkraut zu holen. Sie sah etwas Weißes fliegen und auch kurz das Gesicht unseres Tierfreundes über der Mauer. Schon in der nächsten Minute trug sie das ominöse Päckchen in ihren Händen. Sie hob nur eben den Kopf zu der Mauer, wo unser Tierfreund für einen Augenblick erschienen war, und sagte: „Datt is immer all so'n mallen Kerl wäsen!“

Heinrich Schürmann

Um den ersten Schuß des Vechtaer Schützenfestes

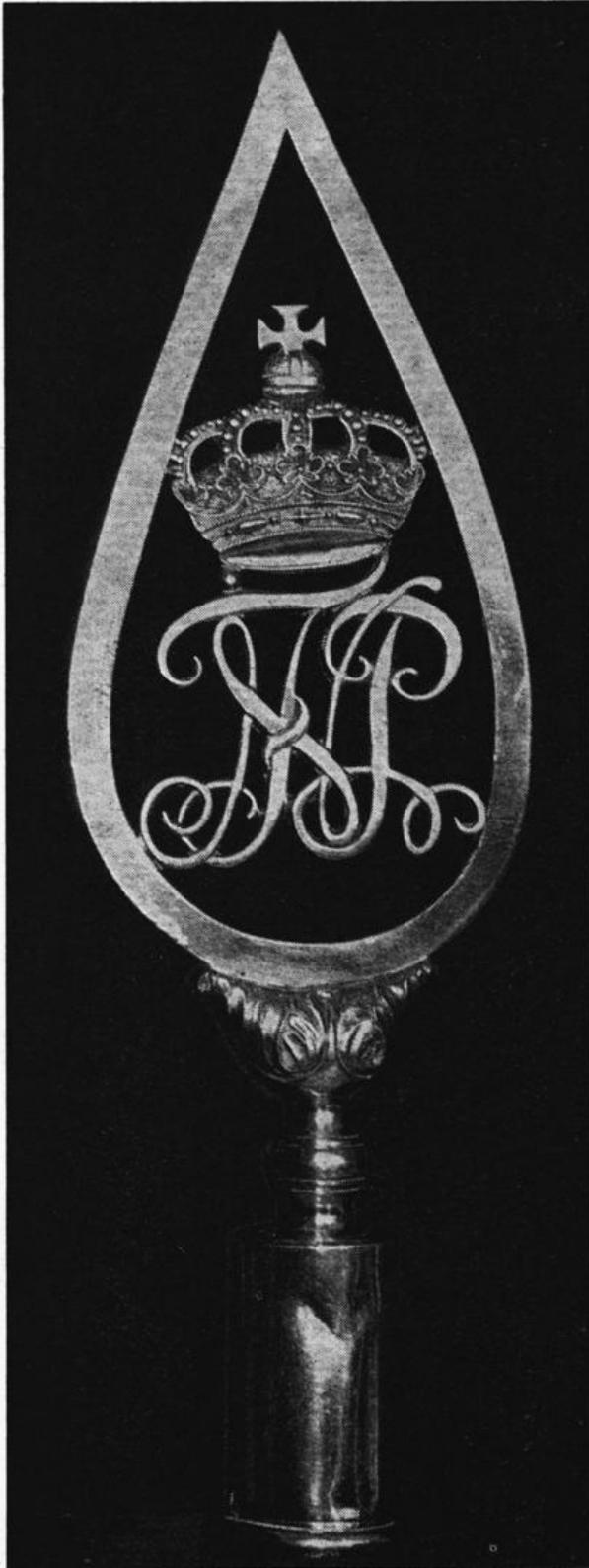
Wann der erste Schuß auf dem allerersten Vechtaer Schützenfest fiel, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Die Annalen der Stadt Vechta erwähnen zwar eine Schützengilde Ende des Dreißigjährigen Krieges (vgl. Heimatblätter 24. 6. 1933), aber genaueres ist nicht überliefert. Ein Säbel mit der Aufschrift „Vechtaer Schützenfest 1830“ läßt vermuten, daß man sich um 1830 darauf besann, ein Schützenfest zu feiern. Das prächtig ge-

bundene Protokollbuch für das Schützenfest zu Vechta beginnt mit seinen kargen Notizen im Jahre 1839 mit dem 27. Juli. An diesem Tage wird es gewesen sein, an dem der eifrige Initiator des Schützenfestes, der 1831 als erster Offizial nach Vechta gekommene Geheime Kirchenrat Franz Joseph Herold, den ersten Schuß tat, wie es aus seinem Gesuch „um den ersten Schuß“ an den Landesherrn Großherzog Paul Friedrich August hervorgeht. Am



Brustschild für den Fahnenträger des Bürgerschützenvereins Vechta, gestiftet im Jahre 1845 vom Großherzog Paul Friedrich August.

Aufnahme Zurborg



Fahnen Spitze der vom Großherzog Nikolaus Friedrich Peter gestifteten Fahne, jetzt an der neuen Fahne.

Aufnahme Zurborg

12. Juni 1842 schrieb Herold (das Original des Briefes befindet sich im Nieders. Staatsarchiv in Oldenburg) aus Vechta:

„Allerdurchlauchtigster Großherzog, Allergnädigster Souverain und Herr, Zu dem Schützenfeste, welches die Einwohner von Vechta seit dem Jahre 1839 alljährlich halten, wurde der erste Schuß, — für Eure Königliche Hoheit —, von dem Schützenverein mir übertragen. Einige, wenn auch sonst unbedeutende Gründe, die ich deshalb nicht anführe, sind in Rücksicht meiner von solchem Gewichte, daß es Billigung verdienen dürfte, wenn der Auftrag zu jenem Schusse durch die allerhöchste Bestimmung des Landesfürsten selbst gegeben würde.

In kühnem Vertrauen auf Eure Königliche Hoheit unbegrenzte Huld erlaube ich mir daher die allerunterthänigste Bitte:

„Eure Königliche Hoheit wollen allermildest geruhen, direct den allergnädigsten Auftrag mir zugehen zu lassen, daß der, bey dem alljährigen Schützenfeste zu Vechta für den Landesherrn zu thuende Schuß, so lange ich daselbst lebe, von mir geschehen solle.“

In allertiefster Ehrfurcht ersterbe
Eurer Königlichen Hoheit
allerunterthänigster
J. Herold.“

Am 24. Juni wurde darauf „im höchsten Auftrage geantwortet, daß gegen Bewilligung des Auftrages nichts zu erinnern sei“. Der Brief Dr. Herolds bestätigt nicht nur, daß 1839 das erste Schützenfest in Vechta stattfand, sondern auch, daß der Official ein recht rühriger Mann war, der recht viel und oft nicht ohne Ehrgeiz unternahm. Über den Charakter Herolds schrieb Ministerialrat Teping in den Vechtaer „Heimatblättern“ vom 13. 5. 1931 in seinem Aufsatz „Die Errichtung des Bischöflich-Münsterschen Officialats im Jahre 1831“:

„War er (Herold) es z. B. doch, der die Vechtaer Schützenvereinigung zu neuer Blüte erweckte, eine Tatsache, die vielleicht geeignet ist, diesen etwas eigenartigen Mann näher zu charakterisieren. Dr. Herold liebte überhaupt das Theatralische, das Prunken vor der Öffentlichkeit. Wie ein Kirchenfürst ließ er sich in seinem Officialatsbezirke huldigen. Vierspännig fuhr er bei Kirchenvisitationen und dergl. durch die Lande und erwartete, daß er mit denselben Ehren empfangen werde wie der Bischof oder der Großherzog.“

Teping schrieb aber auch, daß Herold seine amtlichen Obliegenheiten als Offizial, als Gymnasialdirektor usw. mit Fleiß und Sorgfalt wahrnahm, zudem stets Interesse für die Zeitereignisse bekundete und regen Anteil nahm am bürgerlichen Leben. Der gebürtige Münsteraner — Dr. Herold war am 11. 8. 1787 als Sohn des Apothekers und Medizinalassessors Herold in Münster geboren — war ein vorzüglicher Schütze; für Seine Königliche Hoheit, den Großherzog von Oldenburg, schoß er damals 34 Ringe. Selbst konnte er als Geistlicher die Würde eines Schützenkönigs nicht übernehmen, die ihm mehrmals zugestanden hätte.

Als 1846 die Offizialatszeit Herolds endete, wurde das Schützenfest von den Vechtaern zwar fortgeführt, aber das Fehlen der eigentlichen Triebfeder machte sich bald bemerkbar. Im Jahre 1866 fiel das Fest wegen des Krieges zwischen Preußen und Osterreich aus und einige Jahre später, 1873, fand es für lange Zeit ein Ende. Der Schützenzug war dann nur noch höchst selten zu sehen, wenn er gelegentlich, wie 1933, zur Ausschmückung von Festzügen diente. Erst als 1955 sieben aufrechte Vechtaer Bürger einen neuen Bürgerschützenverein anregten, lebte das Schützenfest wie vor 120 Jahren als rechtes Volksfest wieder auf. Berend Strahlmann

Zum fest der Lieder am 23. Mai 1861

Schon vor 100 Jahren Bundes-Sängerfeste

Hab' oft im Kreise der Lieben
im duft'gen Grase geruht,
und mir ein Liedlein gesungen --
und alles war hübsch und gut!

Dieses von Adalbert von Chamisso gedichtete und von Friedrich Silcher volkstümlich vertonte Lied stand als Motto über dem „Lieder-Fest am 23. Mai 1861 zu Cloppenburg“.

Vorbereitet wurde es von der Cloppenburger „Liedertafel“ und bestritten dazu von den „vereinigten Liedertafeln Dinklage, Lohne, Löningen und Quakenbrück“. Diese fünf Gesangsvereine — „Liedertafeln“ — hatten sich zu einem „Sängerbunde“ oder „Liederbunde“ zusammengeschlossen und begingen am genannten Tage ihr „diesjähriges“ Sängerfest als Bundes-Sängerfest. Es war anscheinend nicht das erste Treffen dieser Art.

Innerhalb der Cloppenburger „Liedertafel“ war ein Festausschuß gebildet, der die notwendigen Vorbereitungen zu treffen hatte: Wahl des Festplatzes und dessen Herrichtung, Fragen der Bewirtung der Festteilnehmer, Aufstellung der Festfolge, Bereitstellung von Freiquartieren . . ., und zur Umrahmung des Festgeschehens wurde mit dem Großherzoglich-Oldenburgischen Artillerie-Musikkorps ein bindender Abschluß getätigt.

Zur näheren Unterrichtung der teilnehmenden Vereine, zugleich auch zur Werbung für weitere interessierte Kreise, gab der Festausschuß ein kleines, vierseitiges „Programm“-heftchen heraus; es war bei J. H. Buddenberg in Quakenbrück gedruckt.

In 14 Paragraphen gibt es Kunde von den in den angeschlossenen Vereinen zu befolgenden Vorarbeiten und vermittelt zugleich einen Überblick über den geplanten Festablauf, auf den näher eingegangen werden soll.

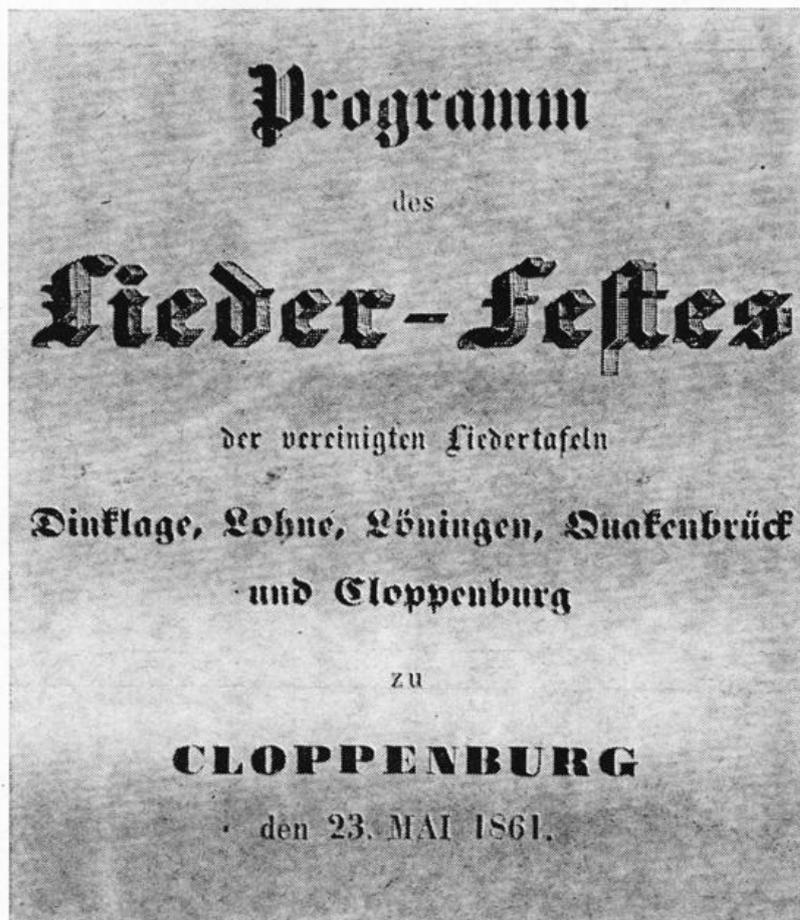
Am 23. Mai, dem Donnerstag nach dem Pfingstfeste, wurden die Cloppenburger Säger und Bürger von der verpflichteten Musikkapelle durch eine schneidige „Reveille“ auf die Bedeutung und die Ausrichtung des Tages hingewiesen (§ 7); früh 7 Uhr erklangen die militärischen Hornsignale.

Gegen 9 Uhr trafen die auswärtigen Vereine am Festorte ein. Es mag ein hübsches und zugleich frohbestimmtes Bild gewesen sein, als die mit frischen Maien geschmückten Leiterwagen und der singenden Sängerschar sich in Cloppenburgs Straßen zeigten. Die Cloppenburger Sangesbrüder hatten sich beim Hause ihres Liedervaters und Vereinsvorstandes, des Kreistierarztes Carl Wewer, zur Begrüßung der Gäste versammelt (§ 1): Lieder klangen auf, Hände wurden geschüttelt, Worte der Freude über das Wiedersehen flogen hin- und herüber. Sängerstimmung brach sich Bahn. Der Liedervater jeder Liedertafel überreichte sodann (§ 2) dem Vorstand des festgebenden Vereins ein Verzeichnis über Zahl und Namen der teilnehmenden Säger seiner Liedertafel, und zwar nach den vier Stimmen geordnet. Darauf wurden (§ 3) ihm Festkarten in den Farben rot, grün, gelb und blau übergeben. Die Karten waren sichtbar zu tragen und zierten alsbald die Hüte oder baumelten am Knopfloch. Mitglie-



der des Festausschusses und die Leiter der Vereine als Direktoren und Vorstände trugen als äußeres Zeichen ihrer Stellung nach deren Bedeutung ein besonderes blaurotes Abzeichen. Festkarten in weißer Farbe wurden für festteilnehmende Nichtmitglieder bereitgehalten. Beim Empfang der Karten entrichtete der Liedervater für jedes Mitglied

(= Bundesdirigent) und berieten anschließend „über die den Liederbund betreffenden Angelegenheiten“ (§ 8). Das Ergebnis der Beratung wurde den Liederbrüdern sofort mitgeteilt. Bekanntmachungen „an alle“ erfolgten durch den „Festdirektor“; ihm war „die obere Leitung und endliche Entscheidung in allen das Fest betreffenden Angelegenheiten“



15 Groschen (§ 4); damit hatte es freien Zutritt zum Festplatz und zur Teilnahme an den musikalischen und gesanglichen Darbietungen, auch zum gemeinsamen Mittagessen, wobei jedoch angeforderte Getränke gesondert zu bestellen und zu bezahlen waren. Auch Nichtmitglieder konnten am Festessen teilnehmen, wenn sie zeitig angemeldet und vom Vorstände einer Liedertafel eingeführt wurden (§ 6). Für auswärtige Teilnehmer, die am Festtage noch nicht heimzukehren gedachten, stellte der Festausschuß bei Cloppenburger Bürgern unentgeltliche Freiquartiere mit Morgenkaffee zur Verfügung, die jedoch nur dann als gesichert galten, wenn die Anmeldung dazu eine Woche vorher erfolgt war (§ 5).

Um 10 Uhr versammelten sich die „Direktoren der Liedertafeln“ und wählten für den Tag einen „General-Gesang-Meister“

übertragen. Seinen Mitteilungen und Anordnungen, welche er nach einem zuvor gegebenen Hornsignale verkündete, war unbedingt Folge zu leisten; auch konnte er sich einen „Substituten“ (= Stellvertreter) beordnen und ihm seine Rechte übertragen (§ 9). Während des Festes bestand auf dem Festplatz ein „Festbureau“; Anfragen und Aufträge wurden dort entgegengenommen (§ 13).

Sofort nach Beendigung der morgendlichen Beratung rief das Hornsignal die Sänger zur „Probe“ der Chorlieder. Im Anschluß daran ordneten sich die Liedertafeln — die Reihenfolge der 4 Gastgruppen bestimmte das Los, die Cloppenburger Liedertafel bildete den Schluß — zum „geordneten Zuge mit fliegenden Fahnen durch die Stadt nach dem Festplatz, woselbst die Fahnen aufgestellt“ wurden (§ 10).

Auf dem Festplatze begrüßte die Cloppenburger Liedertafel die auswärtigen Liederbrüder und Gäste durch einen Willkommensgesang. Auf Anordnung des Festdirektors stellten sich nach dem Hornsignal die Mitglieder der 5 Liedertafeln stimmenweise auf zum Vortrag des ersten Chorliedes. Mit dem von Julius Otto vertonten „Stimmet an die Jubelhöre“ wurde das eigentliche Liederfest eröffnet (§ 11).

Dann zerstreuten sich die Sänger zu zwanglosen Gruppen, frischten alte Bekanntschaften auf und schlossen neue Freundschaften. Um 2 Uhr versammelten sich „die Direktoren und Liederväter sämtlicher Vereine zur Beratung und Beschlußnahme über das nächstjährige Fest und der dann zu singenden Lieder“. Gleich darauf begann die Mittagstafel. Während derselben wurden die gefaßten Beschlüsse den Mitgliedern des Liederbundes verkündigt, zugleich auch durch den Vortrag von entsprechenden Liedern für Aufheiterung und Frohsinn Sorge getragen. Um 4 Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Danach schritt man zum Vortrag von Liedern „sämtlicher Liederbrüder“ — also Chorlieder — als von einzelnen Liedertafeln. Drei Böllerschüsse zeigten gegen 8 Uhr abends den Schluß des Liedersingens an, worauf der „Festball“ seinen Anfang nahm (§ 12).

Während der Pausen zwischen den Liedervorträgen und zum Abschluß fand das konzertierende Musikkorps (§ 14) gewiß aufmerksame und begeisterte Zuhörer.

Damit ist der Inhalt des kleinen Programmheftes ausgeschöpft. Wirt Josef Buschmann, Gemeindevorsteher von Lohne und eifriges Mitglied der Lohner „Liedertafel“, hatte es seinen Familienpapieren zugesellt. So ist es auf uns gekommen.

Fest steht: Schon vor 100 Jahren hatten sich Gesangsvereine der Heimat zur Pflege des Liedes und zur eigenen Freude zu einem Bunde zusammengeschlossen und veranstalteten jährlich ein Bundes-Sängerfest. Gern wüßten wir Näheres über die innere Ausgestaltung des Festes selbst als Nennung weiterer Chorlieder und der Einzelgesänge usw. Vielleicht ruhen in den Archiven der angesprochenen Vereine weitere Unterlagen, die es wert sind, zu einem Gesamtbilde dieses Zweiges des heimatlichen Kulturschaffens zusammen getragen zu werden.

„Gesang erfreut des Menschen Herz!“ Er erhebt es über die Täler des Leides und der Schmerzen hinauf zu den Hügeln der Freude. Und so schließt das dem Cloppen-

burger Sängertreffen vorgesetzte Motto mit der letzten Strophe des anfangs erwähnten Liedes: Drum sollst nicht lange klagen,
was alles dir wehe tut.
Nur frisch, nur frisch gesungen,
und alles wird wieder gut!

Johannes Ostendorf

De Kohlhaose

Haaken Jan, de Breifdräger, wör'n groten Jäger vör den Heern, man dorbi wör he ok noch'n groten Filu.

Vörmiddaogs gägen Klock twölwe fäuerde he up sien gäle Rad dör de Burskup, üm siene Zeitungen un Breive uttaudrägen.

Kleimanns Mauder, ein däftig Burnmenske, keek ut de Sietdörn un röp luthals: „Jan, — Jan, stieg eis af, hör eis, ik heff noch äben'n Häuhnken mit di tau rappen!“

„Woso, Minao, hest du wat Besünners up'n Harten?“

„Wat Besünners, jao! Jan, — — du hest mi doch verläten Wäken den Haosen verköft un hest mi seggt, de wör gaut in'n Kohl. Ujaß, du Sleif, du bist'n Filu, 'n Musjeblix! — — Haosen in'n Kohl! Ik heff in mien Läben noch nien Haosen in'n Potte hatt. Dat harst doch ok richtig seggen mößt. Ik heff ühm aftrocken un dann in'n Kohl stäken, as du dat seggt hest, de wör gaut in'n Kohl.“

„Ik heff blot seggt, dat wör'n gaun Kohlhaosen, dat heff'k seggt, — — wör dat — — dann nich gaut?“

„Kohlhaosen? Ujaß, Mann, du wullt mi ok noch för'n griesen hollen. Den Kohl magst du woll äten! De Kohl wör ganz brun un de Haose ganz greun, as he der utköm. Un smecken, ujaß, dö dat nao nix. Us Hinnerk heff seggt: Nee — heff he seggt — wo käönt de Lü so'n groten Quark maoken üm'n Haosen? Soläwe will'k nien Haosen weer äten. Do heff ik dann den ganzen Pottvull de Häuhner tau fräten gäben. Haosen in'n Kohl, du Flunkervaogel!“

„Jejao, Minao, nu hör doch eis tau!“

„Nee, ik will dor nix mehr van hörn!“

„De gaue Haose! Ik heff seggt, dat wör'n gaun Kahlhaosen, dat heff'k seggt, wisse, du mößt wäten, de heff sien Läben väl in'n Kohl säten, un ik meen, de is würcelt gaut in'n Kohl, wenn he lebennig is, — — un de Kohl in'n Gorn steiht.“

Minao mök'n lang Gesicht, un Jan steeg drocke up sien Rad. Hans Varnhorst



Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Wie schön war es doch allemal, wenn das Semester sich seinem Ende neigte und die Ferien kamen. Darin hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert. Wir gingen gern zur „Penne“, denn wir hatten ja unsere Freunde, und unsere „Liebe“; aber wenn es wieder in die Heimat ging zu Vater, Mutter, Schwestern, Brüdern, das war doch herrlich.

Als ich allerdings das erste Mal nach meiner Aufnahmeprüfung in Vechta zu Pfingsten 1906 nach Hause fahren wollte, erlebte ich eine bittere Enttäuschung. Ich kannte noch nicht das grausame Wort von der Ellenbogenfreiheit, daß man sich selber helfen müsse. Ziemlich rat- und hilflos stand ich mit meinem Weidenschließkorb am kleinen Vechtaer Bahnhof, der schon damals dem Verkehr nicht mehr gewachsen war. Ein älterer Vetter belehrte mich, wie man es macht, einen Reisekorb als Reisegepäck aufzugeben. Aber ich kam nicht an die Reihe, alle drängten sich vor und schubsten mich zur Seite. Als mein Gepäck nun endlich gewogen war und ich mit meinem Gepäckschein zum Zuge ging, setzte sich dieser gerade in Bewegung und fuhr mir vor der Nase davon. Da stand ich nun, konnte das Ungeheure nicht fassen und brach in Tränen aus. Ich war ja nicht so gewandt wie mein Vetter Schopen Louis, der einmal mit der langen Pfeife in der Hand hinter dem langsam anrollenden Zug herlief und sich rittlings auf den Puffer des letzten Wagens setzte. Als der Zug in Schneiderkrug rangierte, waren sie zu mehreren ausgestiegen, um sich „einen zu nehmen“. In seiner goldenen Unbekümmertheit hatte Willi das Abfahrtsignal nicht ernst genommen und mußte nun bis Langförden „reiten“, indem er dabei seinen holländischen Knaster schmauchte.

Wir Cloppenburg Pennäler, die in Vechta die „Hohe Schule“ besuchten, waren eine stattliche Anzahl von Jünglingen, der Stolz, die Hoffnung, aber auch manchmal der Kummer unserer schwergeprüften Eltern. Unsere Schar wurde wesentlich verstärkt durch die studiosi, die über Cloppenburg nach Hause fuhren, die Friesoyther, Essener, Lindener, Saterländer, alles in allem mehr als 20 Mann. Einst taten wir uns zu Pfingsten zusammen, bestellten den Bierverleger August Lange — man mußte eigentlich sagen Langen August — mit seinem Rollwagen nach Schneiderkrug, von wo er uns über Emstek nach Cloppenburg bringen

sollte. Unterwegs zwischen Bühren und Drantum war von einem Hinterrad der eiserne Reifen abgelaufen, wie August feststellte, als wir an einer Wirtschaft hielten, um unsern männlichen Durst zu stillen. Niemand hatte etwas bemerkt, nur Peter Klostermann aus Lindern hatte wohl einen Reifen über die Straße rollen sehen, sich aber nichts dabei gedacht. „D . . . d . . . d . . . du, du, du dumme D . . . d . . . dösel, w . . . w . . . warum hest du n . . . n . . . nix seggt . . .“ kollerte August, „s . . . s . . . son T . . . t . . . t . . . tu . . . tu . . . tunneband löpp doch nich ämfach so uppe Straoten rümme“. Die D . . . D . . . Dentale fielen ihm etwas schwer, besonders wenn er erregt war.

In Emstek bei Hinner's wurde ein zünftiger Kommers geschlagen, wir konnten ja den studentischen Comment, für 20 Pfennig bei Reclam zu kaufen. Das Präsidium führten die Oberprimaner, Josef Siemer (P. Laurentius), Willi Schopen und Hans Roter schneidig wie uralte Studenten. Wir sangen Kommerslieder und Volkslieder, auch das Lied von „Pastor sine Kouh“.

Hei, wie das schmetterte:

„Use Amtmann, gor nich eitel,
Kreeg van de Blaos'n Tabaksbeitel,
Un de Köster Schöttegest
Kreeg van'n Steert 'n Beddequast.“
Am übermütigsten aber klang:
„Säwen Wichter an den Pütt
Hau'den sik üm äinen Titt
Van Pastor sine Kouh.“

Daß es so etwas gab! Wie ich die „Großen“ bewunderte. Als sie vom Kommersfeiern genug hatten, gingen sie mit den lieblichen Töchtern im Garten zwischen den Bohnenstangen spazieren. — Zu Hause wurde ich ein wenig ungnädig empfangen und mein Bruder mir als Muster hingestellt. Der hatte es, von Heimweh und Heimkehrfreude gepackt, in Emstek nicht ausgehalten und war zu Fuß nach Hause gegangen, während ich erst mit den anderen um 9 Uhr abends ankam.

Wenn wir Vechtaer Pennäler in den Ferien zusammentrafen mit denen, die an anderen „Hohen Schulen“ studierten wie in Quakenbrück, Osnabrück, Lingen, Meppen, Papenburg und sogar Rheine, dann bildeten wir einen großen Haufen, der von unserm „Senior“ des Jahres 1906/07 Karl Bley, damals einziger Oberprimaner in Cloppenburg, zu einer Art Ferienverbindung zusammengeschlossen wurde. Von Karl Bley war schon



früher in diesen „Erinnerungen“ die Rede; er ist im Jahre 1932, im Alter von 45 Jahren allzufrüh als verdienter Frauenarzt in Bremen gestorben. Er gründete den CPMK. Hinter diesen geheimnisvollen Initialien verbarg sich der „Cloppenburg Pennäler-Ferien-Klub“, natürlich eine „verbotene“ Verbindung, aber der Himmel war hoch und der „Buddha“, unser Vechtaer Direktor, war weit. Im Laufe der Zeit bildeten sich in Nachahmung studentischer Korporationen gewisse feste Formen aus: Convente wurden abgehalten, auf Kneipen schwangen wir das Rapier, hielten zündende Reden, rieben donnernde Salamander und kannten und sangen unzählige Kommerslieder, die ich am Klavier begleiten mußte.

In jeden Ferien machten wir am ersten Tage eine Kneipe als Wiedersehensfest. Um 4 Uhr kamen wir mit dem Zuge an, um 5 Uhr war „Kommers“. Das Bier kauften wir faßweise, Liter 20 Pfennig, die „Füchse“ schenkten ein, jeder holte sich sein Glas selber ab. Um 8 Uhr waren wir meist wieder zu Hause. Später dichtete ein literaturbegabter Bursch, Georg Badde, sogar ein Bundeslied auf die Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter“. Und hei! das klang wie Ungewitter, wenn die jugendlichen Kehlen ihren Cantus ertönen ließen:

„Hoch die Gläser dem Begründer:
der vereint hat einst zum Bunde
Cloppenburgs Pennälerschar . . .“

Zuletzt hieß es dann: „Auf die Stühle, auf die Tische . . .“ und das wurde auch gemacht. Aber das war erst zu der Zeit, als ich schon „Alter Herr“ war, mit 18 Jahren, Student im 2. Semester. Damals dehnten sich die Kommerse schon etwas länger aus, und mein Bruder und ich kletterten spät abends durchs Küchenfenster, um ins Haus zu gelangen, denn die Mutter verweigerte uns den so sehr begehrten Hausschlüssel. Ich fand das damals längst nicht so vernünftig wie heute.

Wir spielten dieses kindliche Spiel mit großem Ernst und manch köstliche Erinnerung ist damit verbunden, mit den Wanderungen, mit den Waldfahrten, mit den sonnigen Nachmittagen bei Baddens Hütte in der Nähe der jetzigen Talsperre, mit Roters Hütte. Wir hatten eine Zeitlang sogar ein Bläserquartett mit dicker Trommel, das (nach unserer Ansicht) herrliche Leistungen vollbrachte. Von den Genossen froher Jugendstunden sind heute nur noch wenige am Leben. Viele raffte der erste Krieg dahin,

sie waren damals gerade in dem richtigen Alter für den Soldatentod; viele starben auch in den Nachkriegsjahren.

Im Jahre 1908 war die Eröffnung der Eisenbahnlinie Cloppenburg — Ocholt. Die Teilstrecke Cloppenburg — Friesoythe war schon früher fertig geworden, aber die Eröffnungsfeierlichkeiten lagen für uns ungünstig, sie fielen in die Schulzeit. Aber die Eröffnung der Reststrecke war von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog auf den 31. August in die Herbstferien verlegt worden, damit die Jungen des Großherzoglichen Gymnasiums auch etwas davon hätten.

Seit Wochen hatte die Münsterländische Tageszeitung schon davon berichtet. Eine festliche Sonderfahrt war angesetzt, für alle Mitreisenden kostenfrei. Eigentlich sollte der Zug nur von Friesoythe nach Ocholt und zurück fahren, aber der Cloppenburg Handelsverein erreichte es, daß der Sonderzug schon morgens um 9 Uhr ab Cloppenburg eingesetzt wurde. Der Fahrplan war schwierig zu gestalten, denn in jedem Orte mußte der Zug doch genügend Aufenthalt haben, damit man zu Ehren des Ortes, zur Feier des Tages und zur eigenen Freude auch dem „edlen Gerstensaft“, — statt des gewöhnlichen Wortes „Bier“ gebrauchte man damals gern diese poetische Metapher — genügend Zeit hatte zuzusprechen.

Wir waren mit unserer „Kapelle“ — Bläserquartett mit dicker Trommel, Dirigent Anton Fortmann, heute Pastor in Wildeshausen — die Instrumente blitzend im Sonnenschein, schon lange vor Abfahrt des Zuges am Bahnhof angetreten, mit uns die fröhlichen Kameraden und unsere „Damen“ mit vergnügt strahlenden Gesichtern, alle voll großer Unternehmungslust.

Es war nicht leicht in den zwanzig vollgepfropften Wagen der GOE Platz zu finden, aber wir schafften es und mit klingendem „Muß i denn“ ging es zum Städtlein hinaus.

In Friesoythe gab es von 10.00 Uhr bis 10.30 Uhr eine Pause für die erste feuchte Labung. Ramsloh war Frühschoppenstation, denn Landesabgeordneter und Gemeindevorsteher Griep aus Ramsloh hatte großes Verdienst um die Bahn. Alle Dörfer des Saterlandes, auch Elisabethfehn und Barbel waren festlich geschmückt. Fahnen flatterten, Böller krachten, Ehrenbögen und Guirlanden spannten sich über die Straßen, denn es war ein großer Tag für die Gemeinden:



Anschluß an den Weltverkehr, Erschließung der Riesenmoore, Blüte von Handel und Gewerbe würden die Folgen sein. Das kam auch in dem Festcarmen zum Ausdruck:

Hurra! Nun ruft: Hurra! Hurra!
Da haben wir sie endlich ja,
Die langersehnte Eisenbahn,
Die heut' zu laufen hier fing an.

Man sieht, daß sie nicht nur wirtschaftlich-politischen Nutzen hatte, die Eisenbahn, sondern auch schlummernde poetische Kräfte mit dem Rhythmus der Räder und dem Puffen des Schornsteins weckte und ins Ungeahnte steigerte. Allerdings wurde das schwungvolle Lied auf die etwas lyrisch-sentimentale Weise „Steh ich in finsterner Mitternacht“ gesungen. Aber diese Melodie war gut bekannt, denn das Lied von dem verliebten traurigen Soldaten auf Wacht um Mitternacht war äußerst populär, und darum konnten wir es auch ohne weiteres mit Trommelbegleitung spielen. Weniger schön war es, ja geradezu pietätlos, dem bis dahin ortsverbindenden Omnibus einen so schnöden Abschied zu geben mit den Versen:

Du alter Kasten hast nun Ruh'
Ich drück dir gern die Augen zu,
Ich wünsche dir kein Auferstehn,
Du magst vermodern und vergehn.

Das Festessen war in Elisabethfehn bei Holzenkämpfer, der Festkommers sollte in Barßel bei Niehaus sein. Wir hatten jedoch für das „Offizielle“ keine Einsadung und auch kein Geld, so machten wir es umgekehrt, fuhren erst nach Barßel, zogen im Gänsemarsch mit Musik und Damen durch den festlich geschmückten Ort, schmierten bei Niehaus die Kehlen, zogen unser in fettiges Zeitungspapier gewickeltes Festessen aus der Tasche und spazierten von dort nach Elisabethfehn, wo Josef Siemer uns „An den drei Brücken“ das Klavierzimmer reserviert hatte und wo wir nun unter dem Präsidium von Hans Roter einen Festkommers nach eigenem Stile schlugen mit „cerevisiam bibunt homines“ und „Salamander incipit“, mit viel „edlem Gerstensaft“ und fröhlichen Liedern: „Noch ist die blühende, goldene Zeit.“

Im Hauptsaal nebenan erklangen begeisterte Festreden und brausende Hochrufe auf den „alten Burlage“ und S. K. H., den Großherzog, hier pries der Vorsteher der „Gemeende Struckelje int Seelterlound“ die neue „Isenbaan“, hier brachte unser früherer Lehrer, Landwirtschaftslehrer Schulte, ein Hoch auf die Landwirtschaft aus. Am Spätnachmittag bestiegen wir wieder die neue Eisenbahn, die schon vor der Eröffnung durch viele „Extrazüge“ zum Friesoyther Schützenfest, zur Tierschau in Ramsloh, zum Kriegerfest in Bösel und zum Sängerefest in Altenoythe bewiesen hatte, daß sie große Überschüsse erzielen würde. Das „schnaubende Dampfroß“ zog uns wieder der Heimat zu.

Es war überhaupt eine Zeit großer Begebenheiten: Die Damenhüte nahmen den Umfang von Wagenrädern an, so daß ihre Trägerinnen nur noch mit schräggehaltenen Köpfchen durch die Tür gingen, auf der Straße spielten die Kinder das Spiel des Satans „Diabolo“, und die Frauenröcke wurden unten so eng, daß die Schaffner auf dem Cloppenburger Bahnhof modern gekleidete Frauen immer ins Coupé heben mußten, weil es ja noch keine Bahnsteige gab. Eine schöne Aufgabe, der die jungen Eisenbahner sich mit Kraft und Hingabe unterzogen.

Hermann Bitter

Bickbeernleed

*Sei sitt vergnôgt in't Bickbeernkruut
Blau is dat Kleed un blau de Snuut.
„Kumm, Deern! Giff mi en Seuten!“*

*Katrin kiek hoch! Katrin, de lacht:
„Och nee, Jan-Bernd, dat hes di dacht!
Ick mott doch Bickbeern seuken!“*

*„Seuk du man Bickbeern, blau un root,
Seuk se man in dien bunten Hoot!
Ick mag se leiwer äten!“*

*De Wind geiht liese as in Droom.
Een Bickbeernpott steiht ünnern Boom.
Twei hebbt de Welt vergäten! — — —*

Erika Täuber



Pferdeleistungsschau im Oldenburger Münsterland im Jahre 1959

In einem Jahresband des Heimatkalers für das Oldenburger Münsterland mag es im Zeitalter der fortschreitenden Technisierung und Motorisierung interessant sein, einmal festzuhalten und aufzuzeigen, was sich im Ablauf eines Jahres auf dem Gebiet des Pferdeleistungswesens ereignet hat.

Schon seit über 10 Jahren besteht hier für das Pferdesportwesen ein Verband, der sich auf beide Kreise erstreckt und als Doppelkreisverband Cloppenburg-Vechta alle pferdesportlichen Aufgaben wahrnimmt. Hierzu gehört die Ausbildung im Reiten und Fahren, das Voltigieren der Kinder am Pferd und die Abhaltung von Pferdeleistungsschauen.

Im Jahre 1959 wurden in Vechta, Damme, Garrel, Cloppenburg, Visbek und Essen Pferdeleistungsschauen abgehalten.

Zum ersten Male wurde in unserem Raum in Vechta eine Olympia-Vorbereitungs-Military von der Vereinigung für Pferdelei-

stungswesen im Kreis Vechta in Verbindung mit dem Deutschen Olympiade-Komitee für Reiterei durchgeführt*). Dieses Turnier, das auch als Auftakt der „Grünen Saison“ in der Bundesrepublik galt, hat in der deutschen Sportpresse einen großen Widerhall gefunden und dem Namen Vechta einen guten Klang gegeben.

Diese große Veranstaltung hatte alles nach Vechta gelockt, was im deutschen Turniersport Rang und Namen hat. So konnte es nicht ausbleiben, daß an den Haupttagen über 15 000 Besucher das Reiterwaldstadion in Vechta füllten.

Vier Tage stand Vechta im Zeichen der Reiterei und dürfte als Stadt des Pferdesportes weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekanntgeworden sein. Es darf noch erwähnt werden, daß an allen Tagen des Turniers das deutsche Fernsehen und der Rundfunk sich für diese einmalige Schau im hiesigen Raum interessierten.

*) Siehe besonderen Bericht auf S. 83 f. dieses Kalenders.



Turnier 1959 in Vechta: Die Dressur-Teilnehmer reiten aus

Aufn. Mauroschat



Flachrennen der Jugend in Damme

Aufn. Zurborg

Bei diesem Turnier in Vechta kam die Jugend und die ländliche Reiterei neben den „Großen“ dieses Sportes nicht zu kurz.

Im Landeswettkampf der Jüngsten bewarben sich die Kinder in den Voltigiergruppen um die Landesstandarte. In den Fahrprüfungen — Ein-, Zwei- und Vierspanner — waren die besten Vertreter des Gebietes zur Stelle. Und in den Mannschaftskämpfen wetteiferten die ländlichen Reiter im Springen, in der Dressur und im Gelände um Sieg und Schleife. Daneben wurden Galopp- und Trabrennen gezeigt und sogar ein Zweipferde-Flachrennen, bei dem der Reiter auf beiden Pferden steht.

Das im Süden der Stadt Vechta gelegene Gelände, welches erst im Jahre 1957 zu einem Reiterstadion ausgebaut wurde, bietet sich heute mitten im Wald als ein idealer Turnierplatz allen Besuchern dar. Dieser Platz hält allen Vergleichen mit den bekanntesten Pferdesportanlagen in der Bundesrepublik stand.

Im südlichen Teil des Kreises Vechta halten alljährlich die Vereine Damme, Holdorf und Neuenkirchen abwechselnd eine Pferdeleistungsschau ab, die sich nur an die Vertreter der ländlichen Reiterei wendet.

Diese drei Vereine haben sich in den letzten Jahren zwischen Damme und Holdorf in dem waldreichen Gelände der Dammer Berge eine gemeinsame Anlage geschaffen, die für die Abhaltung von Leistungsschauen außerordentlich gut geeignet ist. An diesem Turnier nehmen nicht nur die Reiter des Oldenburger Münsterlandes, sondern auch die Sportfreunde der Nachbarkreise teil.

Das Typische einer solchen ländlichen Pferdeleistungsschau ist immer der Wettkampf der Reiter in Mannschaften zu je 6 Reitern. Diese Reiter stellen dann auch die Teilnehmer für die anderen Prüfungen im Springen, Fahren, in den Galopp- und Trabrennen. Der Aufmarsch der Abteilungen zur Siegerehrung mit den Standarten ist der Höhepunkt einer solchen Schau. Im vergangenen Jahr waren in Damme über 20 Abteilungen am Start. Ein Beweis, wie tief verwurzelt der Reitsport heute bei unserer Jugend ist. Die Dammer Turniere finden immer eine große Resonanz beim Publikum.

In Garrel war im vergangenen Jahr eine Schau ausgeschrieben, welche sich nur an die Reiter aus dem früheren alten Amtsbezirk Friesoythe wandte. Außerdem waren

diesmal auch die Vereine von Höltinghausen und Emstek zugelassen.

Zum ersten Male nahmen die Reiter dort auch an einer Vielseitigkeitsprüfung teil, und noch vor wenigen Jahren hätte man es nicht ahnen können, daß so etwas dort möglich ist. Die Vereine des dortigen Bezirks haben ihre Leistungen in den letzten Jahren sehr steigern können, und in Garrel fand ein vorbildliches Turnier statt.

Der Reiterverein Visbek, der seit einigen Jahren sich in Engelmansbäke eine dauernde Anlage geschaffen hat, richtete ebenfalls ein Turnier auf rein ländlicher Basis aus. Hieran nahmen Vereine aus dem ganzen Oldenburger Land teil. Und vorwiegend werden in Visbek neben den üblichen Mannschafts- und Fahrprüfungen Rennen abgehalten, die immer einen guten Zuspruch finden.

Der Visbeker Verein ist der einzige ländliche Verein, dem alljährlich eine Leistungsprüfung genehmigt wird.

Seitens der ländlichen Reiter findet diese Veranstaltung bei dem bekannten Ausflugslokal „Engelmansbäke“ wegen des herrlichen Geländes großes Interesse.

Der Visbeker Verein ist einer der ältesten Vereine unseres Oldenburger Münsterlandes.

Der Südoldenburger Rennverein in Cloppenburg, der bereits zweimal ein Großturnier mit Spitzenreitern des Bundesgebietes durchführte, hatte im letzten Jahr eine Veranstaltung auf rein ländlicher Basis ausgeschrieben. Hier wurde der Wettkampf der ländlichen Reiter ausgetragen zur Erlangung der Doppelkreisstandarte, die seit über 10 Jahren an den Verein gegeben wird, der in einer Vielseitigkeitsprüfung siegt. Der Sieger in dieser Prüfung, an der nur Vereine aus dem Gebiet des Doppelkreisverbandes teilnehmen können, ist jeweils für ein Jahr Inhaber der Doppelkreisstandarte und als solcher „bester Verein“. Im vergangenen Jahr wurde der Reit- und Fahrverein Hausstette Sieger.

Infolge der vielen anderen Veranstaltungen am gleichen Tage hatte das Cloppenburgener Turnier nicht den erwarteten und verdienten Besuch.

In einem Abstand von zwei bis drei Jahren führt der Reiterverein Essen eine Veranstaltung durch. Im vorigen Jahr fand diese in Herbergen bei Essen statt.



Aufmarsch der Abteilungen in Engelmans Bäke: Vorn der Sieger, die Abteilung des Reit- und Fahrvereins Dinklage

Aufn. Zurborg

Alle noch so guten Absichten der Essener Pferdesportfreunde wurden zunichte gemacht durch die große Hitze und Trockenheit. Zeitweise war es nicht möglich, wegen der großen Staubwolken den Wettkämpfen zu folgen. Bei einer normalen Witterung dürfte der Turnierplatz eine geeignete Austragungsstätte sein. Die Essener Reiterfreunde hatten sich, das soll nicht unerwähnt bleiben, sehr viel Mühe gegeben was die Organisation und die Abhaltung der Veranstaltung betrifft.

Auch außerhalb unserer Heimat fanden unsere Reiter und Fahrer große Anerkennung und brachten viele Preise mit nach Hause. So waren im vergangenen Jahr Reiter und Fahrer aus dem Münsterland nicht nur in der näheren Umgebung, sondern auch bei großen Pferdesportveranstaltungen des Bundesgebietes vertreten, u. a. in Aachen, Hamburg, Lübecke, Oldendorf, Verden, Bad Salzuflen usw. Allen voran der Vorsitzende des Doppelkreisverbandes, Ludwig Kathmann, aus Holtrup, der bereits sechsmal deutscher Meister in den Fahrwettbewerben des Bundesgebietes wurde. Als weiterer Süddoldenburger Fahrer nahm Bernard Duen aus Altenoythe an den großen Turnieren in der Bundesrepublik teil und war sehr erfolgreich.

In den Springwettbewerben hat sich unser bekannter heimischer Reiter Alwin Schockemöhle aus Mühlen mit eigenen Pferden auf fast allen größeren Turnieren hervorragend bewährt.

Eine besondere Freude bereitete uns die Jugend. Konnte doch die Abteilung von Hausstette im Vorjahr die Landesstandarte des Oldenburger Zuchtgebietes gewinnen.

Wohl der schönste Erfolg unserer Reiter war im vergangenen Jahr die Erringung der Bundesstandarte. Die Bundesstandarte wird alle vier Jahre anlässlich der Ausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft ausgeritten, und zwar haben die einzelnen Pferdezüchtgebiete hier die Möglichkeit, mit einer Abteilung teilzunehmen. Zum zweiten Male konnte Oldenburg als Pferdezüchtgebiet diese Standarte gewinnen. Beteiligt waren an dieser Prüfung diesmal Reiter aus allen deutschen Zuchtgebieten.

In der Oldenburger Mannschaft waren zum größten Teil Reiter und Pferde aus dem Münsterland.

Am Tag des Pferdes wurde zum ersten Mal auf dem schönen Vechtaer Turnierplatz die Kreismeisterschaft des Kreises Vechta ausgetragen, und zwar in der Dressur, im Einzel- und im Gruppenspringen der Vereine. In der Dressur wurden zwei Kreismeister ermittelt: Helga Kathmann-Holtrup und Otto Hörstmann-Schwege. Springmeister des Kreises Vechta wurde H. Preus-Neuenkirchen und Sieger im Gruppenspringen der Vereine des Kreises der Reit- und Fahrverein Hausstette.

Wenn man alle diese Erfolge, die im vergangenen Jahr erzielt worden sind, berücksichtigt, so kann man feststellen, wie groß das Können und die Leistungen unserer heimischen Reiter und Fahrer sind. Sowohl die Abhaltung und Durchführung der ländlichen Schauen und des Vechtaer Großturniers als auch die Erfolge unserer Reiter und Fahrer aus Süddoldenburg machen unser Gebiet zu einer Hochburg des Pferdesports.

Aloys Meyer

Jann waohnde bi sin Mauder und kem in dat hieraotsfähige Öller. Sin Mauder sä faoken tou üm: „Jann, Du moss di verhierao-ten!“

„Ooh!“ segg Jann, „dat heff noch Tied!“

Ein ännermaol sä de Mauder: „Ick wiere nu uck all olt, un wie kunnen woll gaud en jung Fraumenske int Hus bruken.“

„Du kanns woll wat seggen“, segg Jann, „Du hest fröher usen Vaoder hieraotet, un ick schall en wildfrömd Menschke nähmen.“

Aower de Mauder sögede 'ne Frau för üm ut un Jann hieraode.

Enes Daoges begägnede üm sin Fründ Hinnerk un fraog üm: „Wo geiht di dat mit dine junge Frau?“

„Och“, segg Jann, „iräuer, aß min Mauder noch läwede, do gunk dat noch. Man nu bünn ick dor mit dat wildfrömde Menschke alläine!“

Maria Schneider

Törfkääökeln

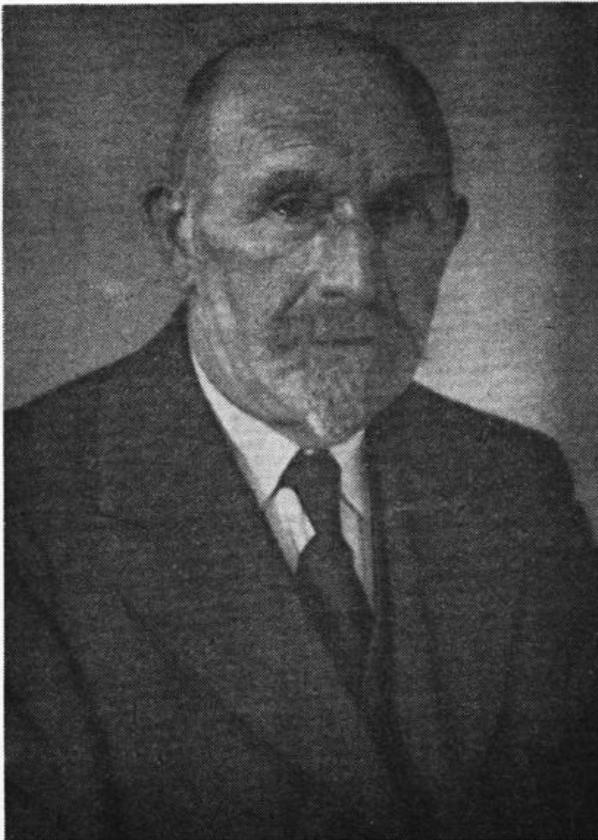
I.

„Hitzefrei!“

Langsaom was dat Thermometer äöwer 25 Grad klattert. Dei Köppe fungen so sinnig an tau dampen, un dat dö nicht alleine dei Dütskunnerricht. Use selige Schaulmester Klostermann in Nattlohne schickde us up'n Patt nao Hus. Wi deidelden plattkebarwt dör dei Heide, nich tau drocke, wi harn Tied. Dei Bühlsand brennde aorig tüsken dei Tehnen.

„Iß dei Schaule all ute?“ frögen dei Lüe, un wi kreieden ganz verwänt: „Hitzefrei!“ Use Mamme freiede sick, as ick noch vörn Middag anköm, nu kunn ick dat Äten nao-bringen in't Mauer; dor in't Mauer giff dat kien hitzefrei. Man drocke wat äten. Dei Düppen un dei Kaffeepullen stünnen all farig, un so schwenkelde ick mit dei Dracht naot Mauer henup. Dei Lüe in dei Törfpänne wassen noch an't Stäken un nich tiedspräöks, un wecke haren sick uck all ünner bei Büske of achter dei Mauerhütten vertrocken.

Use haren mi all van wieten seihnen un määken't sick achter dei Hütten kamaudig. Still was dat in'n Mauer, dei Sünne brennde barbarsk, un dei Luft was so flimmerig un



Opa Wendeln

vull van Dunst, dat man noch in'n Schatten hechbalgen möß. Un dann wüdd äten un sick up 'ne Stunde up't Ohr leggt.

Gägen Uhr of drei lang köm use Pandoaber van rechter Siete, dei lange Hinnik, bi us vörbi; hei har dei Kaffeepullen in dei Hand un wull Waoter seuken. „Ick heff Hals un Tungen dröge un kann den Preumken nich eis mehr natt kriegen.“ — „Hinnik, gaoh nich bi dat brackige Mauerwaoter, dat kann di den Dot daunen. Du kanns von us Kaffel afkriegen, un dann schall dei Junge nao Hus lopen, dau üm diene Pullen man mit!“

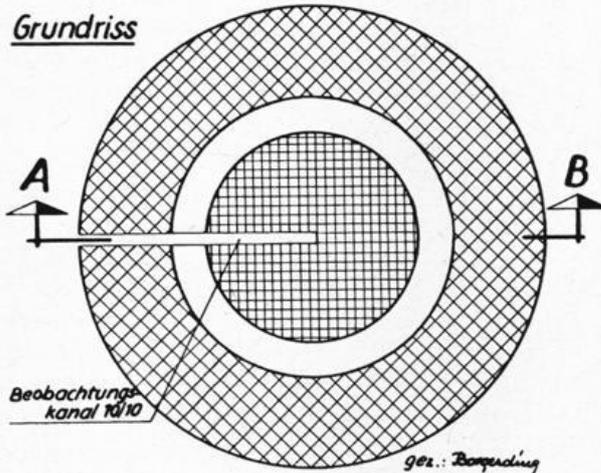
Drei Kaffeepullen wüdden an'n Stock bunnen un aower den Puckel schlaonen; in dei ännern Hand Hinnik siene grote Ateldüppen, un so günk't nao Hus henup. Use Mamme har all vörsorgt, un so was ick noch tau dei Vespertied wedder dor. Dei Naobers kömen un hüllen äre Püllen un blewen bi us in'n Schatten sitten. Dat gew 'nen lustigen Praot bi'n frischen Kaffel un bi Schinkenbotters. Ick lusterde niepen tau.

Hinnik, dei sick in sien Pand väle mit Noe siene Beinknaoken — dor mende hei dei Keinstubben mit — afkwälen möß, füng an: „Wat iß hir in't Mauer woll all vör sick gaohnen, dat sünd all bewägte Tien wäsen.“ Anton — hei was vör Jaohren as Faohrensmann ein paormaal üm dei Welt tau schip-pert — stürde wieder: „Ick har woll eis dei Römer hier speuken seihnen wullt, as sei dei verflicksden Bolen äöwert Mauer läen.“ — „Jao, jao, dat Mauer heff väle Nücken un Tücken un maokt us dei Aorbeit schwaor. Man dat heff uck väle Gaues. Wi hebbt sichern Brand, käönt noch eis'n Grösken bitau verdeinen un kriegt Baukweitenland.“ Un äöwer den Baukweitenjanhinnerk sprüng dei Schnackerei wedder in dei Mauerkulen trügge up dei Mauerschichten un blew bi den schwatten of Klinkertörf. Äöwer den Klinker hörde ick wat Neies. „Jao, den Klinker hebbt freuer dei Schmälüe kääkelt un as Schmääköle bruket, un as dat Mauer updeilt wedde, hebbt dei Schmälüe dor äre Pände krägen, wor sei den Törf haren, den sei kääkeln kunn-nen.“

Ick was daomaols noch ein Buckholster van Jung un mügg nich fraogen. Man vergä-ten heff ick dat nich, un as ick läötheren sülvst in'e Mauerkulen stünd, fünnen wi af un tau uck maol Asken un Kaolreste, un dann günk dei Schnack: „Dor hebbt dei Schmälüe kääkelt.“ Man, mer wedde ick nich gewaor.

II.

As wi vör twei Winter eismaol bi'n Borgerding achtern warmen Aomt seeten un van olle Tien schnackeden, sneet ick dei Törfkääleleie an. Do mende dei olle B., hei wull doch eis sienen Schwaoger, den Schmid Theodor Wendeln in vörn Fauerde bi Garrel,



maol fraogen, dei was dei 90 all äöwer un mügg dat woll wäten. Nao'n korte Tied har ick Naoricht, un dei ludde gaut. Opa Wendeln har as jung Junge noch kääkelt.

Ick heff mi nich lange bedacht un heff mi up dei Lophaosen nao Garrel maakt. So nao 90 Jaor litt dat nich vüle mehr.

As ick in Garrel anköm, was „Schauster Schmitt“, so hedde Opa Wendeln dor, up'n Gang nao'n Eske un schnackde hier un dor noch eis 'ne Sette mit dei Naobers. Ick günk üm intaumeute und wedde all graode mit üm bekannt. Hei wisede mi eierst dei Werkstää, vertellde van dit un dat un van siene Läbensaorbeit. As wi bi den elektrischen Schweißapparaot stünnen, mende hei, dat günk van daoge doch vüle bäter un kamaudiger as freuher.

Mitdeiwiele har Wendeln Oma den Kaffe upsettet un nörigde us herin. As wi farig wassen, sä Opa Wendeln: „Papur un Bleistift her, ick will üm dat Törfkääkeln äben verklaoren.“

Un nu laot ick Opa Wendeln vertellen.

„Ick wull Schmid wern un köm nao dei Schaultied bi Neiburs Jann (Johann Beckmann) in Bääsel in dei Leere. Soväle Iserwark as vandaoge haren domaols dei Lüe noch nich; sei brukeden vüle hölpn Tüg, uck noch Waogens mit hölpn Assen. Aower van dat Eggetüg hebbt wi vüle maakt, dor har'n dei Schmälüe Vernüll van, wenn dor uck

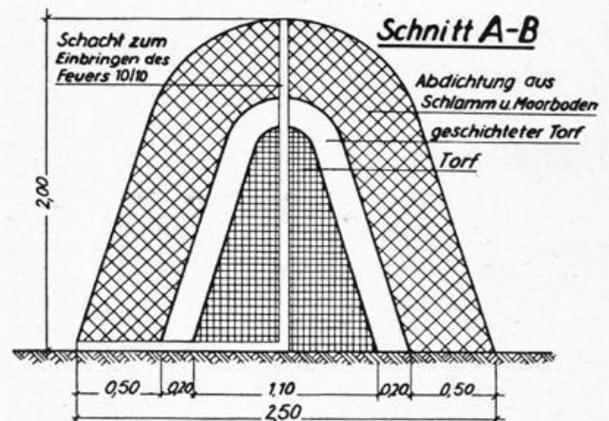
mangers 'nen bäten Aowergloben bi was. — Du riskeß di so, du kenns woll kien Eggetüg, wat? Dat iß ale dat Geschirr, wor vör 'ne scharpe Kante iß, so aß bi dei Seißen, bi'n Törfspaont un an Schäufeln, an Brot- un Schlächtermesser, an Äksen un Bielen un an't Holskemaokerreskup, ampat an dat Rürrelmest. Dei Egge mott scharp wäsen un Schnä hollen, dann brukt dei Lüe äre Ribben nich tau wetten. Dat Eggemaoken wull leert wern. Dat Für draff nich tau heit wäsen, dann verbrennt dei Naot un breck ut, un wenn't FÜR nich heit genauß iß, kump dor kien Schnä an. Am besten geiht dat mit Törfkääle, dei gäwt ein mildet un rein FÜR. Mit den Klinkertörf alleine geiht dat nich, dor sitt tauvüle Eisches un Frömmeres inne, uck vüle Schwäfel, un dat mott dor utgleiht wern. Je reiner dei Kääle, desto bäter lett sick dat Eggetüg maoken.“

„Dann heff dei Schnack van dei Lüe doch woll wat för sick, wenn sei segget: Bi 'ne schlechte Snäe heff dei Schmid Näsdrüppel falen laoten“, schmet ick dortüsken.

„Näsdrüppel hen, Näsdrüppel her, bi 'ne reine Näs giff dat kienen Näsdrüppel“, mende Opa Wendeln un schmet mi 'nen schrägen Blick tau.

„Dann mössen gi woll vüle Törf graoben int Freujaohr“, eskede ick wieder, „nu wovüle Feuer wassen tau ein Feuer Kääle nödig?“

Torfmeiler M.1:25



„Jao, so 4 bet 5 Feuervull, dat gew noch man ein Feuer Kääle.“

„Un wolange durde dat Kääkeln?“

„So einmit'änner 4 Wäken.“

Unnerdeiwiele war Opa Wendeln so'n Kääkelhop upteiket, un hei verklaorde mi nu dei Aorbeit.

„Den Kääkelhop setteden wi up'n natten Unnergrund, dat Mauer schull nich inbren-

nen. Tauerst möken wi dat Kieklock. Dat günk van dei Westsiete van den Hop bet in dei Midde. Wi nömen kantigen Klinkertörf dortau. In dei Midde har dat Kieklock Verbindung mit den Schacht of den Schostein. Den Schacht setteden wi schichtwiese up, uck wedder ut kantigen Törf, un packeden rundümtau den ännern Törf. Dat köm dor nich up an, dat hei fein up'nänner tau liggen köm; wat Luft kunn dor ruhig tüsken bliewen, man dei бүterste Hopschicht möß wedder uppackt wern, van unnen bet baoben hen. Dei Hop verjüngde sick nao baoben tau. Was dei Hop grot genau, kreeg hei rundherümme van natte Mauerbunken einen Mantel, un dei Ritzen schmerden wi mit Mauerschlamm tau. Dei Mantel wedde woll 'nen halben Meter dick. Was dei Hop nu farig, schmeten wi van baoben dör den Schacht Fүer nao unnen. Dör dat Kieklock kunnen wi seihnen, of't richtig anbrennde. Stimme dei Kraom, wedden beide Löcker, dei van'n Schacht un dei van't Kieklock, mit dicke Bunken taupackt. So kunn dei Hoop nich utbrennen, dei Törf schmälde so sinnig wieder.

Jeden Morgen, of an'n Vamdag, so as dei Aorbeit dat taulöt, möß ick henut in't Mauer un taukieken. Meistens was dei Hop 'nen bäten tausamesackt un har Böste krägen. Dei müssen dann mit Mauerdreck wedder tausameschmert wern, süß kregen wi 'nen Hopfen Asken un kiene Käöle. Was dat Fүer

utschwält un kolt word'n, deckden wi vör-sichtig den Mantel af un söchden ut dei Asken dei Schmäkäöle herut."

Up miene Fraoge, üm wecker Tied dei Schmälüe noch käökelt haren, sä Opa Wendeln: „1884 bin ick ut dei Leere kaomen, un utgangs van dei Leertied wedde dat Käökeln all weniger. In miene Gesellenjaohre heff ick noch woll hört, dat dei Schmälüe in dei Mauergägend Törfkäöle brukeden. Uck dat wedde weniger un hörde tauleßte up. Dei Industrie wiesede un günk ännere Wäge, un wi seegen tau, dat wi mit kömen. Du heßt an use Schmäe ja uck woll seihnen."

Un dann stünd hei up, gew mi dei Hand un sä: „Freit mi, Cleimens, dat du mi besöcht heß un dat du för sücke olle Saoken noch Interesse heß. Greut Lohne van mi!"

As ick üm noch frög: „Draff ick uck dat, wat du mi vertellt heß, in usen „Heimatkalendar" schriewen, sä hei: „Dau dat, dat schull mi freien."

+

An'n 25. April 1959 iß Opa Wendeln storben. Hei was 94 Jaore olt, har ein langet Läben achter sick un väle beläwt, aower uck sienen Mann staonen. Hei was van'n richtigen Mönsterländer Schlag. Wi willt üm as einen van dei leßten, wenn nich den leßten Törfkäöler för siene Utkunft danken.

Clemens Tombrägel

DIE FUCHSJAGD

von A. Brüggemann

*Ich weiß einen Pastor im Münsterland,
Vom deftigen heimischen Bauernschlag.
Als „Jägerpastor“ ist weit er bekannt,
Und, was ich von ihm hier zu melden vermag,
Klingt längst schon wie eine erdichtete Mär.
Doch ist es ganz wahr, wohl auf Jäger Ehr!*

*Gekommen war wieder die Fastenzeit —
Der Pastor in Seeleneifrigkeit,
Der hatte den frommen Pater bestellt,
Damit er die „Einkehrwoche“ ihm hält.
Auch sollte er seinem Gemeindewesen,
Sehr kräftiglich die Leviten lesen.*

*Das tat er dann auch auf derbe Art,
Der Kapuziner mit rötlichem Bart . . .
Doch lang ist der Tag; der Pastor sinnt,*

*Was sonst noch er mit dem Pater beginnt.
Denn immer nur beten in Kirche und Garten,
Wird selbst nicht der Herrgott vom Pater
erwarten.*

*Wir wollen es nehmen, wie immer es sei;
Ein wenig Berechnung war sicher dabei,
Als unser Pastor lud den Gast sich zur Jagd.
Der ging auch gern mit ihm ganz ohne
Bedacht.*

*So zogen zu dritt sie von Hause fort:
Der Pastor, der Pater und auch der „Lord“.*

*Der „Lord“ war ein Jagdhund, ein gar zu
frecher,*

*Und manchmal sogar schon ein kleiner
Verbrecher.*

Die Dreie spazierten, nichts Böses im Sinn,
Friedfertig im endlosen Moore dahin . . .
Pst Pst! — Davorne blitzt rotes auf!
Schon funkte der Pastor aus jedem Lauf.

Das ist ja ein Fuchs! Und ob ihr es glaubt,
Viel Hühner hat er dem Pastor geraubt.
Nun waren ihm Hören und Sehen vergangen,
Der „Lord“ konnte mühelos fast ihn fangen,
Doch kriegte er nur seine Rute ins Maul.
Das Füchlein ging ab wie ein rasender Gaul.

Erregt stand der Pater, erregt der Pastor.
Es war eine Hetzjagd wie niemals zuvor,
Dann ging sie ganz plötzlich dem Pater zu,
Der eifrige Mönch reagierte im Nu,
Und stürmte der Meute mit Mut entgegen . . .
Das Jagdfieber machte den Frommen
verwegen!

Das Füchlein indessen, dem Tode nah,
Im Torfkühenloche die Rettung sah.
Es sauste hinein und mit ihm der „Lord“,
Im gleichen Verzug war der Pater dort.
Er griff nach dem Hund noch im letzten
Moment —
Weh dem! der die Tücke des Moores nicht
kennt!

Der Boden gab nach, es mußte wohl sein:
Der Pater sank tief in das Moorloch hinein,
Man sah nur ganz kurz noch sein Ordenskleid,
Zum Beten, da blieb ihm nun nicht mehr die
Zeit —
So endete schrecklich die tolle Fahrt,
Vom Füchlein, vom „Lord“ und vom Pater
mit Bart.

Der „Jägerpastor“, der schon seitwärts strich,
Nun traurig zum düsteren Wasserloch schlich,
Und sah dort drei Blasen nach oben steigen,
Sonst gab es ringum nur noch — trauriges
Schweigen.
Ein lähmendes Grauen erfaßte ihn schier . . .
Doch halt mal! Was regt sich? Was regt sich
denn hier?

Da schwimmt ja ein Bündel von rötlichem
Haar!

Das ist wohl die Rute des Fuchses fürwahr!
Mit geistlicher Vorsicht und einiger List
Greift manhaft er hin, wo das Haarbündel
ist.

Er packt es dann kräftig nach Jägerart,
Und zieht so heraus seinen Pater — am Bart
Obwohl der schon halb sich im Himmel
befand,
Hielt tapfer er weiter den „Lord“ an der
Hand.

Der aber ließ wieder das Füchlein nicht los,
Weil er mit den Zähnen die Rute umschloß.
So kamen sie alle auf festen Grund:
Der Pater, das Füchlein und auch der Hund.

Das Wild hatte längst schon beendet sein
Leben,
Die anderen lebten, obwohl nur noch eben —
Sie waren von unten bis oben bekleckt,
Mit kohlschwarzem Modder, der gar nicht
gut schmeckt.

Es zogen vom schrecklichen Platze dann fort:
Der Pastor, der Pater und auch der „Lord“.

Sie kamen betrübt von dem Jagen nach
Haus,

Die Abendandacht fiel dieses Mal aus.
Der Pastor ließ wärmenden Rotsphohn
geben . . .

Daß Jagd ihm genug sei im ganzen Leben,
Das schwor sich der Pater, der Fluchen nicht
durfte,

Als fröstelnd er in die Pantoffeln schlurfte.

Und mit diesem Schwure zur Ruhe er ging,
Jedoch gar zu bald ihn ein Traumbild
umfing.

Auf einmal — es war wohl um Mitternacht —
Ist schweißtriefend er aus dem Traume
erwacht:

Er war mit dem Fuchs und dem „Lord“ an
der Hand,

Noch einmal ins Moorloch hinein gerannt.

Die Mühle im Freilichtmuseum

Wenn der Mensch unserer Tage von einer Mühle hört, denkt er unwillkürlich an eine Wind- oder Wassermühle. Daß es daneben viele andere Mühlen gab, größere und kleinere, auch solche kleinsten Formates, dessen sind sich die Menschen kaum bewußt. Noch weniger wissen sie, daß diese sogenannten Mühlen prinzipiell nichts anderes darstellen als die Maschinen unserer Tage. So haben wir in den Mühlen der alten Zeit die Anfänge der Technik von heute zu erblicken. Deswegen verdienen die Mühlen heute noch unsere stärkste Beachtung, und wir müssen im Freilichtmuseum darauf bedacht sein, diese unseren Mitmenschen vor Augen zu führen. Aber wie kann das am zweckmäßigsten geschehen?

Bleiben wir zunächst bei den Großmühlen! Die erste Großmühle, die im Museumsdorf Cloppenburg, dem zur Zeit größten Freilichtmuseum Deutschlands, neu erstellt wurde, war eine Windmühle, und zwar eine sogenannte Turmwindmühle, genauer gesagt: Achtkantwindmühle, oder „Holländermühle“, wie man sie auch genannt hat im Gegensatz zur deutschen Mühle, d. i. der Bockwindmühle.

Die Windmühle des Museumsdorfes, die Bokeler Mühle, wie sie nach ihrem Herkunftsort Bokel genannt wird, zeigt nicht nur das äußere landschaftlich schöne Bild einer solchen Mühle, sondern im Innern auch das ganze alte Getriebe. Da fehlt nichts von dem gesamten mächtigen Räderwerk, nichts von all den sonstigen Einrichtungen, die zu einer solchen Mühle gehören. Da ist just alles vorhanden, und zwar genau so, wie es ehemals war.

Wir sehen die verschiedenen Böden übereinander, die Achse mit den vier Flügeln, mit Kammsrad und Bremse, die Königsspindel mit dem Bunkler, die Bremsvorrichtung, die Steinhebevorrichtung, die Sackstühle mit den dazugehörigen Mehlpeifen, die Beutelkiste mit ihrem Antrieb, die Sackwinde und die Ausrückvorrichtung, den Steinkran und nicht zu vergessen: Die einzelnen Mahlgänge mit ihren schweren Mahlsteinen, die Steinbüten mit ihrem Rumpfzeug, das komplizierte ganz aus Holz gefertigte Getriebe, das Stirnrad mit den

beiden Spindelrädern sowie die Gleiträder für die Sackwinde.^{1) 2)}

Mit dieser alten Mühleneinrichtung allein ist es jedoch nicht getan. Das Innere der Mühle muß auch besichtigt werden können. Eine größere Anzahl von Besuchern muß in der Mühle hochsteigen können, über alle Böden hinweg bis in die Kappe hinein. Dafür müssen die Treppen breit genug und so bequem hergerichtet sein, daß beim Besteigen der Mühle jede Gefahr für die Besucher ausgeschlossen ist. Den Menschen, die das Museum besuchen, muß mit anderen Worten die Möglichkeit gegeben werden, unter entsprechender Führung die Mühle von oben bis unten förmlich zu erleben.

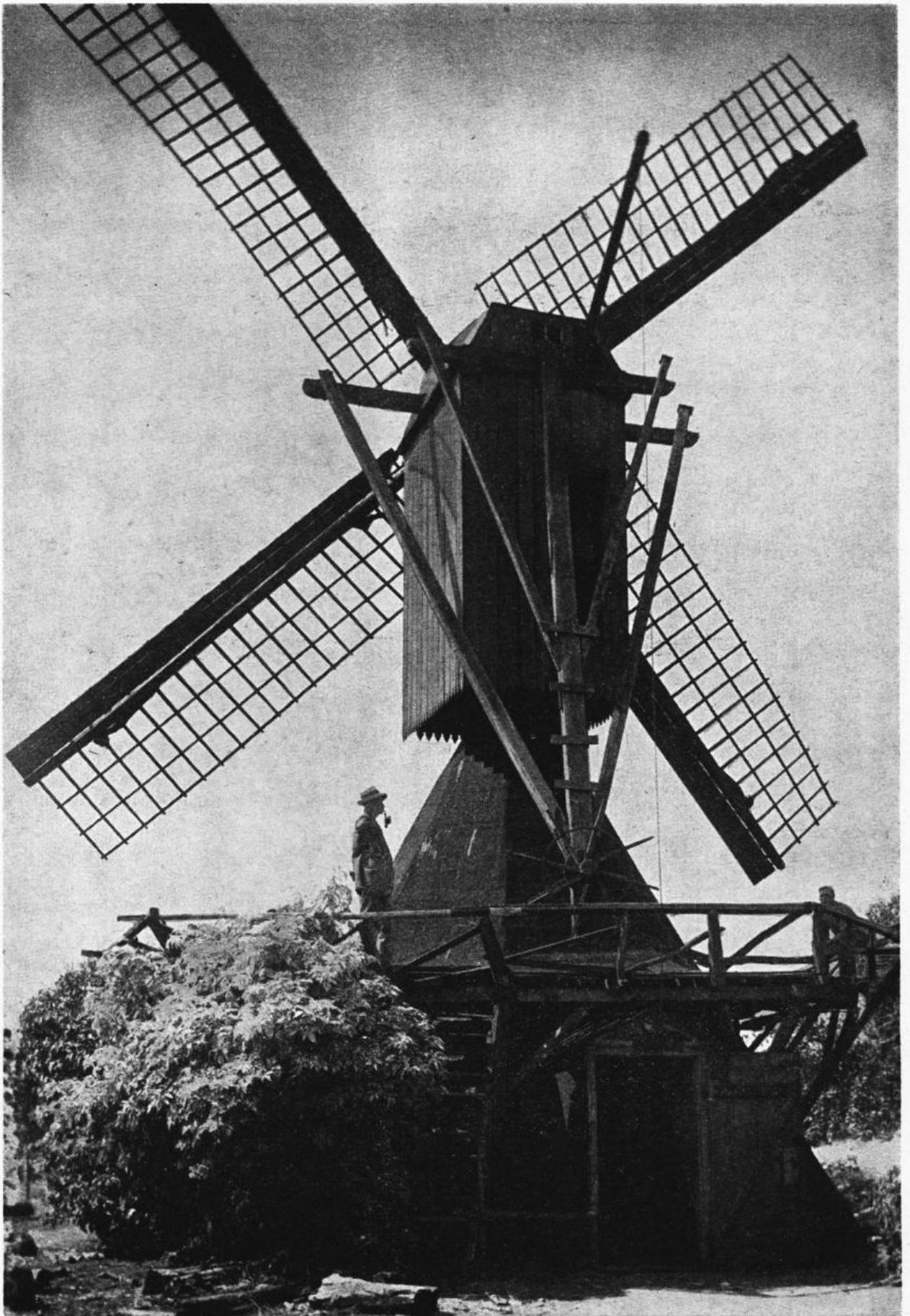
Wer einmal eine solche Führung mitgemacht hat, spürt augenblicklich, daß das für die Besucher das größte Erlebnis ist. Viele, die so die Mühle im Museumsdorf erlebten, haben hinterher bekannt, daß sie bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sahen, wie eine Windmühle im Innern ehemals eingerichtet war. Sicher ist es wertvoll, das schöne äußere Bild einer Mühle zu zeigen, ungleich wichtiger aber, den Museumsbesucher die gesamte Einrichtung einer solchen Mühle erleben zu lassen.

Alle Besucher sind jedesmal erstaunt zu sehen, wie genial die „Maschinen“ vor Hunderten von Jahren schon durchdacht waren, wie viele Generationen an einem solchen „Wunderwerk“ gearbeitet haben.

1) Über „Die Bokeler Mühle im Museumsdorf zu Cloppenburg“, ihre Geschichte, ihr Gefüge und ihre Einrichtung, ihren Abbruch und ihren Wiederaufbau behandelt ausführlich der Verfasser dieser Zeilen im Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Landesgeschichte und Altertumskunde, und zwar im 44. und 45. Band (Doppelband) (1940/41) S. 125 ff. Dieser Aufsatz, der mit vielen Bildern und Zeichnungen ausgestattet wurde, ist als Sonderdruck erschienen und kann zum Preise von 2,50 DM auch heute noch unmittelbar durch das Museumsdorf in Cloppenburg bezogen werden.

2) Ein Modell der Bokeler Mühle steht im Deutschen Museum in München.





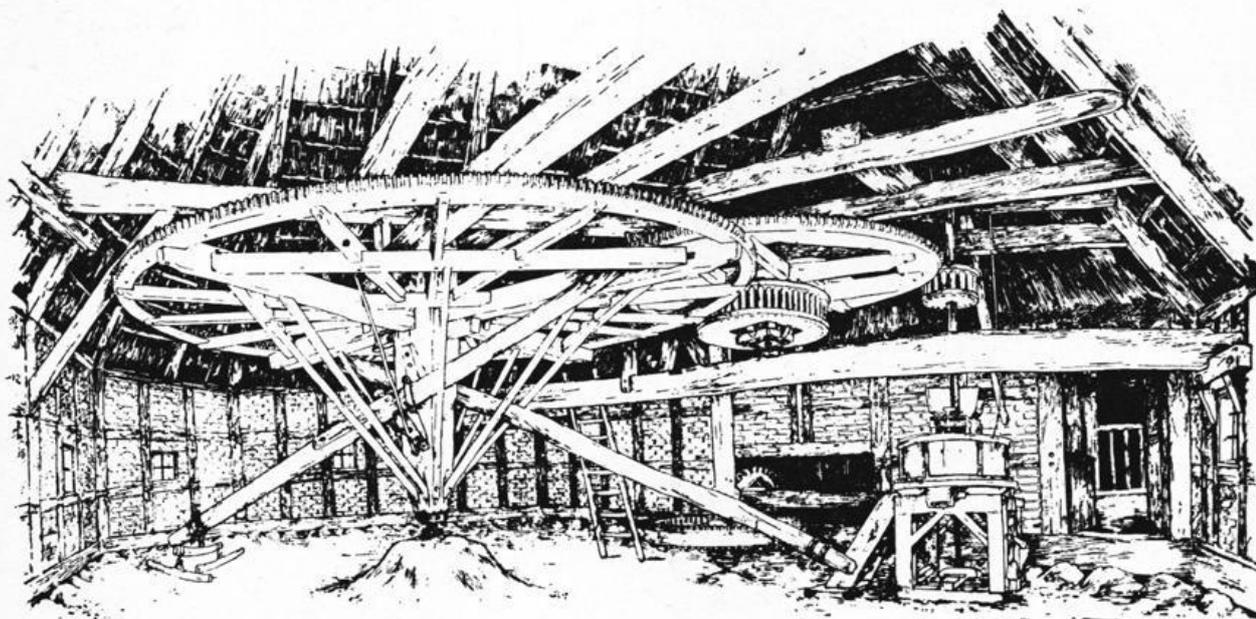
Die Bockmühle aus Altenoythe, die demnächst im Museumsdorf neu erstellt werden soll

Sie fühlen sich urplötzlich in die Anfänge der Technik zurückversetzt. Selbst Techniker unserer Tage machen plötzlich Entdeckungen. Sie sehen hier Probleme, über die sie vielleicht jahrelang erfolglos nachgedacht, auf einfachste Weise gelöst, stehen plötzlich Lösungen gegenüber, auf die sie, weil sie viel zu kompliziert denken, trotz angestrengtem Nachsinnen nicht gekommen waren.

Wenn dann im Museum außer der Holländermühle auch die alte deutsche

beiderseitigem und einseitigem Antrieb. Hier sind zu nennen die höchst verschieden gestalteten Grützmühlen, die Brakemühlen, die Bokemühlen, die Senfmühlen, die Staubmühlen, u. a., sowie die noch kleineren Wurstmühlen, die Kohl- und Bohnenschneidemaschinen (die „Kabus- u. Schnippelmäöhlen“), daneben wiederum die Schwingmaschinen (Flitschemäöhlen), schließlich die Kaffee- und Pfeffermühlen usw. usw.

Im Verein mit den Großmühlen vermitteln diese mittelgroßen, kleineren und



Die Roßmühle aus Altenoythe, die im Dreschhaus des Hoffmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg untergebracht wurde

Bockmühle wieder errichtet wurde, erkennen die Museumsbesucher plötzlich eine Entwicklung, von der sie bis dahin vielleicht nie etwas gehört hatten. Wenn sich dann noch weitere Großmühlen anschließen, vor allem die Wassermühle, vielleicht sogar eine kombinierte Wind-Wasser-Mühle oder eine Ölmühle, oder aber eine von Pferden gezogene Mühle, die Pferdewühle, das Roßwerk, wie die Alten sich ausdrückten, dann ist das Erleben noch größer.

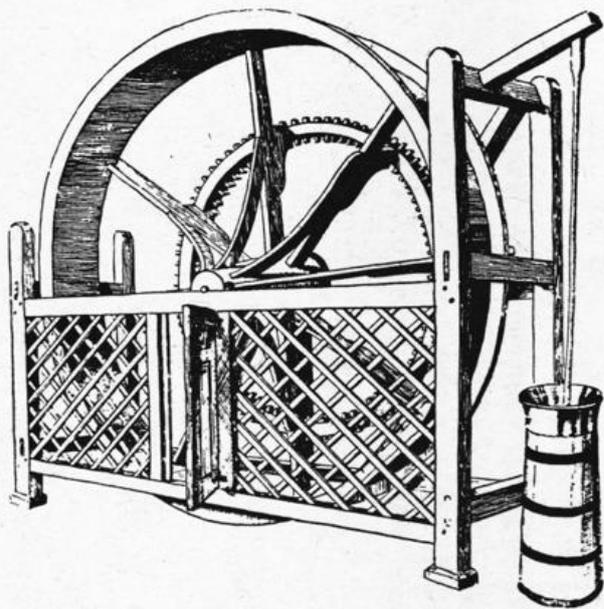
Es gab ehemals aber nicht nur diese Großmühlen. Es gab auch mittelgroße, kleinere und Kleinstmühlen verschiedenster Art. Zu den mittelgroßen gehört die Hundemühle bzw. das Hunderad, in dem ein Hund lief, um die danebenstehende Butterkarne in Bewegung zu setzen. Ferner gab es unzählige Mühlen, kleineren und kleinsten Formates, die von Menschenhand in Bewegung gesetzt wurden, Mühlen mit

kleinsten Mühlen ein höchst eindrucksvolles Gesamtbild der Technik vergangener Jahrhunderte. Sie führen gleichzeitig zum besseren Verständnis der Technik unserer Tage. Man erkennt auch hier deutlich eine Entwicklung.

Man sieht, wie ursprünglich alle Mühlen aus Holz hergestellt waren, und wie langsam hier und da ein eiserner Bestandteil dazukam, bis das Eisen mehr und mehr in den Vordergrund trat und das Holz schließlich fast gänzlich verschwand. Es ist wichtig, daß die Menschen darauf gestoßen werden. So verstehen sie ihre Umwelt und sich selbst besser als zuvor. Sie werden schließlich hierdurch und durch andere Dinge, die sie vielleicht zum ersten Mal mit offenen Augen und offenen Sinnen schauen und erleben, instandgesetzt, auch die modernen und modernsten Dinge, die sie heute umgeben, besser zu verstehen.. Ja, die dafür

in Frage kommen, können die geschauten Dinge für die Gegenwart und Zukunft sinnvoll weiter entwickeln.

Die Mühlensammlung des Cloppenburgers Museumsdorfes ist bereits so groß geworden, daß wir die Besucher oftmals nur an die M ü h l e n heranzuführen, um sie sich so intensiver damit beschäftigen zu lassen. Man merkt am Ende der Führung förmlich, wie groß das Erleben war und wie dankbar die Besucher dafür sind. Auch sonst ist das Cloppenburg-



Eine Hundemühle mit Butterkarre, die heute im Haakenhof des Museumsdorfes steht

ger Freilichtmuseum schon so groß, daß es zwar wohl möglich ist, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Gesamtüberblick zu geben, daß es aber viel lohnender ist, immer wieder Sonderführungen zu veranstalten. Eine dieser Sonderführungen ist der Gang zu den Mühlen.

Ein anderes Mal führen wir die Besucher nur durch die Häuser und machen sie dabei vertraut mit der vieltausendjährigen Geschichte vor allem des Bauernhauses. Wieder ein anderes Mal veranstalten wir eine Führung nur durch die große Bauernmöbelsammlung oder stellen bei einer solchen Führung den Museumsbesuchern die gesamte alte Wohnkultur vor Augen, indem wir nicht nur auf die bäuerliche Kultur, sondern auch auf die städtische und höfische Wohnkultur die Aufmerksamkeit der Besucher lenken. Oder wir führen den Besuchern nur die vielen, vielen Zeugen vor- und frühgeschichtlicher Kultur vor Augen.

Am Ende wird die gesamte Vergangenheit anhand der erhaltenen Sachgüter so lebendig, daß die Menschen, die durch das Museum geführt wurden, innerlich förmlich beglückt erscheinen. Sie bedanken sich dafür immer wieder, kommen stets von neuem selbst wieder und bringen neue Besucher mit. Darin, d. h. in der guten Führung, liegt schließlich der Schlüssel des großen Erfolges, den das Cloppenburgers Museumsdorf schon geraume Zeit alljährlich mit 100 000 Besuchern erzielt hat.

Aber wie sind nun die Mühlen in einem Freilichtmuseum aufzubauen? Soll man die Großmühlen etwa rund um einen großen freien Platz herum aufstellen, daß sie alle gleichzeitig und bequem zu übersehen sind? Mir scheint dieser Weg nicht glücklich zu sein.

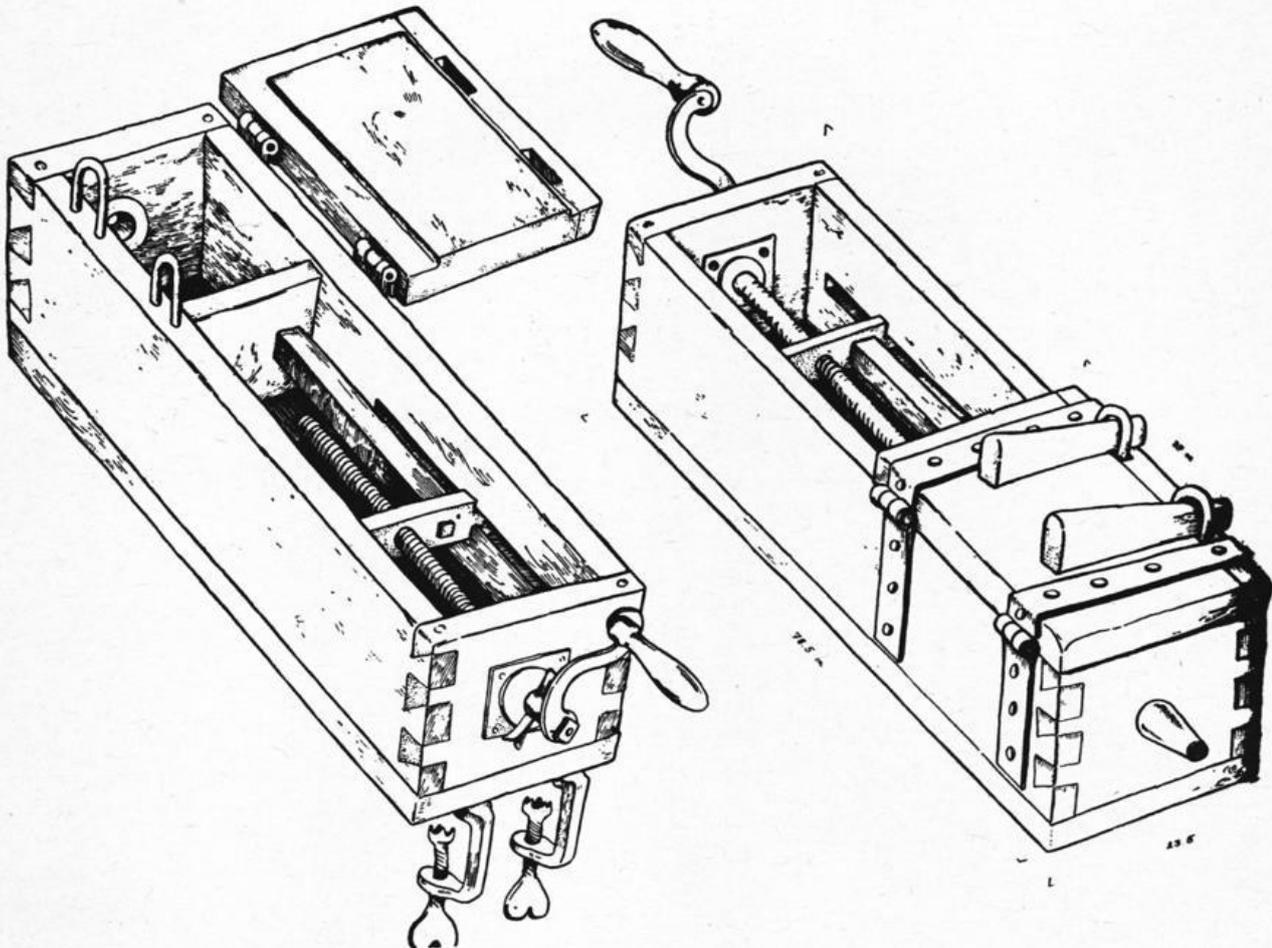
Es wurde freilich schon öfters darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, jeweils die Entwicklung, die aus der Vielfalt der Dinge bei richtiger Auswahl herauspringt, aufzuzeigen. Jedoch der Besucher darf gar nicht merken, daß ihm diese Entwicklung vor Augen geführt werden soll. Ebenso wenig darf man ihm das Gefühl aufdrängen, daß alles darauf abzielt, ihm diese Erkenntnis zu vermitteln. Die Erkenntnis muß vielmehr beiläufig wie von selbst sich einstellen. Darum verstreuen wir im Museumsdorf Cloppenburg die Mühlen über das ganze 15 ha große Gelände. Wir statten jeden einzelnen Bauernhof irgendwie mit einer solchen Mühle aus, vielleicht auch einmal mit zwei Mühlen, so zum Beispiel mit einer Windmühle und einer danebenstehenden Ölmühle, die durch die Windmühle gleichzeitig ihren Antrieb erfährt.

Im Museumsdorf Cloppenburg werden ja auch die einzelnen Gebäude bzw. Bauernhöfe nicht beliebig oder nach geographischen Gesichtspunkten gruppiert, sondern genau so zueinander gestellt, wie sie im alten Dorf ehemals nebeneinander standen und in einem altertümlichen Dorf der Nachbarschaft heute noch stehen. Das ist von Besuchern des In- und Auslandes als ein besonderer Vorzug des Cloppenburgers Freilichtmuseums, das nicht umsonst den Namen „Museumsdorf“ trägt, empfunden worden. Dadurch erscheint das Ganze natürlich und ungekünstelt. Es wird sich noch deutlicher zeigen, je mehr das Museumsdorf in seiner Entwicklung fortschreitet.

Aber was ist mit den mittelgroßen, kleinen und kleinsten Mühlen zu machen?

Wir haben diese Mühlen anfangs in die einzelnen Häuser gestellt, wohin sie auch eigentlich gehören. Aber wir haben die Erfahrung gemacht, daß das auf die Dauer nicht möglich ist, menigstens vorläufig nicht. Wir mußten uns damit abfinden, daß die Menschen — nicht nur die sogenannten „Halbstarken“, auch Kinder und große Leute —

die vielen kleineren, von Menschenhand oder auch durch tierische Kraft betriebenen Mühlen, die bisher bereits gesammelt wurden und, wie gesagt, nicht gut festgestellt werden können, ausgestellt werden, in einem Gebäude, das nur unter Führung besichtigt werden kann. Das hat auch den Vorteil, daß man den Besuchern eine Ge-



Eine Würstmühle, einmal von der Vorderseite und das andere Mal von der Rückseite her gesehen

immer wieder dazu neigen, alles was sich drehen läßt, in Bewegung zu setzen. Das aber vertragen die alten holzgefertigten Mühlen auf die Dauer nicht.

Wohl kann man freilich einige Mühlen feststellen: z. B. die Hundemühle und die Roßmühle oder die Butterwippe, die ja letzten Endes auch eine Maschine darstellt, schließlich noch eine Grützemühle oder Brakemühle. Bei vielen anderen Mühlen aber ist das schlechterdings nicht gut möglich. Die Menschen wollen sehen, wie die vielen Mühlen funktionieren. Darum besteht der Plan, im Museumsdorf Cloppenburg eines Tages ein großes Gebäude zu errichten. In diesem eigens hierfür errichteten Gebäude sollen

samtlich der alten Mühlen vermittelt werden kann, ohne diese irgendeiner Gefahr auszusetzen. Bei einer solchen Führung kann dann jede Mühle in ihrer Funktion vor Augen geführt werden, ohne daß dadurch ein Schaden entsteht.

Sinnvoll wäre es, mit einer solchen Ausstellung kleinerer und kleinster Mühlen eine Zurschaustellung der vielen, vielen bäuerlichen Geräte, die ehemals ebenso wie die Mühlen zunächst ganz aus Holz gefertigt waren³⁾, zu verbinden, wie das in geradezu

3) Vergl. den Aufsatz von Heinrich Ottenjann im Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1955, S. 106 ff. über den „Werkstoff Holz“.

vorbildlicher Weise in dem dänischen Landbrugsmuseum vor den Toren Kopenhagens geschehen ist.

Es ist mit den Mühlen freilich nicht anders wie mit den sonstigen Ausstattungsstücken der Häuser. Auf die Dauer läßt es sich kaum umgehen, daß in alle Häuser, wie in Skandinavien, dem Ursprungsgebiet der Freilichtmuseen, Menschen gestellt werden, die das ganze Haus während der Besuchszeit unter Augen halten. Nur so kann man verhindern, daß irgendwelcher Schaden

angerichtet wird. Diese Maßnahme ist, wie schon betont, nicht von Anfang an durchzuführen. Sie muß aber unter allen Umständen angestrebt werden. Sobald das erreicht ist, können einzelne Mühlen wieder in die Häuser, zu denen sie gehören, gebracht werden. Die Häuser regelrecht bewohnen zu lassen, wie es hier und da versucht worden ist, dürfte sich nicht empfehlen. Es führt zu Unträglichkeiten, die unter allen Umständen vermieden werden müssen.

Heinrich Ottenjann

„Hannibal“ vor den Toren

Quidquid derilant reges, pectuntur Achivi!

In meinem vorjährigen Aufsatz: „Traditionelles und landschaftsgebundenes bodenständiges Bauen in der Krise unserer Zeit“ brachte ich positive Beispiele, um grundsätzliche Ausführungen daran zu knüpfen. Es widerstrebte mir, aus dem Negativen heraus zu operieren. Niemand kann fortwährend aus der Verneinung leben. Natürlich wählte ich die Beispiele aus dem Bauschaffen von Hermann Büld. Meine Darstellung sollte mehr sein als eine Blitzlichtaufnahme in einseitigen und übertriebenen Schwarz-Weiß-Kontrasten und über eine gewisse Farbigkeit verfügen. Nunmehr zwingen mich gewisse Umstände, vergleichbare abschreckende Objekte vorzuführen. Naheliegende Gründe verbieten es, sie zu lokalisieren. Nur der supermoderne Hof Thünnemann in Aldrup bei Greven in Westfalen ist längst in die Ebene scharfer öffentlicher Diskussionen geraten. Obwohl er an sich verblüffend unerheblich ist, wird er uns hier kurz beschäftigen müssen.

Die Ausgangslage

Über die alten Häuser unserer Heimat kommt ein Ruf aus der Vergangenheit. Besonders deutlich dringt er aus dem Museumsdorf in Cloppenburg. Wenn wir die Zeugen der Vergangenheit richtig verstehen, erwachen sie zu neuem, uns beglückenden Leben. So ist die Vergangenheit nichts Totes, Abgeschlossenes oder Abgestandenes, sondern hat eigenes fortzeugendes Leben. Wem es gegeben ist, das Vergangene an die Gegenwart zu binden und an die Zukunft weiterzugeben, der lebt tiefer und reicher. Das bleibt auch so, selbst wenn ihn vor dem wiedererrichteten Quatmannshof im Museumsdorf der Gedanke überfällt, daß

das alles einmal selbstverständlicher Besitz war, den doch niemand halten konnte. Was aus der Vergangenheit lebendig wiederaufblüht zu fortentwickeltem Leben, wie in den Bauten von Hermann Büld, ist Geschenk an die Gegenwart um so wertvoller, wenn es dem Erinnern einen schöpferischen Weg in die Zukunft öffnet. Aber wehe denen, die aus der Vergangenheit ausbrechen und in eine Zukunft ohne sichere Leitwerte schreiten wollen!

Heimatverbundenheit ist zeitlos urmenschliche Naturanlage. Die Majestät des Schöpfers hat uns die Heimat anvertraut über den Weg der Not und des Schweißes, der Beharrlichkeit und Geduld zahlreicher Generationen, aus deren Fleische wir sind. Hier weht ein Atem aus Jahrhunderten, der von Vätern und Müttern unseres Blutes und unserer geistigen Artung stammt. Wir dürfen nicht gefühllos für diesen Atem werden, müssen uns das Gespür für seinen lebendigen Anhauch erhalten.

Deswegen darf auch das Antlitz der Heimat, das wir mit allen Fasern unseres Herzens lieben, keine entstellenden Makel aufweisen. Lebensgefühl und Daseinssinn unserer Menschen werden von dieser Landschaft noch immer geformt. An sie ist das Heimatgefühl des Münsterlandes stark gebunden. Durch sie wird er von Herzen angesprochen. Wir sollten Verunstaltungen, die bereits stattgefunden haben, erkennen und bedauern, sollten Verschandelungen, wie sie die Gespenster unserer Tage im Gefolge mitführen, abzuwehren trachten. Solche Gedanken stellen sich ein, wenn der Heimatfreund vor „Schöpfungen des baulichen Fortschritts“ der Gegenwart steht.

Heute prallt nämlich die als Produkt der Landschaft resultierende Lebensanschauung mit dem Materialismus des antitraditionalen „Fortschritts“ zusammen, der auf breiter Front in unsere Dörfer und trauten Landstädtchen einbricht.

Baulich ist die Situation im Augenblick ungefähr die: formloser Umbau überlieferter Fachwerkhäuser zeitigt meistens pietätlose Barberei. Neuzeitliche Herrichtungen alter Häuser gleichen oft schmähhlichen Hinrichtungen. Aufwendige Neubauten nach städtischem Modevorbilde stehen verloren umher ohne innere und äußere Beziehung zur großen Vergangenheit mit hoher eigenständiger ländlicher Kultur. Neuerdings droht eine Gefahr, deren Folgen alles weit übertreffen würden, was bisher an Ungutem das reine Antlitz unserer Stammlandschaft mit Unordnung überzogen hat. Stumpfer Beton und „künstliche“ Baustoffe beanspruchen vor Holz und Naturstein das alleinige Ausdrucksrecht für „zeitgemäßen Stil“. Leere Glaskästen verstellen frühere Bausilhouetten ohne Sinn für die überlieferte Umwelt. Alle Tradition und alles Sublime werden rücksichtslos an die Wand gedrückt.

Die Frage was eigentlich dahinter steckt, ist dringender als je. Aufklärung und Antwort aber sind eine Lebensfrage. Unsere Epoche liebt die Schaumschlägerei, den Bluff und den technischen „Pfiff“ oder sonstige Sensationen neumodischer Art. Das trifft besonders im heutigen Bauwesen zu. Mit untauglichen Mitteln wird an untauglichen Objekten der Versuch gemacht, die Großstadt ins Dorf zu bringen. Der „moderne Baustil“ hat eine erstaunliche Machtposition über die ganze Welt hin erobert. Aber er hat nicht die Kraft der Verschmelzung und Anpassung an eigenständige Kultur- und Volkstumslandschaften entwickelt. Er will das seinem innersten Wesen nach auch gar nicht.

Es mag sein, daß die Gegenwart wieder einen neuen Baustil hervorgebracht hat. Jedenfalls scheinen moderne Architekten wie Le Corbusier und Oscar Niemeyer eine für Großstädte angemessene Bauform gefunden haben. Sie ragen weithin aus der sonst gestalterisch talentlosen Landschaft dieses Stils empor. Aber ihre erschreckende Traditionslosigkeit kündigt vom bindungslosen Geiste urbaner Entwurzelung. Die Legion ihrer Famuli ist fleißig darüber her, zu kopieren, zu verwässern und zu verballhornen. Wohnwahnwitz-Projekte haarsträu-

bender Bienenwabenblocks im Format des geplanten „Hannibal“ bei Stuttgart sind beweiskräftige Richtpunkte für eine Entwicklung, die im buchstäblichen Sinne den Boden unter den Füßen verloren hat. Die vielgepriesenen „Eigentumswohnungen“ solcher Blocks bilden keinen Milderungsgrund. Dauernde Geborgenheit in den eigenen vier Wänden einer solchen Etagenwohnung dürfte nicht zu erreichen sein. Bodenständigkeit ist hier reine Utopie. Es scheint wahrlich an der Zeit, wie die Römer, als der afrikanische „Barbar“ vor ihren Toren stand, auszurufen: „Hannibal ante portas! Hannibal vor den Toren!“

Prinzipii obsta !

Hybride Weltstädte mögen solche Architektur verkraften. Das flache Land wird sie nicht einmal in provinziell abgewandelter Form verdauen können. Dafür haben wir es mit reinrassigem Asphaltgewächs zu tun. Wenn der Abklatsch von Mammutgebilden als „modernste Mode“ in die typischen, charaktervollen und individuellen Dorf- oder Kleinstadtbilder lanziert wird — versteht sich mit dem Segen „verantwortlicher Baufachleute“, über den die im Hintergrunde agierenden kulturpolitischen Auguren lächeln —, dann ist das unzweideutige Kampfansage gegen alles Übernommene. Dann ist echter „Kulturkampf“, allerdings ohne die konfessionellen Vorzeichen der Bismarckzeit.

Schon um 1930 spülte die erste Bauwelle dieser Art Schaumspritzer ins Münsterland (vgl. Abb. 1 und 2). Nachher zog die Welle zurück ohne viele Spuren. Der Deich des Althergebrachten war noch fest und hoch. Heute ist eine neue Welle im Kommen. Sie bezieht kräftigen Schwung vom wirtschaftswunderlichen Zeitgeist und findet nicht mehr den festen Deich von früher. Mit Recht steht zu befürchten, daß totale Überflutung eintritt, die den Deich und schließlich das Hinterland bis zur Unkenntlichkeit vernichtet. Es ist hohe Zeit, Alarm zu schlagen. Um im Bilde zu bleiben: Wer heute nicht deichen will, der muß eines Tages vor den Fluten der „Moderne“ weichen. Das gilt für alle Lebensgebiete unserer Heimat.

Die ersten Anzeichen der drohenden Überschwemmung mit artfremden kubischen Bauformen sind bereits zu erkennen (Abb. 3). Allmählich werden mehr solche abwegigen Umrisse auftauchen, deren flache Dächer den „technischen Triumph über natürliche Klimabedingungen“ herausfordernd demonstrieren. Mögen es vorerst Einzelgebilde



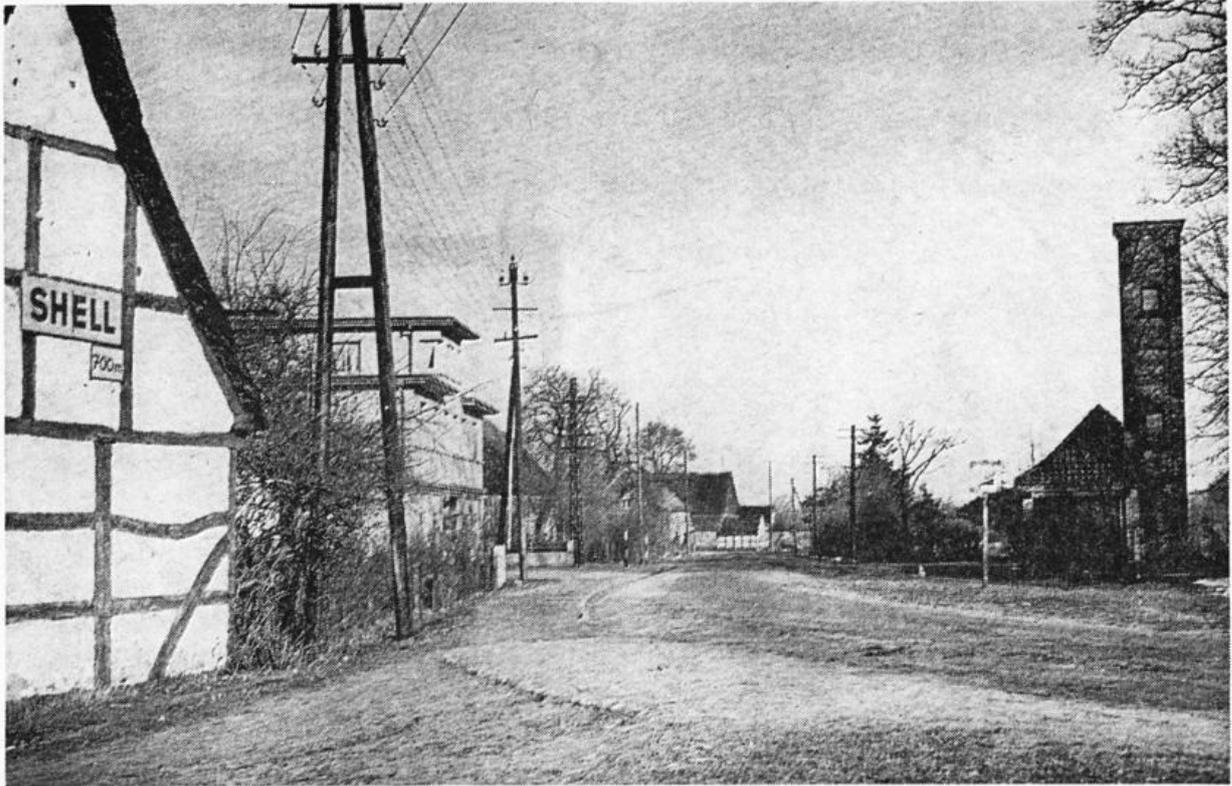


Abbildung 1

und vor allem noch keine blockartigen Zusammenballungen sein, trotzdem sollte man den Anfängen widerstehen. „Principiis obsta!“

Ich bin kein Gegner großer Fenster und ganzer Fensterfronten, zumal wenn sie den Blick ins Grüne öffnen. Ich begrüßte es, daß Häuser mit dem selbstverständlichen Komfort unserer Zeit entstehen. Wir brauchen aber „Eigenheime“, nicht „Wohnungen“ in „Wohnmaschinen“. Was ich verteidigen will, ist das gemüthafte bodenständige Haus, dessen Aussehen von keiner Gleichschaltung und Serienfertigung bestimmt wird. Was ich abwehren und entlarven möchte, ist der taktlos modische pseudomondäne Kubus und der snobistische Knüller vom kommerziellen Reissbrett. Machen die mit dem Lineal gezogenen geometrischen Gebilde die Menschen liebenswürdiger als die mit schöpferischem Schwung aus der lebendig formenden Hand entworfenen Häuser? Mir scheint, hier führt von der Vergangenheit in die Zukunft kein Weg, über den Richtsterne der Heimat stünden. Dieser Weg ist verbaut in alle Ewigkeit!

Obwohl seit mehreren Jahrzehnten hierzulande kein Mangel ist an baumodischen Verschandelungen aller Grade, sind gottseidank Bauten krasser „Fortschrittlichkeit“ noch verhältnismäßig selten. Jedoch

der Feind hält sich im Lande auf. Überall streckt der Antitraditionalismus Fühler vor. Er wühlt mit Erfolg und besitzt hochmögende Freunde. Das erklärt den wachsenden Einfluß. Die Bauernhöfe des Oldenburger Münsterlandes blieben bislang vom Ärgsten verschont. Aber im westfälischen Münsterlande wurde vor einiger Zeit ein supermodernes Exempel statuiert. Ich meine den neuen Hof Thünemann in Aldrup bei Greven (vgl. Abb. 4 und 5).

Dieser sehr durchschnittliche, schmucklose Flachdachbau wurde von zwei städtischen oder verstäderten Architekten einer „Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft“ entworfen ohne Rücksicht auf den traditionellen Westfalenhof. An sich hat er soviel Aufhebens nicht verdient. Was hier architektonisch ans Licht gebracht wurde, ist gar nicht denkwürdig und wenig erfreulich, aufs ganze gesehen sogar bemerkenswert langweilig. Es ist demonstrativ die verstiegene „neue Form um jeden Preis“.

Immerhin gelang es der entsprechenden Reklame aus der bekannten kulturpolitischen Ecke, einige Gemüter in der westfälischen Landwirtschaft mit soviel „zeitgemäßer Errungenschaft und fortschrittlicher Zweckmäßigkeit“ zu verwirren. Publizistische Steigbügelhalter des Unternehmens meinten: „Die beiden Architekten hatten

sich über alle westfälischen Bräuche hinweggesetzt und eine „landwirtschaftliche Fabrik“ nach zeuzeitlichen betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten konzipiert“).

Die als unerreicht angepriesenen Vorzüge des ominösen Baues entpuppen sich bei näherem Besicht als nichts Außergewöhnliches. Anderswo, auch hier im Oldenburger Münsterlande, gibt es bessere Lösungen ohne den radikalen Antitraditionalismus der äußeren Form. Jedenfalls hat Hermann Büld im fortentwickelten „Einfirsthaus“ mit weniger Mitteln gleichwertige, wenn nicht vorteilhaftere Verhältnisse geschaffen. Das westfälische Bauerntum ließ sich auch nicht hinters Licht führen. Die dortige Heimatbewegung reagierte folgerichtig mit äußerster Schärfe gegen diese „landwirtschaftliche Fabrik“, die kein Bauernhof mehr sein durfte nach dem Willen der Planer. Beim Thünemannschen Hofe wird bestimmt auf dem falschen Wege gesucht, was vielleicht im recht verstandenen Fortschritt für den Bauernhausbau zu finden ist.

Der heutige „Weltstil“ ist Geburtshelfer derartiger „Zivilisationskretins“ auf dem flachen Lande, die bewußt gegen Tradition und gute Sitte verstoßen. Hier handelt es sich kaum noch um modische Entgleisung, sondern um den Test, wie weit man es treiben kann, bzw. um ein Experiment zur Erregung öffentlichen Ärgernisses. Im übrigen ist jede Traditionslosigkeit experimentiersüchtig, weil feste Erfahrungen und Anschauungen fehlen .

Aufschlußreich sind die Argumente der kulturpolitischen Freunde für das „Meisterwerk“. Sie verraten den geistigen Standort: „Thünemanns Wohnung hält jeden Vergleich mit einem modernen Großstadthaus stand. Das Mobiliar ist letzter Schrei . . . Die Küche gleicht einem Hotelbetrieb . . . Thünemann resümiert heute: Ich kann als Bauer nun so leben wie in der Stadt . . .“ Weiterer Kommentar erübrigt sich. Andererseits richten die Freunde der „landwirtschaftlichen Fabrik“ nicht von ungefähr gezielte Angriffe gegen jenen Kreis, der aus innerer Verantwortung gegen das Ärgernis in Aldrup Sturm gelaufen ist: „Das alles überzeugte die auf Heimatbrauchtum versessenen Heimatschützer jedoch nicht . . . Wäh-

*) Dieses und alle weiteren Zitate entnahm ich einschlägigen Publikationen der Tagespresse und der periodischen Fachpresse. Sie sind in genauen Notizen verankert, um gegebenenfalls als konkretes Beweismittel zu dienen. Der Heimatkalender sollte kein „Magazin für Belege“ sein.

rend viele Heimatschützer gegen den neuen Hoftyp wüten, stehen Bauern und Bauernverbände auf Thünemanns Seite . . .“ Damit ist die Verdrehung der Tatbestände komplett. Sie erinnert an Praktiken der „Umwertung“, die in einem mächtigen weltpolitischen Lager geübt werden.

Diesem Stil fehlen Glaubwürdigkeit und die Phantasie des Herzens. Er ist Erfindung des Lineals, kalte Konstruktion rationeller Zeichentechnik. Der Fluch dieser Architektur heißt Langeweile und geistige und seelische Verödung. Insofern darf sie als Modell der Entseelung unserer Zeit gelten. Ein namhafter Kritiker hat sie als „Prostitution gemüthlicher Leere“ bezeichnet. Hier ist nichts zu beweisen. Diese neuen Bauten beweisen sich selbst in unserem Sinne. Die Quantität ist ihr Wert. Und das ist typisch für unser materialistisches Zeitalter, das Quantität zur Qualität erhebt. Die Dimensionen haben zugenommen, nicht der Gehalt. Die galoppierende Schwindsucht an gestaltischer Substanz läßt sich kaum verbergen. Das Nutzlose und Überflüssige echter Kunst ist der Zweckmäßigkeit geopfert, die heute zu höchsten Preisen vermarktet wird.

Solch ungesunder Rationalisierungsversuch der Baukunst fällt besonders auf durch die Fragwürdigkeit der leeren technischen Perfektion, deren Neuheit allein Effekt macht. Wenn der anfängliche Glanz verwittert, scheinen formale Trostlosigkeit und Hohlheit überall durch. Diese Bauten haben keine Würde zum Altern. Sie sind über Technik und Zweckmäßigkeit hinaus nichtssagend bzw. außerstande, lebendige Werte der Seele schöpferisch weiterzugeben. Obendrein nehmen sie den Dingen allen besonderen Reiz und die individuelle Intimität. Es fehlt die Liebe zum Detail. Man kann den Kolonialwarenladen nicht von der Apotheke, die Kirche nicht vom Kino, eine Schule nicht von einer Fabrik unterscheiden. Auch die Rechte der landschaftlichen Umgebung werden niederträchtig überfahren. Bodenständigkeit und Tradition sind für diesen „Weltstil“ keine Werte. Die monotonen Plattitüden in allen Großstädten verraten nur eines: Verlorenes Profil ist gewonnener Profit !

Diese „Architektur“ soll das flache Land ins Bockshorn jagen. Deswegen wollen wir uns gegen das städtische Baumodediktat zusammenschließen, anstatt uns einfach von landfremden Geistern und Ideologen düpierten zu lassen. Der ganze suggestive Rummel, der seit Jahr und Tag die Landbezirke heimsucht, muß endlich richtig gesehen wer-



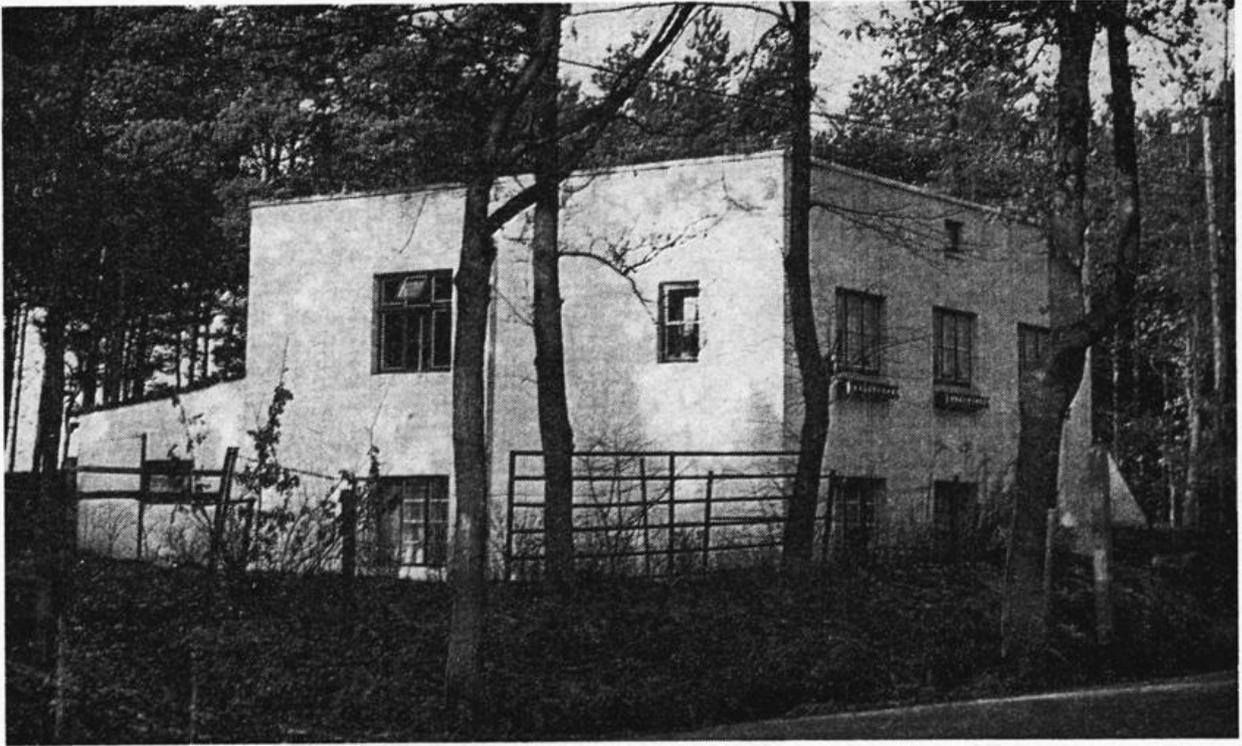


Abbildung 2

den. Nur eine radikale Operation kann die gefährliche Wucherung der antitraditionalen Baumode entfernen. Diese angeblich billigeren „fortschrittlichen“ Bauten aus großstädtischen Architekturbüros — im räumlichen und geistigen Sinne — verstossen von Natur aus gegen den gesunden Menschenverstand des Landes ebenso wie gegen Herkommen und Brauch, ganz abgesehen von dem baren Unverständnis des unverbognen Landmenschen. Verantwortliche Stellen scheinen zu versagen, wie eklatante Beispiele vermuten lassen. Oder steht hinter scheinbarem Versagen die Förderung antitraditionalen Geistes zum Nachteil konservativer Bestrebungen? Ein Schelm, wer Arges dabei denkt? Welch schnöder Verdacht!

Das flache Land bäumt sich auf gegen den Formwillen und Geist der ihm durch großstädtische Baumoden und sonstige Einflüsse aufgezwungen werden soll. Es spürt noch, daß das Althergebrachte aus dem „Modernen“ und dem „Fortschritt“ nicht verbannt werden darf. Der Kontakt mit der Vergangenheit ist wichtig wie die Kenntnis chemischer Formeln oder physikalischer Lehrsätze. Warum kann lebendige Tradition nicht ungestört oder gar befruchtend neben dem „Neuen“ leben? Sie ist doch weder „Romantik“ noch „Flucht aus der Zeit“. Ich bin überzeugt, daß die Bauten von Hermann

Büld zu jenen Werken gehören, deren lebendige Aussagekraft sich neben jenen Produkten behauptet, auf die ich hier hinweisen mußte, und die dem Betrachter nur den Geheimnismantel „dechiffrierter Kunst“ zum Orakeln und für Komposition häufig genug nur Konfusion übrig lassen.

Der Herren eigener Geist

Es ist so viel Lüge in der „neuen Sachlichkeit“ und im „modernen Baustil“. Man braucht zwar nicht, wie es von kompetenter Seite geschehen ist, von „Fassaden der Lüge“ oder von der „globalen Verdummung dieses Stils“ zu sprechen. Als Grenzerscheinung, die ins Modische abgleitet, darf man ihn bezeichnen. Wer sich unbesehen einer fremden Interpretation unterwirft, ist immer in Gefahr, daß Blick und Urteil getrübt werden. Bei Licht besehen ist der „bauliche Fortschritt“ an erlesenen Geschmacklosigkeiten einfach eine Modekrankheit. Er läßt die Varianten rasch aufeinander folgen und niemals ausreifen. Deswegen haben seine Produkte keine Würde zum Altern. In der verkrampten Einseitigkeit gärt trostlose Resignation entwurzelter Geister. Anarchie gründet auf Heimatlosigkeit, und Asymmetrie ist heute Synonym für Anarchie. Wer Asymmetrie zur „fortschrittlichen Erfindung“ macht, täuscht echte Originalität vor. Große Kunstepochen haben

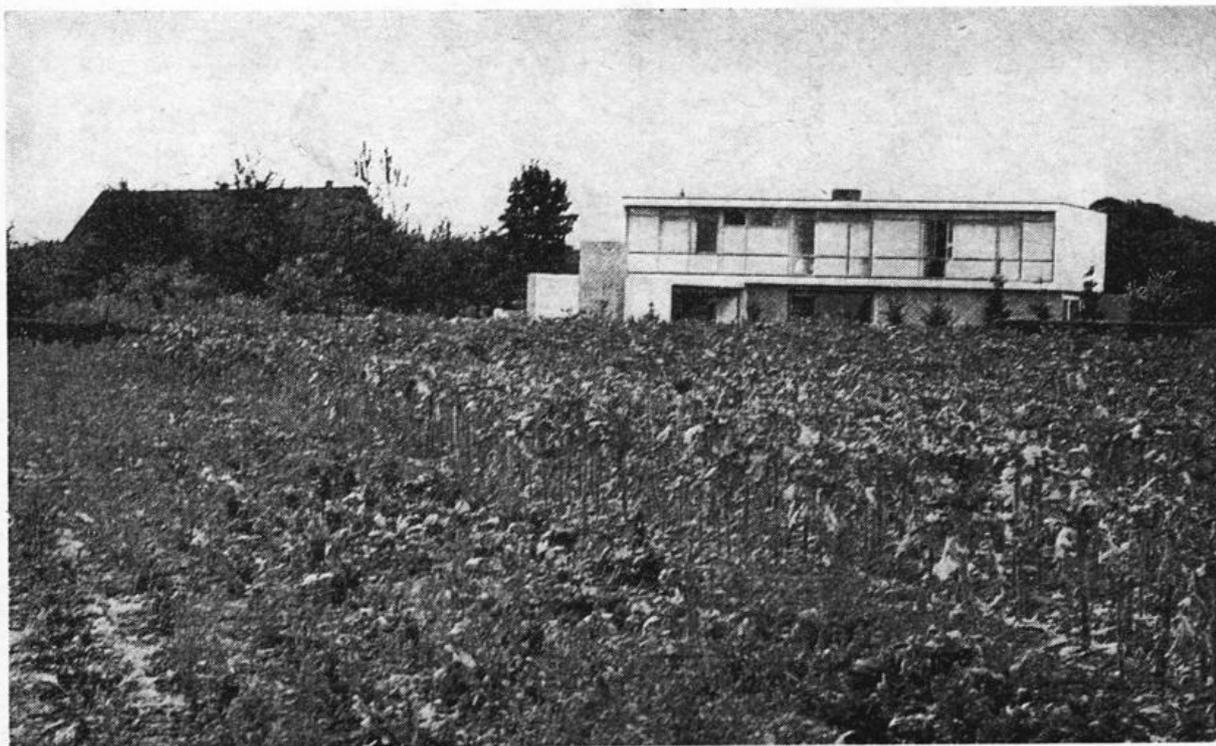


Abbildung 3

die Asymetrie gekannt und gepflegt, aber niemals zum aufdringlichen Selbstzweck erhoben.

Es ist außerdem soviel Anmaßung und Unduldsamkeit in diesem „Weltstil“, dessen überzüchtetes technisches Leistungsbeußtsein gegenüber einer als „provinziell“ abgestempelten Umwelt psychologisch und kulturpolitisch voll eifernder Überheblichkeit steckt. Unter dem Deckmantel des „Modernen“ wird hauptsächlich Antitraditionalismus offeriert. Als „modern“ gilt unbedenken alles, was uralte Kulturgüter und Traditionen verachtet. Die meisten Vertreter der baulichen Moderne verwenden für konservative Architektur herabsetzende Etikettierungen und suchen traditionsgebundenes bodenständiges Schaffen mit dem Zauberwort „Kitsch“ zu treffen.

„Kitsch — das ist die große zynische Vokabel jener entwurzelten Intelligenz, die uns Tag um Tag den Virus des Frostes ins warme Blut impft. Das ist die eitle Alleinherrschaft der reinen Vernunft, die eiskalt und zerstörend Herz, Gemüt und kindliche Gläubigkeit des Menschen, die Kraft seiner Liebe, seiner Treue und seiner unverfälschten Natur einfriert zur Eisbahn eines unfruchtbaren, verkehrten und verfälschten Lebens: Triumph der Menschen- und Lebensverachtung. Aber zugleich ein Spiegelbild jener „Elite“, die sich heute bei uns

die Achtung auf den oberen Rängen unseres geistigen und politischen Lebens zu erwerben droht. — Die selbtherrliche reine Vernunft aber war die Brutstätte aller Ideologien, die den Menschen entwürdigten und versklavten. Diese Ideologien sind und waren in zerstörender Perversität nicht nur wirksam im braunen oder roten Machtssystem, sondern auch im weiß-neutralen Gewand einer ungebundenen Freiheit, wie heute bei uns im freien Deutschland, dessen Menschen tief unter der gepflegten Haut eines Wohlstandes frieren. — Deutschland ist verloren, wenn es sich nicht frei macht von dem kalten Kitsch des selbtherrlichen Machtverstandes, der zynisch den Menschen von Kathedern, Kadern, Parlamenten, Studios und über Schalthebel der brutalen Gewalt versklavt und sein Bild bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt . . .“

Die Gleichsetzung der Vorliebe für das Konservative mit der Vorliebe für Kitsch verfolgt propagandistische Zwecke und diffamierende Absichten. Kitsch ist nicht an traditionelle „gemütshafte“ Formen („mit Seele“) gebunden. Es gibt mehr moderne „Lieschen Müller“ als altmodische. Dementsprechend begegnet „moderner“ Kitsch in Hülle und Fülle. Er findet sich im Pseudokunstgewerbe aller modischen Sparten. Wo der Unsinn als „neuzeitlich gestaltet“ angepriesen wird, fallen ihm wertvolle Erfah-



Abbildung 4

rungen handwerklicher und formaler Art zum Opfer. Moderne Kunst scheint über weite Strecken hin dem Dämon der Trivialität verfallen. Sie sucht den Unterschied zwischen gut und böse zu verwischen und kann deswegen schwierig einer Qualifikation unterworfen werden. Man braucht nur an den Schlammaterialismus „moderner“ Malerei und an abstruse Machwerke „moderner“ Plastik zu erinnern, wie sie die „documenta 1959“ in Kassel während des vergangenen Sommers als auffälliges Dilemma zeigte. Die meisten Bilder kamen dort über den Rang von mittelmäßigen Tapeten- und Textilmustern nicht hinaus. Aber solche Auffassungen entspringen nach Ansicht der „kulturellen Elite“ hausbackenem provinziellen Vorurteil . . .

Die äußerliche Auffassung von „Kultur“ bei vielen offiziellen Sachverständigen macht es sich zu leicht mit dem schlichten Hinweis: Man müsse eben „zeitgemäß“ bauen. Es ist, um mit Worten aus Goethes Faust zu sprechen, der „Herren eigener Geist“, der sich darin spiegelt. Vielleicht sieht der unbefangene „Laie“, der mit plumper Kühnheit fragt, was denn „zeitgemäß“ eigentlich sei, richtiger als der befangene „Fachmann“. Die Antitraditionalen müssen wie die Abstrakten be-

greifen lernen, daß ihre Art, die Dinge zu sehen auch nur eine Möglichkeit ist — beileibe nicht die einzige.

Vorerst deuten kaum Anzeichen auf eine Versöhnung der Standpunkte bzw. Gegensätze. Die antitraditionale Richtung wird gewonnenes Terrain schwerlich aufgeben. Sie verfügt auch über die meisten Mittel der Masseninformationen (Funk, Presse) und sucht durch häufige Wiederholung ihrer Thesen die öffentliche Meinung zu beherrschen. Als vor 30 Jahren und mehr der „Expressionismus“ kulturpolitisch lanziert wurde, prägte die Gegenseite das Schlagwort „Erpressionismus“. Der heute im staatlichen und kommunalen Bereich um sich greifende „kulturelle Etatismus“ ähnelt ohne Zweifel jenem makabrem „Erpressionismus“. Mit echtem Mäzenatentum wird man ihn kaum gleichsetzen wollen.

Die ästhetische Einseitigkeit und Unduldsamkeit der „Moderne“ hat kaum verhüllte ideologische und geschäftlich-materielle Hintergründe. Auf diese treibenden Ursachen muß die öffentliche Aufmerksamkeit immer wieder hingelenkt werden. Mancher „moderne Bau“ entfernt sich in der Praxis und seiner Natur nach ebenso sehr von der Kunst, wie es einer Ideologie oder



Abbildung 5

dem Geschäft nahesteht. Bei vielem, was heutzutage im Entwurf preisgekrönt, im Plan propagiert und schließlich im Bau verwirklicht wird, gewinnt man den sicheren Eindruck, daß es sich um Produkte ideologischer Reklame oder bürokratischer Geschäftstüchtigkeit handelt. Antitraditionale Wohnmaschinen für Etagenomaden, landfremde Supersiedlungen für Massenbevölkerung, öffentliche „Zweckbauten“ für Massenzivilisation kommen kollektivistischen Tendenzen entgegen und bringen das meiste Honorar. Ihre Form beherrscht tyrannisch die anderen baulichen Objekte bis in kleinstädtische und dörfliche Winkel hinein.

Der Etagenomade — selbst in „Eigentumswohnungen“ — der Blockbauten vom Format des „Hannibal“ oder ähnlicher Projekte — verfällt irgendwie der entwurzelten Masse. Das beabsichtigen die Initiatoren und Erfinder solcher Bienenkörbe wohl auch. Die amorphe menschliche Masse aller Zeiten war stets entwurzelt und politisch leicht zu mißbrauchen. Entwurzelung vom Boden bringt aber das schlimmste Unglück mit, das Menschen treffen kann, weil Bodenständigkeit eine Naturanlage ist. Entwurzelung bewirkt den Verlust des Organs für jene lebensnotwendige Bindung, die im ursprüng-

lichen Sinne Religion bedeutet. Eine Umwelt, in lebendige Kontinuität zwischen Vergangenheit und Zukunft eingeordnet, schützt vor solcher Heimatlosigkeit. Sie ist in der bestürzenden Modernität von Wohnblocks und Massensiedlungen weder ideal noch real gegeben.

Die entwurzelte Masse Mensch verschwindet in gleichem Maße, wie der Einzelmensch freie Verfügung über sein Haus und Gut erhält. Voraussetzungen dafür ist eine entsprechende „Heimstätte“ der Familie, also das bodenständige Haus der Volkstumslandschaften. Die bauliche Gestalt solcher im Volkstum wurzelnden Häuser kann aus vernünftigen Gründen nicht durch Formen aus fremden Lebensbezirken ersetzt werden. Auch die öffentlichen Bauten der ländlichen Bezirke haben im Äußeren den Gesetzen der Landschaft anstatt der Diktatur weltstädtischer Baumoden zu folgen.

Man wird im Bauwesen das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn nicht bald höhere Einsicht siegt. Die pseudosoziale, menschenfeindliche Massenarchitektur der Weltstädte gehört weder als solche noch im farblosen Abklatsch auf das Land. Ihre ideologische und materielle Macht als „moderner Baustil“, als angeblich „zeitgemäße

Architektur" muß in den Landbezirken gebrochen werden. Ihre selbstherrliche Intoleranz sollte den traditionellen und bodenständigen Bestrebungen vollkommene Gleichberechtigung einräumen. —

So sah sich die Heimatbewegung veranlaßt, vor der drohenden baumodischen Überflutung oder Vergewaltigung der Landbezirke die Flucht in die Öffentlichkeit anzutreten. Sie wurde zugleich Fürsprecher eigenständiger Architekten, wenn auch zunächst ohne besonders sichtbaren Erfolg. Im übrigen will die Heimatbewegung nicht um jeden Preis die Tradition durchziehen und stur am Alten festhalten. Sie weiß, daß jegliche Tradition dem Materialismus unserer Zeit einen Tribut entrichten muß, zumal die wirtschaftliche und technische Entwicklung mehr und mehr alles Organische untergräbt. Es muß auf dem Lande wieder mehr erstrebt werden, das Alte in bester harmonischer Weise mit dem Modernen in Einklang zu bringen. Dann können Schöpfungen wie die Bauten von Hermann Büld-Damme oder wie der neue Stadtkern um St. Lamberti in Münster erstehen. Auch in England hat die Tradition sichtbaren Einfluß auf alle bauliche Neugestaltung, wie der Wiederaufbau von London und Coventry beweist.

Eine baumodische Vergewaltigung und die Fesselung architektonischer Spontaneität im bodenständigen Bauen würde Schäden auf die Seele unseres heimischen Menschenschlages und auf den Charakter unserer Heimatlandschaft ausüben. Wir sollten uns mit aller Gewalt gegen die heimliche und offene Beeinflussung wehren, nicht nur auf dem Bausektor. Möge bei all dem Stahlbeton der Geist unseres Bauertums das Münsterland nicht verlassen!

Wer heute „Seele“ als unzeitgemäße romantische Sentimentalität oder als kitschige Gefühlsduselei ironisiert, wie es die „kulturelle Elite“ vielfach tut, der hat keinen Zugang zu dem Bereich, aus dem hier Forderungen gestellt werden. Ich bin kein geschworener Feind recht gehandhabter „Bauordnungen“, aber ich bin Gegner ihres willkürlichen oder kulturpolitischen Gebrauchs zugunsten der „rauen Wirklichkeit unserer Massengesellschaft“. Landschaftsgebundenes bodenständiges Bauen ist wichtiges Instrument aktiver Tradition. Man sollte es gegen die banale Massenzivilisation pflegen. Der gestalterische Zentralwille wäre undemokratisch, wie schon wiederholt gesagt wurde. „Daß viele unrecht

gehen, macht den Weg nicht recht“ besagt eine alte Spruchsweisheit.

Das Volk hat ein Gespür für Echtheit und für die Pflege seiner eigenständigen Belange. Der gesunde Mensch braucht auch sicherlich Tradition so notwendig wie Zukunftsträume. Geist und Seele, Herz und Gemüt mögen zwar jeweils aus ihrer Zeit aufsteigen, um deren Sprache zu reden, aber es darf nicht ohne Kontinuität mit der Vergangenheit geschehen. Der gegenwärtige bauliche Einheitsgeschmack, vorzüglich in den öffentlichen Bauten unserer Dörfer und Orte, wird weithin nicht verstanden und gebilligt. Jedenfalls besitzt er keineswegs überzeugende Qualitäten, die bodenständige Traditionen deutlich berücksichtigen und ihm Autorität sichern würden. Der von ihm beanspruchte Faktor des „Modernen“ und „Zeitgemäßen“ ist viel zu vage und unbestimmt, um allgemein respektiert zu werden.

Baumaterial für bodenständige Pläne gibt es überall mehr als genug. Die Wiedererrichtung des Quatmannshofes im Museumsdorf hat ungeahnte Perspektiven eröffnet. Sie hat für unseren Raum zweifelsohne das Eichenholz als einen durchaus möglichen und vorhandenen Baustoff erneut eindrucksvoll nachgewiesen. Trotz moderner Bearbeitungsmaschinen kann im neuzeitlich fortentwickelten bodenständigen Bau die Poesie der Handwerkskunst wieder zu ihrem Recht kommen. Tüchtige Architekten wären in genügender Zahl vorhanden. Sie treten mit wenigen Ausnahmen — eine davon ist Hermann Büld-Damme — nicht in Erscheinung, solange das andere Lager seine geistige Hauptkraft auf breitem Felde dazu verwendet, „anti“ (gegen Tradition, Volkstum, Heimat und Glauben) zu denken, zu agieren und dem „Hannibalstil“ mit Glaskästen und Bunkern bzw. dessen Abklatsch den Vorzug zu geben.

Das flache Land leidet Gewalt. Die geschundene Heimatlandschaft kann nicht kraß genug vor Augen geführt werden. Es geschieht im wohlverstandenen öffentlichen Interesse unserer Landbezirke, der Forderung einer echten dem Landvolk dienenden bodenständigen Bauweise zur Erfüllung zu verhelfen. Etwas weniger Einseitigkeit im „Fortschritt“ und etwas mehr Gleichberechtigung bzw. Parität, worauf die Heimatfreunde in hartnäckiger Geduld warten, würden willkommene Antwort sein auf den Ruf: Baut bodenständig!

Alwin Schomaker-Langenteilen



Dree olle Münsterlänner beschnackt sick öower den neien Quatmannshoff

Bernd Osterkamp, Landwirtschaftslehrer. (He woohnt all siet dartig Jaohr in Andernach an'n Rhein).

Korl Bahlmann, n' ollen Buer.

Jan Reiners, Timmermann.

Bie Bahlmanns in'n Gorn.

B. Nu segg mi doch ees, Bernd, is dat würlkik waohr, dat du extrao wägen dit Richtfest van den Quatmannshoff de lange Reise nao Cloppenborg maakt hes?

O. Sicher is dat waohr. Ick weet uck gor nich, wat du dor so wunnerlik an finnen deis. Ick glöw, Korl, wenn du all so'n lüttke dartig so wiet van Hus weg waohnen dös as ick, dann verstünns du dat vull bäter.

B. Na, so wat Gewaltigs is dat nu doch uck nich, wenn dor so'n Hoff mit Fachwerkwanne neiet wedder upbaut wett.

O. Wenn't nich mehr was as dat, dann mök ick dor uck kien Daogesreise üm.

För mi bedütt de Saoke aower noch ganz wat anners. Woll all twintig Jaohr hank dat Bild van den Quatmannshoff in mien Stao-ben. So faoken, as ick dat Bild vör Ogen hebb, is mi dat jüst to, as wenn ick de Heimat sülwen seeg.

Dat Bild van den Quatmannshoff is doch dat beste Wappenbild van us' Münsterland. Düch di dat nich uck, Korl?

B. (langsam) Ja, wenn 'm dat all so äöwerleggen deit, — mags doch woll recht hebben, Bernd.

O. Hör ees to, Korl!

Ji klaogt een'n so faoken de Ohren vull, dat hütigen Daogs alls so eenerlei wett inne Welt, dat de Lüe von'n Lanne de Städter alls naomaakt.

Wenn dor dann so'n Hoff vör di steiht, dann is dat doch as so'n Stoot mit de Posaune; ji Lüe van' Lanne, maakt jou doch sülben nich so minne! Könt ji nu dann nicks mehr tostanne bringen, wat jou eegen Wark is un wat ji nich van annere affkaken hebbt?

B. Dor kann ick nicks gägen seggen, Bernd. Ick kann dor sogaor noch so'n bittken tobiedon, wat di sicher Pleseier maakt.

Wi kriegt noch all faoken Besök ut de Stadt, van Osnabrück off Brämen. Disse Städter gaoht dann uck maisttied in't Museumsdörp. Wenn se dann wedderkaomt, dann heet dat: Wat deit us Städter dat doch good, wenn'm ees so'n Portion Hüser sütt, de gor nich nao de Stadt utseiht!

Dann un wann fraogt se dann uck noch: Ji Buern, worüm baut ji jou eegen Höwe nich nao dat Modell in jou Museum?

O. Jüst so denk ick uck, Korl.

Een Deel is mi ünnerwä'gs rech angenehm upfallen: Dor ünner in de Dammer un Lohner Gägend, dor staoh't vandaoge jo all n' ganze Riege neie Höwe, de würlkik boll so utseiht as Affleggers van'n Quatmannshoff.

B. Wenn ick di so tolustern do, Bernd, dann mott ick seggen, dat use Meenungen in disse Angelägenheit gor nich so wiet utenanner gaoht.

O. Fraog di doch ees sülben, Korl:

Giff dat woll in'n ganzen Münsterlanne een Stück, wo ji so väl Staat mit maoken könt as mit den Quatmannshoff?

Gistern naomdag bin ick so langsaom, alleen för mi, hier dör dat ganze Museum gaohn. Wat hett mit dat good daon; ick hadd woll anfangen möggt to singen. As ick dat leßde Maol hier was, dat is all so'n lüttke tein Jaohr her. Wo väl Neies is dor doch tobie kaomen! Ick kunn't boll nich begriepen. Den Haakenhoff un den Dorfkroog de hadd ick bloß up'n Bild sehn, mehr nich. Wenn nu uck noch de Quatmannshoff fardig is — Korl, wat is dat för'n Herrlichkeit!

An'n Rhein, dor staoh't de Burgen; in Westfaolen dor liggt de groten Aodelssitze mit de breeden Graften. Ick hebb dat all faoken noog seihn. Aower, Korl — joue Höwe, as ji se hier in't Museum seiht, de brukt vör nicks trügge staohn.

B. Du kumms jo reinweg in Begeisterung, Bernd.

O. För mi hett de Saoke noch so'n besünnert Gesicht. Ick hebb dat jo von Anfang an seihn un beläwt, wat de Quatmannshoff all mitmaakt hett. Ick hebb uck dat eerste Richtfest mitfiert. Ick weet nich, wo lang dat



all her is; ick hadd jüst Ferien. Un du kanns mi dat glöwen, dat ick mit vullen Harten dorbie wäsen bin.

Dat a n n e r e Bild hebb ick u c k seihn un noch lange nich vergäten. Nao'n Krieg, as man so äben un äben wedder van Stäen kaomen kunn, bin ick hier herupreist. Den ersten Dag all hebb ick mien'n Quatmannshoff upsöcht — he leeg in Asken. Dat is mi swaor up de Seele fullen, Korl. —

Nu bin ick 75 Jaohr olt. Faoken kann ick de lange Reise van Andernach nao Cloppenburg nich mehr maoken. Kanns dat nich mitfühlen, Korl, wo glücklik ick bin, dat ick den ollen, prächtigen Hoff nu so fein un frisk wedder henöchte wassen seih.

B. Bernd, maok ees'n Ogenblick Pause. Dor kummt Besök, Reiners Jan, us' olle Timmermann. Hier man her, Jan! (Tritt ein) Du bis de passendste Besök, den wi vannaomdag to packen kriegen könt. Stick di eers eene an.

R. Wen hes dor bie di, Korl? Den ollen Unkel mit'n Brill, den möbd ick eegenlik doch kennen, dücht mi.

O. Jawoll Jan, dat moß du! Wenn uck v ä l vergäten hes, dat e e n hes doch sicher noch in'n Kopp, dat du domaols tohope mit Osterkamps Bernd dat eerste Richtfest van'n Quatmannshoff fiert hes.

R. O s t e r k a m p s Bernd! Dusend weg, nu fallt mi't in. Wi beiden, wi draopt us anschienend bloß d a n n, wenn baowen den Quatmannshoff de Richtkranz hangen deit. Dat is jo famos, dat du d i tmaol uck wedder hier bis. Dor hadd ick nu g o r nich mit räkt.

O. Nu krieg di eers man ees richtig daol, Jan. Wi hebbt allerhand Fraogen an di. Du as Timmermannspolier bis jüst de richtige Fachmann för us.

B. Aower eers mal prost, ji ollen Knaoben, O. u. B. Prost, Korl!

O. Nu segg mi doch ees Jan, wonneier is jou dat in'n Kopp kaomen, dat ji den Quatmannshoff wedder upbauen wullen?

R. Dat köm so: Vör'n säben bet acht Jaohr, do fierde dat ganze Münsterland hier dree Daoge lang so'n grot't Heimatfest.

Bie de leßden Versammlung sä de Direktor:

Nu hebbt wi dree Daoge lang seihn und beläwt, wo eng dat Volk van't Münsterland tohope höllt. Nu dröwt wi dat uck riskieren, mit den Quatmannshoff wedder antofangen.

O. Junge, Junge, dat was aower'n Plan — i c k was dor bange vör wudden.

R. B a n g e weern? Dat kennt de Direktor nich, wenn he sick 'ne Saoke in'n Kopp sett hett. Dat mag so lange duern as't will — fardig kriegen dait he dat. — Bernd, du hadds vör fief Jaohr maol hier wäsen schullt, as de Dorfkrog baut wüdd. Do r ä g e n d e dat den ganzen Sommer, fief Maonde lang. Up'n Bauplatz was dat 'ne ganz heillose Kleierei, so richtig to'n Weglopen. Aower de Chef hüllt faste, un he k r e g den Dorfkrog fardig, so akraot un fein as he dor nu steiht.

O. I c k mögde nich an sien'n Platz staohn.

R. E e n Deel is bie dissen Neibau, dat maakt de ganze Saoke vull lichter: De Pläöne van den ollen Bau, de sünd samt un sonners rett't wudden, bit up de leßde Klee-nigkeit. Dat is'n Gewinn, den 'm gor nich hoch noog anslaon kann.

O. Dat mag alls woll stimmen. Aower nu segg mi bloß dat eene, Jan: Wo kummt de gewaltige Holtstaapel tohope, den so'n Bau verlangt, un dorbie nicks as Eekenholt? D a t tohopetokriegen, dat is doch de reine Hexeree.

R. Ja, Bernd, wenn d u dat Holt bieneene bringen wulss, du möggs dor woll mit faste driewen.

Aower de Direktor hier, de kennt in't ganze Münsterland so mehr jeden örnliken Eekboom mit'n Vörnaom. Un Holt taxeiern, dat kann he uck; he stammt jo nich ümsüß ut'n Möbelfabrik. Wo sick dat Anfraogen lohnt un wo nich, dat is üm ganz klaor. Bie'n verkehrte Adresse kummt he gor nich. Wenn't mit een'n Maol nich glückt, dann probeert he't paormaol mehr.

Szüh, so wüdd mit de Jaohre de Holtstaapel höger un höger. Ick kann sogaor mit Sicherheit seggen: Dat Holt för dissen Neibau is noch bäter as in den ollen Quatmannshoff.

U n v ö r a l l e n: Nicks is köfft. Alls hebbt de Holtbuern un de Frönde van't Museum s c h e n k t.

O. Jan, Jan — wat du us d o r seggt hes, dat is dat B e s t e, wat ick hier vannaomdag hört hebb.

Denn dat bedütt doch, dat de ganze Heimat bie dissen groten Bau mithulpen hett. Un dorüm hört de Hoff uck dat ganze Volk.

Wat ick äben seggt hebb, dat segg ick noch eenmaol: Dat giff van us Münsterland kien bäter't Wappenschild as den Quatmannshoff.

Noch eene Fraage, Jan:

Wät't ji van ungefähr, wonneier de Hoff nu fardig is un inwiewt wett?

R. Man mößd all boll n' Prophet wäsen, üm dat to wäten. Aower worüm wullt du dor vandaoge all Bescheed van hebben? Du leß doch de Heimatzeitung; de mellt di alls froh genoeg.

O. Dat stimmt.

Aower up eens, dor kanns di up verlaoten:

De Reise nao hier is lang un nich so einfach för so'n ollen Kerl as mi. Aower, wenn de neie Quatmannshoff to'n eerßen Maol siene Porten losmaakt, dann is Osterkamps Bernd wedder hier.

Un dat kann good wäsen, dat dat denn mien leßde Reise nao de Heimat is.

Franz Morthorst

Ein Leben für die Kunst

Zum Schaffen der Malerin Thea Hücke

„Wir glauben an ein geistiges Leben als etwas Wurzelhaftes und Gewachsenes.“

Wilhelm Pinder

„Die Natur macht keinen Sprung“ — Das gilt nicht nur für die Vorgänge unmittelbar in der Natur. Auch alles historische, geistige und künstlerische Geschehen vollzieht sich nicht isoliert. Es kann nur verstanden werden, wenn man es in großen Zusammenhängen betrachtet und den Entwicklungen und Ursprüngen nachspürt. Man wird dabei ent-

decken, daß sich zwar die Formensprache der Kunst wandelt, daß aber jenseits aller wechselnden „Richtungen“ und über alle Generations-, Zeit- und Herkunftsgewandtheiten hinweg ein Wertmaßstab bleibt: die Prägnanz und Dichte der künstlerischen und aus der Tiefe einer geistigen Persönlichkeit strömenden menschlichen Aussage.

Thea Hücke wurde 1893 in Hannover geboren. Sie entstammt einer alten Diepholzer Familie. Die enge Naturverbundenheit von Generationen bäuerlicher Vorfahren kommt offenbar auch in dem in die Großstadt verpflanzten Kinde zum Durchbruch, als es aus unbändigem inneren Drang Tierplastiken formt und bald auch Pinsel und Stift mit Eifer und Geschick handhabt. Professor Jordan und Geheimrat Friedrichs werden ihre ersten Lehrer. 1922 studiert sie in München bei Professor Schrader-Velgen. Einige Jahre später wird sie in Berlin Schülerin von Walter Kurau und Dr. Röhrich. Als sie nach Hannover zurückkehrt, hat sie ihren eigenen Stil gefunden. Fern dem politischen Geschehen malt sie in der Stille Bild um Bild, ohne sich um äußere Anerkennung zu bemühen. Einer Periode fruchtbaren Schaffens setzen 1943 Bomben ein jähes Ende. Sie verliert Atelier, Wohnung und über 600 ihrer Werke.

Nun findet sie in Diepholz Zuflucht in einem Anwesen, auf dem ihre Vorfahren seit über 200 Jahren saßen. Sie resigniert nicht, sondern richtet sich in einem alten Fachwerkbau ein Atelier ein. Eine neue Schaffensperiode beginnt. Nur ein einziges Gemälde hat die Künstlerin gerettet: das Bild-



Selbstbildnis



Abbildung 2

nis ihrer Mutter. Es ist eines ihrer reifsten Werke. Hier war ihr göltige und wesentliche Aussage gelungen, und dieses Bild steht in seinem Stil richtungsweisend an dem Wiederbeginn.

Das erste im neuen Lebenskreis geschaffene Gemälde ist eine Winterlandschaft. Sie atmet solche Verlassenheit aus, daß die Starre gleichsam fühlbar wird. Und doch klingt eine leise Hoffnung an: durch die Bildmitte verläuft — nur schwach angedeutet — ein Weg, den man wohl symbolisch werten darf. Es scheint, als habe mit diesem Bilde die Künstlerin sich den Schmerz um den Verlust ihres Werkes von der Seele gemalt.

In der Geborgenheit einer Umgebung, die ihr wesensverwandt ist, sind Thea Hücke neue schöpferische Kräfte erwachsen. Mit hartem Willen hat sie in zäher Arbeit um technische Vollkommenheit und geistige Durchdringung ihrer Werke gerungen. Als sie 1946 mit der Aufgabe betraut wurde, in Osnabrück an der „Schule für künstlerisches Gestalten“ und später an der Volkshoch-

schule zu wirken, gaben ihr die Erfolge ihrer Lehrtätigkeit und die dabei gewonnenen menschlichen Kontakte neue Impulse. Ihr Schülerkreis umfaßt Studierende im Alter von 15 bis 17 Jahren, und einige von ihnen haben auf Grund ihrer guten Vorbildung durch Thea Hücke erreicht, in die Akademien in Düsseldorf und München aufgenommen zu werden.

Auf vielen Reisen — nach Holland, Belgien, Österreich, Italien, Frankreich und der Schweiz — empfing die Künstlerin Eindrücke, die dazu beitrugen, ihrem Werke Weite und Weltoffenheit zu verleihen, ohne das Eigenwüchsige zu beeinträchtigen. Im letzten Sommer reiste Thea Hücke ins Land der Mitternachtssonne und brachte eine reiche Ausbeute an künstlerischen Arbeiten mit, die erkennen lassen, wie das Erlebnis des nördlichen Himmels, seiner Atmosphäre, seiner Lichter und Farben ihre Palette und ihre Ausdrucksfähigkeit wiederum erweitert hat.

Thea Hücke hat sich nie verleiten lassen, abstrakt zu malen. Ein Blick auf die wenigen

hier wiedergegebenen Bilder, die stellvertretend für ein reiches Schaffen stehen, zeigt, daß die Künstlerin sich der Realität des Dargestellten in ihrer Aussage insoweit verpflichtet fühlt, als sie den Besucher nicht im unklaren darüber lassen will, worüber sie auszusagen hat. Vielleicht ist diese Geisteshaltung in erster Linie daraus zu erklären, daß ihre künstlerischen Bemühungen von jeher in hohem Maße dem Porträt gegolten haben. Von ihm verlangt man, daß es das Wesen und die geistig-seelische Substanz der dargestellten Persönlichkeit sichtbar werden läßt. Dieses Hintergründige, Metaphysische und Irrationale findet seinen Ausdruck auch in der äußeren Erscheinung eines Menschen. Allerdings ist die Fähigkeit, ein menschliches Antlitz physiognomisch zu differenzieren und zugleich geistig zu interpretieren, selten geworden. Ein Bildnis offenbart untrüglich, ob der Künstler seine Aufgabe bewältigt hat, und nicht jeder wagt es, sein Können unter einen so unerbittlichen Wertmaßstab zu stellen.

Thea Hücke hat viele Porträte geschaffen. Sie malte die Menschen ihrer Umgebung, und immer erfaßt sie ihr Wesen. Da sind einfache, schlichte, der Erde verhaftete Menschen, einfältige und pfiffige, Menschen des Alltags im Alltag, aber auch intellektuelle, mehr oder minder kompliziert, teils gefühls-, teils verstandesbetont, Idealisten von kühnem Geistesflug und andere, die nur Tatsachen gelten lassen.

Neben den Bildnissen aus dem Familienkreise ist das Porträt eines Diepholzer Kunstfreundes beachtenswert. Der Dargestellte sitzt an seinem Schreibtisch und läßt den Blick kühl abwägend auf seinem Gegenüber ruhen. Der Hintergrund des Gemäldes ist, wie bei fast allen Bildnissen der Künstlerin, ruhig in Farbe und Form. Nur der linke Bildrand zeigt hinter einem Fenster einige Häuser und stellt den Porträtierten dadurch in seinen Lebensraum hinein. So gewinnt das Bild auch an Tiefe.

Sehr eindrucksvoll ist das Bildnis der jungen Frau J., das ebenfalls aus Raum-mangel nicht gezeigt werden kann: ein Damenbildnis, mit leichter Hand und in lichten Farben gemalt, das noch lange im Beschauer nachklingt. Auch sei das Porträt des Pastors Bodensiek genannt. Der Geistliche ist in vollem Ornat dargestellt, vor einem ungegliederten, ruhigen Hintergrund, der tonig in sich, aber vollkommen geschlossen wirkt und so dazu beiträgt, daß der sprechende Kopf mit den durchdringenden Augen seltsame Le-

bendigkeit annimmt. — Interessant ist ferner das Bildnis des Landrats Hanker und das des jungen Otto K., bei dem man an den Ausspruch Pinders denken muß: „Sehen ist kein äußerlicher, sondern ein geistiger Vorgang“. — Außer dem bereits erwähnten Porträt der Frau J. wären noch eine Reihe farbig und kompositorisch guter Frauenbildnisse zu nennen, z. B. das der Frau Sch. oder der Elenore E., die Zeugnis von Thea Huckes gestalterischen Fähigkeiten ablegen.

Das hier wiedergegebene Selbstbildnis stammt aus dem Jahre 1958. Es zeigt die Künstlerin an der Staffelei mit der großen Pariser Palette und einem Bündel Pinsel, die sie „wie einen Blumenstrauß“ in der Hand hält. Ein Kunstwerk, das in seiner schlichten Art eine starke Kraft der Aussage hat (vgl. Abb. 1).

Die Motive ihrer Landschaftsbilder findet Thea Hücke zum großen Teil in der Umgebung von Diepholz, im Moor, in der Heide, am Dümmer, am Steinhuder Meer. Das hier reproduzierte Aquarell, das Bauernhäuser in Hüde darstellt, empfängt seine Wirkung aus dem kompositorischen Aufbau, der dem Bild Tiefe verleiht, wie aus der reizvollen farbigen Behandlung (vgl. Abb. 2).

Während in diesem Bilde die Landschaft allein spricht, zeigen andere Arbeiten der Künstlerin den Menschen in der Landschaft. Ein Beispiel dafür ist die wiedergegebene Moorlandschaft mit den Torfstechern. Sie ist groß in der Konzeption, verhalten in den Farben (vgl. Abb. 3).

Um die Vielfalt ihrer Themen aufzuzeigen, seien noch einige Bilder der Künstlerin genannt: Winterliche Einsamkeit, Abend im Moor, Abendstimmung in Steinhude, Dorf im Schnee, Hochwasser, Verlassener Moorstich, Frühling im Moor, Sonnenuntergang im Regen, An der Havel, Thülsfelder Talsperre, Rauhreif im Moor, Segelboote, Das Gräberfeld von Pestrup, Italienische Meeresküste u. a.

Eine große Anzahl von Arbeiten schuf Thea Hücke auf der schon erwähnten Nordlandreise, die sie 1959 machte.

Allein auf der nur fünftägigen Schiffsreise von Bodö bis zum Nordkap malte sie 28 Aquarelle, darunter einige, die das Erlebnis der Mitternachtssonne in farbiger Eindringlichkeit wiedergeben. Diese Aquarelle zeigen eine subtile Technik. Impressionen, durch künstlerisches Temperament gesehen, streng im Aufbau, von großer Raumbtiefe und farblicher Harmonie.

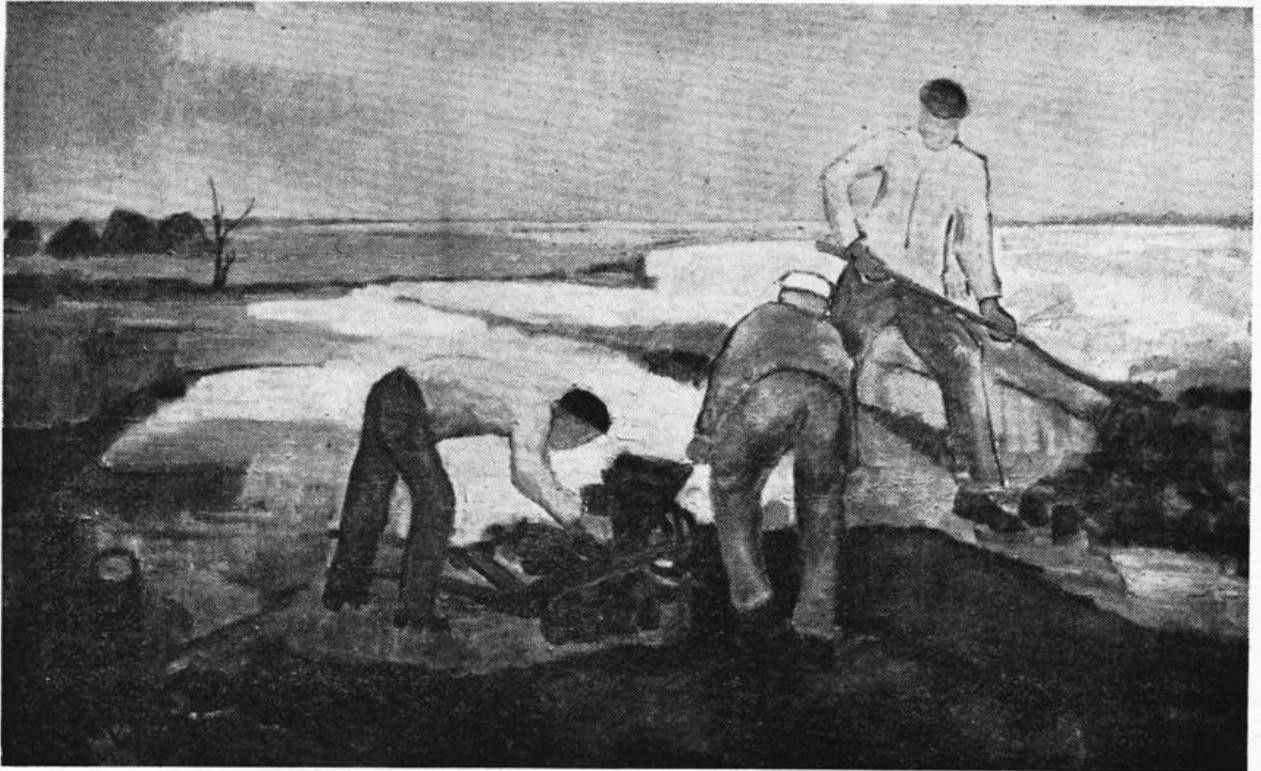


Abbildung 3

Ein Motiv zwischen Fauske und Bodö, gibt einen Eindruck von der Art, in der die Künstlerin die nordische Landschaft erlebte. Über dem Fjord steht ein „farbloser“ Regenbogen, der nur am unteren Rand ein schmales gelbes Band zeigt. Er übergreift die dunklen, teils mit Schnee bedeckten Berge, die in den Fjord abfallen. Einige Farbtupfen — Häuser am jenseitigen Ufer des Wassers — beleben das Bild; die Häuser im Vordergrund leuchten weiß und rot, ein roter Kahn schwimmt auf dem blauschimmernden Meer. Nicht zu viel Farbe und doch ein Farberlebnis. — Auf den Aquarellen, die die Mitternachtssonne darstellen, leuchten, ja brennen die Farben. So malte Thea Huckle ein Aquarell, das in Horizontalen gegliedert über dem Wasser in durchgehender Vertikale die glutende Mitternachtssonne zeigt ;im Hintergrund leuchten die Berge in blauroter Tönung. Gerade diese letzten Arbeiten zeigen wieder, daß die Künstlerin formal auf das Wesentliche komprimiert und der Farbe eine reiche Ausdrucksskala abgewinnt. Die Darstellung bleibt nicht im Realistischen stecken, sie gibt nicht nur ein Abbild der Landschaft, sondern ein Darüberhinaus, das die sichtbare Realität des Abbildes in ihr Sinnbild verwandelt.

Auch das Tier in der Landschaft weiß die Künstlerin darzustellen, wie das Ölgemälde

der „Kraniche bei Wagenfeld“ zeigt, die hell auf dunklem Grund stehen. Ein schmaler grüner Streifen trennt Himmel und Moor. In dieser Arbeit kommt besonders stark zum Ausdruck, daß Thea Huckle nicht nur feines Verständnis für malerische Werte besitzt, sondern auch für rhythmische Akzente.

Neben Porträten und Landschaften hat Thea Huckle zahlreiche Stilleben gemalt, deren Reiz im formalen Aufbau in der Bildgliederung und der Farbenharmonie liegt.

Immer wieder hat Thea Huckle auch plastisch gestaltet. Mit großer Fertigkeit und Originalität modelliert sie die Tiere ihrer bäuerlichen Umgebung: Hunde, Katzen, Pferde. Aber auch einige Porträtplastiken, wie die ihres Bruders und eines Bauernjungen, zeugen von ihrem Können.

Thea Huckle hat in vielen Ausstellungen mit großem Erfolg ihre Arbeiten gezeigt. Manches Museum, mancher Privatmann und manche Behörde haben Bilder von ihrer Hand erworben, und mancher Porträtauftrag wartet auf Ausführung. Man wünscht der Künstlerin, daß sie einen immer größeren Kreis von Freunden ihrer stillen, aber großen Kunst finden möge.

Dr. Nanne Brandes

Erzbischof Heinrich Wienken feierte sein goldenes Priesterjubiläum

Am 5. Juni 1959 feierte Erzbischof Heinrich Wienken, gebürtig aus Stapelfeld, in Berlin sein goldenes Priesterjubiläum. Das ist Anlaß genug, des hochwürdigsten Herrn Jubilars auch einmal in unserem Heimatkalender zu gedenken. Die Glückwünsche aus der Heimat haben ihn, wie sein Dankschreiben es in innigen Worten ausdrückte, mit höchster Freude erfüllt, ein Zeichen, daß die Heimat, die er in den letzten Jahrzehnten nur selten besuchen konnte, immer noch seine ganze Liebe besitzt.

Die berufliche Laufbahn des Erzbischofs ist so merkwürdig, daß sie nur in der ungewöhnlichen Zeitgeschichte ihre Erklärung findet. An einen Lebensweg mit so zahlreichen und so seltsamen Windungen hat der aus einem einfachen Bauerndorf stammende Neupriester am Tag seiner Weihe im Juni 1909 nicht im entferntesten gedacht. Seiner Neigung hätte, wie er selber erklärt, eine Anstellung im heimatlichen Oldenburger Münsterlande am besten entsprochen. Aber von Anfang an nahm der Kurs eine gänzlich andere Richtung.

Von 1909 bis 1912 wirkte Heinrich Wienken als Kaplan an St. Antonius in Münster. Die nächste Stelle heißt schon St. Sebastian in Berlin. Im Jahre 1917 wurde er dort zum Kuratus an St. Nikolaus ernannt. Mehr und mehr wandte er seine Sorge der Caritas zu. Die Caritas wurde sein eigentliches Arbeitsfeld, und die Tätigkeit auf diesem Gebiet stimmte sicher am besten zu seiner persönlichen Anlage und Neigung. Gelegenheit zu caritativer Betätigung gab es während der letzten Jahrzehnte im Überfluß, und je notwendiger die Zeiten wurden, desto mehr wuchsen die armen, bedrängten Menschen ihm ans Herz, an erster Stelle die von der Not betroffenen Kinder. Sein Lebensgesetz hatte eine kurze Formel: Anspruchslos für sich selbst, aber großherzig für die leidenden Brüder. Dieses Gesetz ist auch heute noch in Geltung.

Die Kirche zögerte nicht, dem hochverdienten Caritasmann ihre Anerkennung auszusprechen: Im Jahre 1930 wurde Heinrich Wienken zum Päpstlichen Geheimkammerer ernannt, im Jahre 1934 zum päpstlichen Hausprälaten. Bei der ganzen Berliner Geistlichkeit stand er hoch in Ehren. Auch die zivilen Stellen arbeiteten gern mit ihm

zusammen. Er selber gewann die Weltstadt immer mehr lieb. Wer ihn aus der Heimat besuchte, der hatte an ihm einen vortrefflichen Führer durch die bedeutsamsten Partien Berlins und wunderte sich, wieviel Schönes man unter kundiger Führung in der Reichshauptstadt antreffen konnte.

Das Jahr 1937 brachte die einschneidendste Änderung in der beruflichen Wegesrichtung: Unser Jubilar wurde zum Generalvikar und Coadjutor in Meißen ernannt. Diese hohe Stellung wurde schon bald verbunden mit einem Amte, wie es bisher noch niemand innegehabt hatte: Der neue Generalvikar wurde der Sprecher der Fuldaer Bischofskonferenz in den Verhandlungen mit den nationalsozialistischen Regierungs- und Parteistellen. Diese Verhandlungen boten ein seltsames Bild: Auf der einen Seite die allmächtigen Diktatoren des totalitären Regimes, auf der anderen Seite der katholische Priester, der machtmäßig gar nichts einzusetzen hatte. Der Beauftragte der Bischofskonferenz hatte vorwiegend ein Ziel im Auge: Menschen, die durch die Maßnahmen des Dritten Reiches in Not geraten waren, durch den Einsatz der menschlichen Argumente und Motive Hilfe zu bringen. Es gab natürlich viele Fehlschläge, auch persönliche Demütigungen, aber hin und wieder auch ermutigende Erfolge. Im Sommer 1942 erlebten die geistlichen Häftlinge in Dachau ihren glücklichen Tag. Ein Bericht von damals lautet so: „Es war am 28. Juni 1942. Da versammelten sich im Konzentrationslager Dachau etwa 200 Priester in der ersten Stube ihres Blocks. Man hatte Wohnstube und Schlafraum zu einem größeren Raum zusammengeschlagen. Vorn stand ein kleiner Tisch, der mit einem weißen Leinentuch bedeckt war. Auf dem Tisch ein kleines Kreuz, daneben zwei erbärmliche Kerzenleuchter mit kleinen Kerzenstümpfen. Davor konnte man einen kleinen Kelch sehen, der wie zur hl. Messe gedeckt war. Wozu das alles? War es Hohn, oder wollte man wirklich in dieser Weise die hl. Messe feiern? Wahrhaftig, da tritt ein Priester in weißem Meßgewande an den Tisch, der nun zum Altar wurde. Und dann wird im Lager die erste hl. Messe gefeiert. Welche Freude in dem Priesterblock herrschte, kann man nicht beschreiben.“ So der Bericht. Der Altar mit



seinen hohen Geheimnissen hat in der Folge über die unheimliche Welt von Dachau eine Fülle von Trost verbreitet. Und wem war die große Vergünstigung zu verdanken? In hohem Grade den beharrlichen Bemühungen des treuen Unterhändlers Heinrich Wienken in Berlin.

Im Jahre des Zusammenbruchs 1945 wurde eine Tyrannei durch die andere abgelöst. Als Verhandlungspartner standen unserem Jubilar nun russische Besatzungs-offiziere gegenüber, am häufigsten der damals vielgenannte Oberst Tulpanow. Heinrich Wienken hatte wieder keine anderen Waffen zur Verfügung als den Appell an die Menschlichkeit gegenüber der niedergeschmetterten deutschen Bevölkerung. Und Tulpanow ließ sich tatsächlich bewegen zu einem respektvollen Verhalten gegenüber seinem priesterlichen Gesprächspartner.

Im Jahre 1951 erreichte Heinrich Wienkens Lebensbahn ihre Gipfelhöhe; er be-

stieg den Bischofsthron in Meißen, für den er seit 1937 vorgemerkt war. Vom Bauernjungen in Stalförden zum Bischof von Meißen! Wer hätte das ahnen können? Das Bistum war Diasporaland, war arm und lag mit seinem ganzen Territorium in der russischen Besatzungszone. Heinrich Wienken hat sich mit der Liebe des guten Hirten seiner Herde gewidmet, unermüdlich, allen Widerständen zum Trotz, buchstäblich so lange, bis seine Arbeitskraft zusammenbrach.

Ganz erschöpft legte er seinen Bischofsstab nieder und suchte Zuflucht im Franziskushospital in Berlin. Die Kirche ehrte den in so vielen schwierigen Stellungen bewährten Priester durch die Beförderung zur erzbischöflichen Würde.

Die Heimat gedenkt in Verehrung und Liebe ihres Sohnes, der ihr durch seine langjährige, gesegnete Tätigkeit so viel Ehre eingebracht hat.

Franz Morthorst

Franz Große-Wietfeld zum Gedächtnis

Am 4. Dezember 1958 wurde Dr. theol. habil., Dr. iur. utr. Franz Große-Wietfeld, Anwalt an der Sacra Rota Romana, an einem unbeschränkten Eisenbahnübergang mit seinem Kraftwagen von einem Eilzug erfaßt und getötet. Unter großer Anteilnahme seiner Freunde, die von nah und fern herbeigeeilt waren, wurde er am 10. Dezember 1958 auf dem heimatlichen Friedhof in Emstek begraben.

Franz Große-Wietfeld ist am 30. März 1893 in Bottorf, Kreis Bersenbrück, geboren. Mit dem Zeugnis der Reife, das er am Gymnasium Carolinum in Osnabrück erwarb, nahm er in Münster i. W. und in Freiburg i. Br. das Studium der Philosophie und der Theologie auf. Dieses wurde unterbrochen durch seine Teilnahme am ersten Weltkrieg, den er zuletzt als Leutnant der Reserve eines Garde-Fuß-Artillerie-Regiments mitmachte. Er wurde mit dem EK I und EK II ausgezeichnet. Nach dem Krieg setzte er seine theologischen Studien fort und wurde am 21. Mai 1921 im Hohen Dom zu Münster zum Priester geweiht.

Nach kurzer seelsorgerlicher Tätigkeit in Gelsenkirchen-Buer und in Oberhausen wurde er, noch im Jahre 1921, an das deutsche Studienkolleg an der Kirche Santa Maria dell'Anima in Rom entsandt, um als Anima-Kaplan das Studium des kanonischen

Rechtes aufzunehmen. Im Jahre 1923 wurde er zum Vizerektor dieses Studienkollegs ernannt. Am Athenaeum Lateranense studierte er vier Jahre hindurch kanonisches und römisches Recht und wurde zum Dr. iur. utr. promoviert.

In seiner römischen Studienzeit machte er die archivalischen Studien zu einer großen wissenschaftlichen Arbeit über „Justizreformen im Kirchenstaat in den ersten Jahren der Restauration (1814 — 1816). Ein Beitrag zur Geschichte der kurialen Gerichtsbehörden und der Entwicklung des kanonischen Prozeßrechts“ (Paderborn 1932), mit der er bei Professor Carl Lux an der Theologischen Fakultät in Münster zum Dr. theol. promovierte.

Nach dem römischen Studienaufenthalt war Große-Wietfeld tätig als Präfekt am Collegium Ludgerianum, als Hausgeistlicher auf Haus Ruhr und als Repetent am Priesterseminar.

Einen weiteren mehrjährigen Studienaufenthalt in der Ewigen Stadt benützte er zur Fortsetzung seiner rechtsgeschichtlichen Forschungen und zur Teilnahme an dem an der Sacra Rota Romana bestehenden Studio zur Ausbildung kirchlicher Anwälte und erwarb hier das Diplom eines Rotalanwaltes, das die Befähigung gibt, an allen kirchlichen Gerichten als Anwalt aufzutreten.

Mit einer rechtsgeschichtlichen und rechtssystematischen Studie über die Apostolische Signatur, das höchste Gericht der Lateinischen Kirche, habilitierte er sich bei Franz Egon Schneider an der Kath. Theologischen Fakultät in Münster für das Fachgebiet des Kirchenrechts. Im Jahre 1937 übernahm er an dieser Fakultät die Verwaltung einer wissenschaftlichen Oberassistentenstelle, legte diese ein Jahr darauf nieder und widmete sich fortan allein seiner anwaltlichen Tätigkeit.

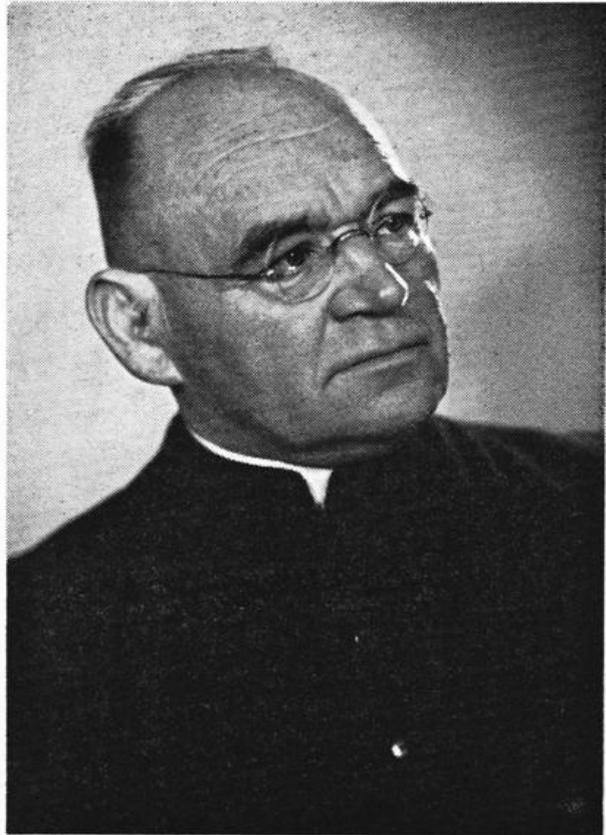
Von seiner Anwaltskanzlei, die er am Spieckerhof 1 in Münster betrieb, gingen viele Anregungen aus. Als er am 10. Oktober 1943 von einem Besuch seines auf den Tod erkrankten Lehrers Egon Schneider nach Münster zurückkehrte, fand er seine Wohnung und seine Anwaltskanzlei als rauchenden Trümmerhaufen vor. Die Arbeit vieler Jahre war zerstört.

Große-Wietfeld ließ sich von diesem harten Schlag nicht entmutigen, baute sich erneut eine Anwaltskanzlei auf (in der Gartenstraße). Nachdem auch diese ein Jahr darauf zerstört wurde, zog er mit dem letzten Rest seiner Habe und der im Borromäum zum Teil ausgelagerten Bibliothek in sein väterliches Haus in Emstek. Von hier aus betrieb er fortan seine anwaltliche Tätigkeit und reiste je für eine Woche zu Beginn des Monats nach Münster, wo er im Hause seines Freundes Domvikar Msgr. Leiwering abstieg und seine Klienten empfing. Auf der Rückkehr von einer solchen Fahrt nach Münster ereilte ihn der Tod.

Von den wissenschaftlichen Arbeiten Große-Wietfelds ist allein seine theologische Doktorarbeit veröffentlicht worden. Die Habilitationsschrift wurde ein Raub der Flammen.

In seiner theologischen Doktorarbeit befaßt sich Große-Wietfeld mit den Justizreformen des Kirchenstaats in den ersten Jahren der Restauration (1814—1816). Er wurde zu dieser Arbeit angeregt durch die ihm eigene Vorliebe für das kanonische Prozeßrecht.

Die historischen Entwicklungslinien, die zu dem im Codex Iuris Canonici vom Jahre 1917 kodifizierten Prozeßrecht führen, haben einen bedeutsamen neuen Ansatz, der in der Kodifikations-Aera des Kirchenstaates zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu suchen ist. Napoleon hatte der abendländischen Welt vorbildliche moderne Gesetzeswerke gegeben, die nach seinem Sturz in vielfältiger Weise weiter gewirkt haben,



auch im Kirchenstaat. Dieser hatte in Kardinalstaatssekretär Consalvi einen Mann, der nicht nur als großer Diplomat durch seine Verhandlungen mit den staatlichen Mächten die kirchliche Organisation neu begründete, sondern auch der rechtlichen Ordnung des Kirchenstaates eine neue Grundlage gab. Er ist die Seele der Kodifikationsbewegung für den Kirchenstaat geworden. Mit der Gesetzgebungsarbeit der Jahre 1814—1816 befaßt sich die Studie von Große-Wietfeld. Sie gibt ein bewegtes Bild gesetzgeberischer Tätigkeit.

Es würde zu weit führen, hier im einzelnen darauf einzugehen. In einigen kurzen Strichen sei mit den eigenen Worten des Verewigten der Geist dieser Reformarbeit angedeutet. „In raschem, vielleicht sogar ungestümen Vorwärtsdrängen wurde schon in den ersten Jahren der Amtsführung Consalvis (1800—1805) der Boden für die Reformen aufgelockert. Das Laienelement fand Eingang in die Verwaltung des Kirchenstaates. Handel, Handwerk und Gewerbe wurden befreit von den Fesseln der Zwangswirtschaft und bekamen Bewegungsfreiheit durch Erklärung des freien Innenhandels, durch Aufhebung der Zünfte, Einrichtung von Handelsgerichten mit einfachem Prozeßverfahren unter Gebrauch der Landesspra-

che. Mutvoll rückte man den Latifundien, dem Fideikommiß- und Feudalwesen zu Leibe, um damit Ketten zu sprengen, die der Entwicklung der Volkswirtschaft entgegenstanden. Das Beamtentum ging einer Erneuerung und Festigung entgegen durch die Einführung fester Gehälter und Pensionen.

Wo französische Einrichtungen sich behauptet hatten und man nichts Besseres an ihre Stelle setzen konnte, scheute man sich nicht, sie gänzlich zu übernehmen, so das französische Handelsrecht und das Hypothekenrecht.

Das Jahr 1816 brachte dem Kirchenstaat im *jus commune* das Einheitsrecht; seine Umgestaltung zum modernen Gebrauchsrecht wurde eingeleitet und begonnen.

Verwaltung und Justiz wurden getrennt und beide Zweige einer umfassenden Reform unterzogen.

Den Höhepunkt des Jahres auf dem Gebiete der Justiz bildet das neue Gerichtsverfassungsgesetz, welches aber über die Grenzen einer Gerichtsverfassung bereits hinausgeht durch verschiedene Neuschöpfungen auf dem Gebiete des Prozeßrechts.

Dem Zwecke einer geregelten und straffen Rechtspflege diente die Aufhebung der partikulären und privilegierten Gerichtsstände, ohne daß man dabei dem Radikalismus verfiel und erprobte Sondergerichte, wie z. B. das Arbeitsgericht, zerschlug. Grundprinzip sollte aber sein, daß jeder Prozeß auch seinen ordentlichen Richter fand, es sollte in Zukunft nicht mehr möglich sein, Streitsachen auf dem Verwaltungsweg oder in delegierter Gerichtsbarkeit auszutragen und so den ordentlichen Gerichten zu entziehen."

Die rechtsgeschichtliche Arbeit von Große-Wietfeld ist für die systematische Erhellung des geltenden kanonischen Prozeßrechtes dadurch wertvoll, daß sie uns den Einfluß des französischen Rechtes auf die neuere Entwicklung des kanonischen Prozeßrechtes zeigt.

Was Große-Wietfeld in der Stille seiner Anwaltskanzlei wirkte, ist nur wenigen bekannt, aber von größter Bedeutung. Um dieses sein Wirken richtig würdigen zu können, will bedacht sein, daß die kirchliche Rechtsprechung im bischöflichen Bereich in starkem Maße zum Erliegen gekommen war und durch den *Codex Iuris Canonici* wieder zu neuem Leben erweckt worden ist.

Ein noch so gutes Gesetz schafft indessen noch keine funktionsfähigen Gerichte.

Dazu bedarf es geschulter Kanonisten. Große-Wietfeld aber war für Deutschland der Einzige, der diese Schulung, insbesondere für die gerichtliche Tätigkeit, im höchsten Ausmaße durchgemacht hatte. Er war daher wie kein anderer in der Lage, der Rechtsprechung unserer Diözesengerichte auf die Beine zu helfen. Als Anwalt, der viele Rechtsfälle aus fast allen deutschen Diözesen behandelte, hatte Große-Wietfeld die einzigartige Möglichkeit, in die Weite des deutschen Landes hineinzuwirken.

Für die Rechtsprechung unserer Diözesengerichte entstand in den Jahren 1938 und 1939 durch Eingriffe der Sakramentenkongregation in schwebende Ehenichtigkeitsverfahren eine bedrohliche Situation. Große-Wietfeld gehörte damals zu den wenigen Kanonisten, die in ihrem Glauben an die kanonische Rechtsordnung nicht erschüttert wurden und überraschend schnell erfahren durften, daß ein zur Bereinigung der aufgetretenen Schwierigkeiten von Papst Pius XII. eingesetzter Kompetenzkonfliktsgerichtshof die Trennungslinien zwischen Justiz und Verwaltung mit unerbittlicher Schärfe gezogen und die Freiheit der Gerichte wieder hergestellt hat.

Aus dem Fragenkreis des materiellen Eherechts hat sich Große-Wietfeld in zwei Beiträgen, die in Theologie und Glaube 1950 erschienen sind, mit der schwierigen Unterscheidung zwischen Verpflichtungs- und Erfüllungswillen befaßt und hier eine Wegweisung gegeben, die inzwischen auf dem Wege ist, zur herrschenden Lehre zu werden.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde an der wiedererstandenen Theologischen Fakultät in München ein Kanonistisches Institut errichtet, das sich Große-Wietfeld zu Dank verpflichtet weiß, weil die Idee zur Gründung einer solchen Forschungs- und Lehrstätte im gemeinsamen Gespräch mit ihm geboren worden ist. Die Absicht, Große-Wietfeld als Lehrer des kanonischen Prozeß- und Strafrechts an dieses Institut zu ziehen, ließ sich leider nicht verwirklichen.

Mit Franz Große-Wietfeld ist ein Mann von großen Geistesgaben und einer seltenen Herzensgüte von uns geschieden. Möge der Herr ihm all das Gute vergelten, das er all denen erwiesen hat, die ihm in seinem Leben Nächste geworden sind.

Klaus Mörsdorf



LANDESÖKONOMIERAT DIEDRICH SIEMERS †

Am 7. Juni 1959 verstarb im 86. Lebensjahr ein auch in Kreisen der Landwirtschaft bekannter und geschätzter Beamter des Landeskulturdienstes, der Landesökonomierat a. D. Diedrich Siemers in Oldenburg. Er wurde am 7. März 1874 in Elmelo (Gem. Ganderkesee) geboren, besuchte zunächst die Bürgerschule in Delmenhorst und dann die Oberrealschule in Oldenburg. Als Bauernsohn der Delmenhorster Geest fühlte er sich mit der Landwirtschaft stets eng verbunden und entschloß sich aus diesem Grunde bei seiner Berufswahl für das Studium des Vermessungs- und Landeskulturwesens.

Nach Beendigung des Studiums an der Technischen Hochschule in München begann er 1895 den Vorbereitungsdienst für den Vermessungs- und Landeskulturdienst in Oldenburg. Bei Ablegung der Großen Staatsprüfung (1897) wurde ihm als Probearbeit eine Aufgabe aus seiner Heimat gestellt, ein „Entwurf für die Verkopplung des Ganderkeseer Esches“. Anschließend war er bei den Katasterämtern in Cloppenburg, Delmenhorst, Oldenburg und Elsfleth tätig.

Nachdem er 1900 vorübergehend zur Regierung des oldenburgischen Landesteils in Birkenfeld abgeordnet war, wurde ihm 1901 die Leitung des Katasteramtsbezirks Vechta I übertragen. Seine Tätigkeit in Vechta wurde von 1916 bis 1918 durch

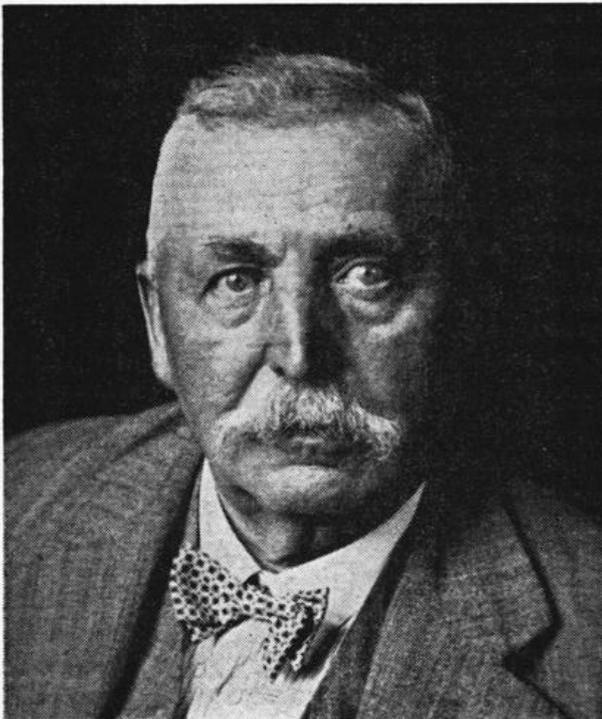
Kriegsdienst unterbrochen. Nach dem Tode des Landesökonomierats Meiners (1921) wurde D. Siemers als dessen Nachfolger zum Landesökonomierat bei der Oldenburgischen Vermessungsdirektion ernannt. Unter seiner Leitung führte die Abteilung für Verkopplungen zahlreiche Umlegungsverfahren durch. Zu diesen gehörte die Verkopplung der Esche von Westerbakum, von Böen, Röpke, Helmighausen, Evenkamp, Werwe (Gem. Lönigen), von Peheim, Timmerlage, Garen, Godensholt und Friesoythe, die Verkopplung des Wöstendöllener und Norddöllener Erdbrandes (Gem. Visbek), des Vechtaer Reservemoores, des Wiekesches und des Hohen und Espener Esches bei Apen, die Umlegung von Grundstücken aus Anlaß der Lethebegradigung, ferner von Grundstücken in Wehnen, in Cloppenburg und Vechta (vor dem Münstertor), des Bokeler Bruchs usw. Außerdem wurden unter seiner Leitung die Wulfenauer Mark, der Garener und der Auen-Holthausener Brink geteilt.

Mit besonderem Verhandlungsgeschick hat er stets alle auftretenden Schwierigkeiten überbrückt. Durch seinen Übertritt in den Ruhestand (1933) wurde es ihm ermöglicht, sich als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg seinem besonderen Interessengebiet intensiv zu widmen.

Anläßlich des 100jährigen Bestehens des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde wurde ihm 1950 die Ehrenmitgliedschaft verliehen. Damit wurde seine verdienstvolle Tätigkeit gewürdigt, die bei vielen Ausgrabungen zu wertvollen Ergebnissen führte und durch seine umfangreichen Feldaufnahmen die Eintragung der staatlichen Großsteingräber und vor- und frühgeschichtlichen Hügelgräber in die Denkmalslisten ermöglichte. Durch diese Eintragung wurde bewirkt, daß die Bestimmungen des Oldb. Denkmalschutzgesetzes von 1911 auf diese vorgeschichtlichen Denkmäler Anwendung finden können.

Das Staatliche Museum für Naturkunde und Vorgeschichte betrauert in dem Verstorbenen seinen stellvertretenden Direktor während des zweiten Weltkrieges, das Museumsdorf Cloppenburg einen aufrichtigen Freund, der auch als Mitglied der Vereinigung der Freunde des Museumsdorfes dieser seit Jahren ansehnliche Beiträge zuführte.

O. H a r m s



Wiesmoakjen in Seelterlound

Doo Seelter hääbe in oolde Tieden, as doo Noabere noch tauhoope koomen uum bi dät eepene Fjuur mäd Hondorbeid un Fertellen doo Äiwende tou ferbrangen, fuul Spoas häiwed. Dät Wiesmoakjen (Apbieden) heerde mee tou de Unnerhooldenge un is bit dällich noch nit utslieten.

Molkfuurmon Bernd, die as Spoasmoaker in dät ganse Tärp bikoand waas, koom dät just gjucht, as Pestors Huushollerske him anheelt un fräigede: „Bernd wo kumt dät äigentlik, dät wi ap de Molgeräi so ligen Fatgehalt hääbe?“ „Wo ofte meelke jie dan?“ „Deeges träije!“ „„Jä, dan mouden jie noch insen moor meelke un dät Läste scheen utmeelke, den dät is juust dät Fat.“ Bernd kneep deerbi doo Oogene hoolich tou un kikedde so ietenst ut, as wan hie dät sälwen leeude.

As Bernd mäd de Molwaien bi de Schoule forbi fierde, koom de Koster sien Huushollerske ätter buten. Bernd kwad: „Meun Gesina, wo häd dät geen, häst du juu oolde Kuu ferkoopd un ouläwerd?“ „Jee, juu waas so oold un roate man 'n bitsken Molk moor.“ Hai jie deer noch goud wät foar kriegen?“ „Noa, die Hondelsmon kwad, dät sucke oolde meegere Bäiste gjucht billich wieren!“ „Ji wolln daach sicher noch 'n Kuu wier hääbe?“ „Jee, die Hondelsmon häd mie fluks 'n goude Kuu in Tuusk ferkoopd. Iek wül die frägje, aw du juu Kuu ieuwen bikiekje wült un wät du deer fon meenst.“

Bernd kikt juu Kuu in de Bäk. „Jee man Gesina, wo häst du dät häiwed. Kieke man här, juu Kuu häd buppe nit aan Tusk moor in de Bäk. Dät mout jä wul 'ne gans oolde Kuu weese un deer häst duu noch so fuul Jeeld ap tou roat?“ Hiest du mi dät man foartied tou kweeden, dan hied iek die dät wiesed. Gesina wunnert sich mäd de eepene Muule un kwäd: „Dan mout die Kärl juu Kuu wiernieme.“ „Noa, dät houget hie nit. Eerstens hääbe jie tuusked un twäidens is dät'n Fäiler die tou sjoon is. Deer duurst du nit mäd in 't Gjucht gunge! Dät kud die 'n juuren Prosses wäide. Bernd häd doo Oogene wier hoolich ticht niepen un moaket 'n Gesicht so trjou un ietenst, dät Gesina dät wuddelk leeue mout.

Dät boalt sick gaau in 't Tärp rund, dät Gesina so tou gong keemen is mäd juu näije Kuu un elk biduurt hier. Naober Stef-

Vom Weismachen im Saterlande

Die Saterländer haben in alten Zeiten, als die Nachbarn noch zusammenkamen und beim offenen Herdfeuer mit Handarbeit und Erzählen die Abende verbrachten, viel Spaß gehabt. Das Weismachen (Aufbinden) gehörte mit zur Unterhaltung und ist auch jetzt noch nicht ausgestorben.

Milchfuhrmann Bernd, der im ganzen Dorfe als Spaßmacher bekannt war, kam gerade recht, als Pastors Haushälterin ihn anhielt und fragte: „Bernd, wie kommt es, daß wir auf der Molkerei so niedrigen Fettgehalt haben?“ „Wie oft melket ihr?“ „Täglich dreimal!“ „Ja, dann müßt ihr noch einmal mehr melken und das Letzte rein ausmelken, denn das ist gerade das Fett.“ Dabei kniff Bernd die Augen halb zu und schaute so ernst drein, als ob er es selber glaubte.

Als Bernd mit dem Milchwagen bei der Schule vorbei fuhr, kam dem Lehrer und Küster seine Haushälterin nach draußen. Bernd sagte: „Guten Morgen Gesina, wie ist es geworden? Hast du die alte Kuh verkauft und abgeliefert?“ „Ja, die war ja schon so alt und gab nur wenig Milch mehr.“ „Hast du sie gut bezahlt bekommen?“ „Nein, der Handelsmann sagte, daß solche alte magere Kühe billig wären!“ „Ihr wollt doch sicher noch eine Kuh wiederhaben?“ „Ja, der Handelsmann hat mir gleich eine gute Kuh in Tausch verkauft. Ich wollte dich fragen, ob du sie eben besehen wolltest und was du davon meinst.“

Bernd schaut der Kuh ins Maul. Aber Gesina, wie hast du das gehabt. Schau nur her, die Kuh hat oben keinen einzigen Zahn mehr im Maul. Das muß ja wohl eine alte Kuh sein und da hast du noch so viel Geld zubezahlt. Gesina wundert sich mit offenem Munde und sagt: „Dann muß der Mann die Kuh wiedernehmen.“ „Nein, das braucht er nicht. Erstens hab ihr getauscht und zweitens ist das ein Fehler, der von draußen zu sehen ist. Da darfst du nicht mit ins Gericht gehen; das könnte dir ein teurer Prozeß werden.“ Bernd hat die Augen wieder halb zugekniffen und macht ein Gesicht so treu und ernst, daß Gesina das wirklich glauben muß.

Es spricht sich schnell im Dorf herum, daß Gesina so ein Pech gehabt hat mit der neuen Kuh und ein jeder bedauert sie. Nachbar Steffan kann das zuletzt nicht mehr an-



fen kon dät touläst ni moor ounlusterje un hälpt hier deer bääte. Hie kwäd: „Jo hääbe die nu longe nouch foar't Tau häiwed. Juu Kuu is goud. Deer failt niks an. Buppe in de Bäk hääbe doo Bäiste aal neen Tuske.“ Do faalt Gesina 'n Steen fon't Haat.

hören und hilft ihr dahinter: Er sagt: „Die haben dich lange genug vor's Tau gehabt. Die Kuh ist gut, da fehlt nichts dran. Oben im Maul haben die Kühe alle keine Zähne!“ Da fällt Gesina ein Stein vom Herzen.

Hermann J a n s s e n

40 Jahre Heimatbund

Nach dem ersten Weltkriege ging eine starke Besinnung auf die Werte der Heimat durch unser Volk. Viele wurden sich bewußt, daß diese Werte gefährdet waren, und daß es notwendig war, sich zum Schutz dieser Werte zusammenzuschließen und gegen die Gefahren, die sie bedrohten, zu kämpfen. Millionen, die im Felde waren, hatten zutiefst erlebt, was Heimat ist und was sie bedeutet, daß jeder mit seinem ganzen Sein in der Heimat wurzelt, und daß sie ihm nächst Gott der höchste Wert ist.

Diese Erkenntnis, die sich vor vier Jahrzehnten in weitesten Volkskreisen auch unseres damaligen Münsterlandes Bahn brach, drängte zu einer organisatorischen Form, zu gemeinschaftlicher Arbeit für die Heimat, für ihren Schutz und ihre Pflege. So entstand am 8. Dezember 1919 der „Heimatbund für das Oldenburger Münsterland“. Hunderte heimatverbundener Männer und Frauen sammelten sich in ihm zu aktiver Mitarbeit. Sie sahen das Oldenburger Münsterland als eine politische, wirtschaftliche und geistig-kulturelle Einheit in christlichem Sinne, und dieser Gedanke beseelte den Heimatbund bis heute, ja er wird in immer stärkerem Maße die Grundlage seiner Arbeit.

+

40 Jahre sind heute seit dem Tage der Gründung des Heimatbundes vergangen. Dieser Rückblick soll keine ins einzelne gehende Würdigung der Arbeit des Heimatbundes und der Tätigkeit der führenden Persönlichkeiten, die sich besondere Verdienste um die Aktivierung der Heimarbeit und die Verwirklichung des Programms erworben haben, sein. Das soll einer umfassenden Arbeit zum 50jährigen Bestehen des Heimatbundes vorbehalten bleiben. Die Übersicht zum 40jährigen Bestehen soll nur auf die wichtigsten Punkte der Heimatbundarbeit hinweisen.

Der organisatorische Aufbau des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland

erfolgte im Rahmen der Satzung. Eine ganze Reihe Ortsgruppen konnten im Laufe der ersten Jahre gegründet werden. Im Rahmen des Vorstandes, des erweiterten Vorstandes und vor allem der Ausschüsse waren alle führenden Persönlichkeiten des Oldenburger Münsterlandes in die Arbeit des Heimatbundes mit eingeschaltet, die außerordentlich aktiv und fruchtbar war.

Im Vordergrund standen nach der Satzung die Herausgabe der „Heimatblätter“, die Gründung und der Aufbau eines Heimatmuseums, der Aufbau der Heimatbibliothek und die Durchführung von Wanderungen.

Die erste Nummer der Heimatblätter erschien Anfang 1920 als Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“. Die Schriftleitung hatte Dechant Dr. Averdäm, Oythe. Damit war ein wirksames Organ geschaffen, das den Gedanken der Heimatbewegung in das Volk trug, die Arbeit des Heimatbundes unterstützte und den Heimatforschern und Heimatschriftstellern Gelegenheit bot, ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Alle Aufgaben, die im grundlegenden § 1 der Satzung des Heimatbundes genannt waren, haben durch die „Heimatblätter“ ihre Förderung erfahren. 1925 wurden die wichtigsten Veröffentlichungen der Heimatblätter in einem Sonderband unter dem Titel „Der Eiserne Birnbaum“ zusammengefaßt. 1929 trat zu dem Text das Bild. Die Heimatblätter erschienen von 1929 ab illustriert, ein großer Fortschritt. Von dieser Zeit an wurde besseres Papier zum Druck der Heimatblätter verwendet, und Hunderte haben die „Heimatblätter“ gesammelt und einbinden lassen. Sie bilden heute mit ihren 40 Jahrgängen eine große und wertvolle Materialsammlung über Geschichte und Volkskunde des Oldenburger Münsterlandes auf allen Gebieten. Die „Heimatblätter“ „überstanden“ auch das „Dritte Reich“; nur in den letzten Kriegsjahren und in den ersten Nachkriegsjahren konnten sie nicht erscheinen. 1950 erschienen sie wieder. Die „Heimatblätter“ haben durch



vier Jahrzehnte der Aufgabe des Heimatbundes, „echten Heimatsinn und bewußte Heimatliebe zu wecken und zu fördern und die Eigenart der Heimat zu wahren“ gedient und werden das auch in Zukunft tun.

Die größte Aufgabe des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland war die **Gründung und der Aufbau des Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland, aus dem dann das große Freilichtmuseum, das Museumsdorf Cloppenburg, gewachsen ist**, das heute internationale Bedeutung hat. Den Grunstock des Heimatmuseums, dessen Leiter Dr. Ottenjann war, bildete die Sammlung des Löninger Apothekers König. Auf den Fluren des Gymnasiums Cloppenburg und in einigen Nebenräumen fand es Unterkunft, und dank der zähen Arbeit Dr. Ottenjanns wuchsen seine Sammlungen. Der entscheidende Tag für die Zukunft des Heimatmuseums war der 5. März 1922. An diesem Tage entschied der Vorstand des Heimatbundes in der Bahnhofsgaststätte in Schwichteler über die Frage, ob für das Oldenburger Münsterland nur ein Heimatmuseum, d. h. ein kulturhistorisches Museum geschaffen werden sollte, oder ob die Ämter Vechta und Cloppenburg die Möglichkeit haben sollten, je ein Heimatmuseum zu schaffen. Nach der Satzung war die Möglichkeit dazu gegeben, und Bestrebungen in diesem Sinne waren auch vorhanden. Nach eingehender Aussprache siegte doch der Gedanke der Einheit des Oldenburger Münsterlandes, und der Vorstand entschied einstimmig, für das ganze Münsterland nur ein Heimatmuseum zu schaffen. Das war eine bedeutungsvolle Entscheidung, bedeutungsvoller als einer der Beteiligten damals ahnte. Wäre die Entscheidung damals für zwei Heimatmuseen gefallen, so gäbe es heute kein Museumsdorf Cloppenburg. Der 5. März 1922 in Schwichteler ist also der eigentliche Geburtstag des Museumsdorfes, obgleich seine Idee erst zehn Jahre später durch Dr. Ottenjann Gestalt gewann, denn aus dem einen großen Heimatmuseum des Oldenburger Münsterlandes wuchs organisch das große Kulturwerk, das Dr. Ottenjann später verwirklicht hat. Das Museumsdorf ist das Werk Dr. Ottenjanns, aber es ist in gleicher Weise das Werk des Heimatbundes und des Oldenburger Münsterlandes

Dem Vorstandsbeschuß von Schwichteler 1922, nur ein Heimatmuseum, ein kulturhistorisches Museum für das Oldenburger Münsterland zu schaffen, folgte bald der

zweite Beschlurß, in Vechta ein naturkundliches Museum für das Oldenburger Münsterland zu errichten. Der Aufbau dieses zweiten Museum war in erfreulichem Fortschreiten, als der Kriegsausbruch 1939 das Werk völlig brach legte. Die Stadt Vechta hatte den letzten alten Burgmannshof, die Elmendorffsburg, für die Zwecke des naturkundlichen Museums zur Verfügung gestellt. Oberstudienrat Dr. Henssen, der zugleich Leiter der Kreisbildstelle war, wurde mit der Leitung des Aufbaues betraut. Mehrere Räume hatten bereits die umfangreiche Vogelsammlung, ferner die Sammlung Wald und Holz aufgenommen. Eine prähistorische Sammlung war im Aufbau, und die Planungen für die weiteren Sammlungen lagen fertig. Da wurde zu Beginn des Krieges 1939 die Elmendorffsburg vom Kreisamt für „dringende“ Verwaltungszwecke beschlagnahmt. Die im Aufbau befindlichen Sammlungen des Naturwissenschaftlichen Museums wurden zerstreut, die wertvolle Vogelsammlung den Höheren Schulen als Leihgabe zur Verfügung gestellt, wo sie sich heute noch befindet. Nach dem Kriege diente die Elmendorffsburg als Unterkunft für Flüchtlingsfamilien; auch Schulklassen waren und sind darin untergebracht. Aber der Heimatbund hat „einen Fuß“ wieder in der Elmendorffsburg. Ein großer Raum im Obergeschoß wurde mit Hilfe des Kreises und der Stadt Vechta zum Bibliotheks- und Arbeitsraum ausgebaut und ein erheblicher Teil der Heimatbibliothek aus dem Kaponier in diesen Raum gebracht und neu geordnet. Der Heimatbund hat die begründete Hoffnung, daß in absehbarer Zeit die Schulraumnot und die Wohnungsnot beseitigt sind, und daß dann die Elmendorffsburg dem Heimatbund nicht nur für Zwecke der Heimatbibliothek, sondern auch für das Naturkundliche Museum, dessen Aufbau nicht aufgegeben ist, zur Verfügung stehen wird.

Mehrere Punkte des § 1 der Satzung des Heimatbundes fanden ihre praktische Verwirklichung in dem Aufbau der „Heimatbibliothek“ in Vechta. Sie ist aus sehr bescheidenen Anfängen gewachsen, wurde durch den Erwerb der Oldenburgica aus der Großherzogl. Privatbibliothek verstärkt und später durch umfangreiche Nachlaßspenden und ständigen Erwerb zu einer sehr wertvollen und sehr reichhaltigen Bibliothek mit etwa 7000 Bänden ausgebaut. Dieser Ausbau war erst möglich, als der Heimatbund das Untergeschoß des Kaponiers, des letzten Restes der Befestigungsanlagen

der Festung Vechta, für die Zwecke der Heimatbibliothek von der Justizverwaltung pachten konnte. Vor zwei Jahren ist das Kaponier endgültig in den Besitz der Stadt Vechta übergegangen. Erhebliche Teile der Heimatbibliothek und auch das Archiv der Stadt Vechta befinden sich noch heute im Kaponier, dessen Obergeschoß auch im Vorjahr frei geworden ist. Wie bereits erwähnt, ist ein wesentlicher Teil der Bücherbestände der Heimatbibliothek heute im Obergeschoß der Elmendorffsburg untergebracht. Im Laufe der Zeit wird sich auch hier eine endgültige Regelung ergeben, die auch die verstärkte Nutzbarmachung der Heimatbibliothek für die Zwecke der Heimatforschung etc. ermöglicht. Ihr Aufbau und Ausbau haben seit jeher nicht nur die aktive Unterstützung des Heimatbundes, sondern auch des Kreises und der Stadt Vechta erfahren.

Die Heimat kennenlernen heißt die Heimat liebenlernen! Nach diesem Wort hat der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland seine Mitglieder vom ersten Jahr an am 29. Juni (Fest Peter und Paul) zu **Wanderungen bzw. Wanderfahrten durch die Heimat** und die angrenzenden Gebiete aufgerufen. Hunderte nahmen jedes Jahr an diesen Wanderfahrten teil, deren Ziel nicht nur das Oldenburger Münsterland in allen seinen Teilen, sondern auch mehrfach das Artland, das Emsland, der Hümmling, das westfälische Münsterland, das Huntegebiet und Münster und das westfälische Münsterland mit seinen Wasserburgen war.

Der 8. Dezember (Mariä Empfängnis), der Gründungstag des Heimatbundes, war in jedem Jahr der **Tag seiner „Generalversammlung“**. An diesem Tage wurden „Rechenschaft“ über die in dem verflossenen Jahre geleistete Arbeit gegeben. Auswärtige Heimatfreunde wie Karl Wagenfeld, Friedrich Castelle und andere sprachen zu den Oldenburger Münsterländern, die den Generalversammlungen stets einen vollen, ja oft überfüllten Saal gaben.

+

Der Zusammenbruch des Jahres 1945 legte auch die Arbeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland lahm; es war ein **völliger organisatorischer Neuaufbau** notwendig. Er erfolgte, von Vechta ausgehend, auf der Grundlage von Kreisgruppen; schon die Satzung von 1919 sah die Möglichkeit der Bildung von „Bezirksvereinen“ vor. Dieser Weg bot eine Reihe von wesentlichen Vorteilen. Einem organisatorischen

Neuaufbau des Gesamt-Heimatbundes standen in den ersten Nachkriegsjahren große Schwierigkeiten gegenüber; dagegen war dieser Neuaufbau auf der Kreisebene leichter durchführbar. Zum anderen bot der Neuaufbau auf dieser Grundlage die Möglichkeit, arbeitsfähige Ausschüsse für wichtige Gebiete zu bilden und auch die Arbeit in den wiedererstandenen Ortsgruppen zu aktivieren. Das letzte Jahrzehnt hat bewiesen, daß dieser Weg richtig war. Nicht nur die Arbeit in den Ortsgruppen beweist es, sondern vor allem auch die sehr erfolgreiche Arbeit der Ausschüsse, so des Ausschusses für Heimatgeschichte, des Ausschusses für Naturkunde und des Ausschusses „Heimat und Schule“. Wir können im Rahmen dieser Übersicht auf diese erfolgreiche Arbeit nur kurz hinweisen.

In keinem Augenblick ist daran gedacht worden, mit der Bildung von Kreisgruppen „Kreisheimatbünde“ zu gründen. Nein, diese Kreisgruppen arbeiten im Rahmen des Gesamt-Heimatbundes. Sobald es nach dem Zusammenbruch möglich war, versammelten sich die Heimatfreunde aus Vechta und Cloppenburg wieder in Schwichteler, und die **Organisation des Heimatbundes wurde für das gesamte Oldenburger Münsterland erneuert**. Neue Satzungen wurden ausgearbeitet und ein Gesamtvorstand gebildet. Ein erweiterter Vorstand wurde aus dem Gesamtvorstand, den Vorsitzenden aller Ortsgruppen und den Leitern der Einrichtungen des Heimatbundes geschaffen. An Stelle von **Dr. Ottenjann** der nach dem Tode des ersten Vorsitzenden, Ökonomierat Averdam, den Vorsitz im Heimatbund übernommen hatte, und der nun die große Aufgabe des Wiederaufbaues des Museumdorfes vor sich sah, übernahm **Bauer Leo Reinke-Bokel** den Vorsitz des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland. So ist der Zusammenhalt aller Heimatvereine bzw. Ortsgruppen des Heimatbundes im gesamten Münsterland und eine Koordinierung ihrer Arbeit auf allen Gebieten gesichert. Es besteht nur ein Ziel: Diese Arbeit immer mehr zu aktivieren.

Diesem Ziele diente auch die Herausgabe des **„Heimatkalenders für das Oldenburger Münsterland“** durch Museumsdirektor Dr. Ottenjann unter Mitarbeit des Heimatbundes. Dieser Heimatkalender, von dem jetzt neun Jahresausgaben vorliegen, ist in jeder Beziehung vorbildlich und steht auf einem sehr hohen Niveau, sowohl in seinem wissenschaftlichen als auch in seinem unterhaltenden Teil. Er steht, das bezeugen viele



Urteile, mit an der Spitze der deutschen Emissionen dieser Sparte. Da die Aufgaben des Museumsdorfes Dr. Ottenjann immer mehr belasten, wird Dr. Ottenjann in Zukunft zwar noch der Herausgeber des Heimatkalenders sein, die Gestaltung des Inhalts hat jedoch der bekannte Heimatschriftsteller **Alwin Schomaker-Langenteilen** übernommen, der auch für den Inhalt verantwortlich zeichnet. Der Heimatkalender wird auch in Zukunft das feste Band sein, das alle Münsterländer Heimatfreunde verbindet.

Eine wichtige Aufgabe, deren große Bedeutung für das Oldenburger Münsterland schon vor Jahren erkannt wurde, wird für den Heimatbund in Zukunft die **Frage der Bauberatung** sein, deren sich in den letzten Jahren in erfreulich tatkräftiger Weise Alwin Schomaker-Langenteilen in weithin beachteten Artikeln im Heimatkalender und in der Presse angenommen hat.

Unser Museumsdorf könnte hier eine wichtige Aufgabe in der Schulung unserer Architekten und Baumeister im Oldenburger Münsterlande übernehmen; der Vorstand des Heimatbundes muß die Form finden, in der das praktisch werden kann.

Dankbar erkennen wir an, daß die **Kreise und Gemeinden im Oldenburger Münsterland** die Arbeit des Heimatbundes auch materiell nach Kräften unterstützt haben. Kreise, Gemeinden und Heimatbund haben eine **große gemeinsame Aufgabe**: Der Heimat zu dienen! Je mehr der Heimatbund in die Lage versetzt wird, seine umfassende Arbeit zu erfüllen, desto mehr werden wir der gemeinsamen Verpflichtung gerecht, die wir gegenüber der Heimat haben. Der Heimatbund ist bestrebt, die Zusammenarbeit mit den Kreisen und Gemeinden zu pflegen, und er hofft, daß diese Zusammenarbeit auch in Zukunft fruchtbar für die Heimat sein wird.

Daß unser Oldenburger Münsterland zu großen kulturellen Leistungen fähig ist, dafür ist die **Wiedererrichtung des Quatmannshofes im Museumsdorf** ein eindeutiges Zeugnis. Im Jahre 1952, an einem der „Festtage der Heimat“, rief der Vorsitzende des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Bauer Leo Reinke-Bokel MdL, das Münsterland auf, dem Museumsdorf den repräsentativsten Bauernhausbau Nordwestdeutschlands, den Quatmannshof, wiederzugeben, und zwar durch die Zurverfügungstellung des erforderlichen Eichenbauholzes und durch Geldspenden. Heute, sieben Jahre nach diesem Appell, steht der Quatmanns-

hof wieder und in absehbarer Zeit wird er eingeweiht werden können. Das Oldenburger Münsterland kann stolz auf diese Leistung sein. Sie steht an der Wende vom vierten zum fünften Jahrzehnt des Bestehens des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, und sie ist ein Symbol der Tatkraft und des unerschütterlichen Willens, der Heimat weiter einsatz- und opferbereit zu dienen.

Die Heimat ist für uns alle ein **heiliges Erbe!** Und dieses Erbe ist zugleich eine **Verpflichtung**, das christliche Fundament unseres heimatlichen Lebens und unserer Kultur zu bewahren und auch zu verteidigen, wenn es notwendig ist. Und diese Notwendigkeit besteht heute! Der Heimatbund wird, da er seine Aufgabe im Sinne seiner Gründer sieht, in Zukunft noch manches deutliche Wort sprechen müssen. Er wird sich dieser Pflicht nicht entziehen!

Hermann Thole

Dat fette Hohn

Hör ees Friederck! Du has mi doch seggt, du wulls mit gägen leßden Sönndag n' fett Hohn bringen."

"Dat wull ick uck, Pastor. Ich har mi uck all een'n ut'n Köppel herutkaken. Aower de Fent, de is mi tou flink wedder gesund worn."

Franz Morthorst

Rentaobel wirtschaften

"Jan, Jan, wat bis du doch uck düer mit all dien Saoken hier in'n Laoden."

"Ja, Böh, Libett, dat is so. Ick staoh hier jo all lange in'n Laoden. Du mags mi dat nu glöwen oder nich; mit de Jaohrn hebb ick dat utfunnen. Wenn ick de Saoken düer verkopen dau, denn kann ick dor bäter mit ut."

Franz Morthorst

Wo Oma doraover denken deit

In so'n lüttket Dörp läwde 'ne Froo, de mit all Lüe Speктаokel har un de dorüm uck nich eene lieen mögde. Eens goden Daogs köm bie Oma T. de Naoberske herinstuben un röp: „Oma, Oma, jon Fritz hett jüst de Schendarm mitnaohm“. „Nu wett't doch tou slimm. Wat hett he denn mookt?“ „He har uck Krach mit dat olle Wief, un do hett he ehr'n poor mit'n Eekenknüppel gäwen."

"Och so. Wenn't anners nicks is."

Wenn he ehr'n paor mit'n Eekenhester gäwen hett, denn is mi dat vull leever as wenn he se straoket har."

Franz Morthorst



Den gefallen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken

(Fortsetzung)



Bernhard Kolbeck

Bernhard Kolbeck wurde am 3. November 1915 in Kroge-Ehrendorf geboren. Von 1922 bis 1929 besuchte er die Volksschule in Kroge bei Lohne. Anschließend wurde er Schüler der Deutschen Oberschule in Vechta. Ostern 1935 bestand er dort seine Reifeprüfung. 1936 ging Bernhard Kolbeck zur Lehrerbildungsanstalt in Oldenburg. Nach zweijährigem Besuch legte er die erste Lehrprüfung erfolgreich ab.

Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, in der Schule tätig zu sein. Nachdem er einige Wochen an der Schule in Bunnen unterrichtet hatte, war er vom 24. Oktober 1938 bis zum 21. Januar 1939 Lehrer an der Schule in Halen. Von dort wurde er nach Höltinghausen versetzt.

Im Frühjahr 1939 wurde Kolbeck zur Wehrmacht einberufen. Auf dem Flugplatz in Utersen erhielt er seine militärische Grundausbildung. Er kam darauf zu einer Luftwaffeneinheit in die Tschechoslowakei. Lange Zeit befand er sich im Standort Pardubitz in Böhmen und tat Dienst als Rechnungsführer-

Unteroffizier seiner Kompanie. 1944 mußte er als Unteroffizier in einer Luftwaffen-Feldinheit infanteristischen Dienst tun und kam zum Fronteinsatz an die Ostfront. Dort fand er bei den schweren Rückzugskämpfen um Kowel am 27. April 1944 den Soldatentod.

+

Josef kl. Klausning stammte aus Südfelde bei Damme, wo er am 17. Dezember 1912 als Sohn des Gastwirts und Landwirts Heinrich kl. Klausning und dessen Ehefrau Katharina geb. Völkerding geboren wurde. Nach dem Besuch der Volksschule und der Bürgerschule in Damme wurde er Schüler der Deutschen Oberschule in Vechta und bestand sein Abitur. 1933 bezog er die Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen und legte dort 1935 seine erste Lehrprüfung erfolgreich ab.

Als Junglehrer war Josef kl. Klausning nacheinander tätig in Oldenburg - Schule Eschstraße, in Augustenfeld bei Lönningen, in Visbek und in Norddöllen bei Visbek.

Am 22. Februar 1940 wurde kl. Klausning zum Wehrdienst einberufen und bei der Ne-



Josef kl. Klausning

bel-Ersatz-Abteilung 2, Bremen, eingestellt. Sein Kriegeinsatz erfolgte bei einem Nebelwerfer-Regiment im Frankreichfeldzug im Juni 1940, wo er vom 21. bis 30. Juni an der Schlacht an der Mosel und in den Vogesen teilnahm.

Im Januar 1941 weilte Josef kl. Klausing im Heimaturlaub und wurde mit Hildegard Kramer aus Twistringen getraut.

Nach kurzem Einsatz im Balkanfeldzug im Frühjahr 1941 nahm kl. Klausing mit der Nebelwerfertruppe im Verbands einer Panzerarmee vom 22. Juni 1941 an am Ostfeldzug teil. Seine Einheit wurde im Nordabschnitt der Ostfront beim Vorstoß auf Leningrad sowie bei den Kämpfen am Peipussee verwendet. Er erlitt bei den Kämpfen an der Ostfront eine Verwundung am Fuß. Vom August bis November 1943 weilte die Nebelwerferbatterie in Holland, um zu Beginn des Winters wieder zum Osten zurückverlegt zu werden. Am 26. März 1944 war Wachtmeister Josef kl. Klausing bei den Rückzugskämpfen um Ramenes-Podolsk eingesetzt. Da die Truppe keine Werfer und Fahrzeuge mehr besaß, mußte sie infanteristischen Dienst tun. Bei dem Ort Opoki mußte kl. Klausing am 28. 3. 1944 als Zugführer mit seinem Zuge einen Gegenstoß auf die vom Feinde besetzte Ortschaft unternehmen. Dabei erlitt er einen Schuß ins Herz und war sofort tot.

Der Regimentsadjutant nennt in einem Schreiben an Frau kl. Klausing ihren gefallenen Gatten, den Fahnenjunker-Wachtmeister Josef kl. Klausing, einen edlen Menschen, einen hervorragenden Soldaten mit großem Können und Wissen.

+

Josef Hoppe wurde am 1. Februar 1909 in Bartmannsholte geboren und verbrachte im Kreise seiner neun Geschwister eine unbeschwerte, glückliche Jugend. In einer Selbstbiographie spricht Josef Hoppe mit Hochachtung von seinem Vater als einer fleißigen, stillen, respektvollen Persönlichkeit. Sein erster Lehrer war „Papa Fangmann“ in Bartmannsholte. Ostern 1921 verließ Hoppe die Bartmannsholter Volksschule und kam zur Bürgerschule nach Essen. Direktor Menke und Konrektor Hermes standen bei ihm in hohem Ansehen. 1924 wurde Josef Hoppe in das Cloppenburg Gymnasium aufgenommen. Er teilte mit den Schülern aus Essen und Löningen das Los eines Fahrschülers. Fleiß und Strebsamkeit waren die Grundlagen dafür, daß Josef Hoppe zu den besten Schülern seiner Klasse gehörte und auf seinen Zeugnissen das „erste Lob“ ernten konnte.



Josef Hoppe

Nach bestandenem Abitur bezog Hoppe die Pädagogische Akademie in Vechta, um Volksschullehrer zu werden. Ostern 1934 erhielt er seine erste Lehrerstelle in Harmte bei Bakum. Über fünf Jahre, bis zum 1. August 1939, übte er dort seine Lehrtätigkeit aus. Hoppe schreibt über diese Jahre selbst, daß Harmte ihm ein zweites Heimatdorf wurde. Mit der Familie seines Hauptlehrers Anton Fangmann verband ihn herzliche Freundschaft. Aber auch die Zeit der Zusammenarbeit mit den Kollegen der Gemeinde Bakum waren für ihn glückliche Jahre. Die Bande, die geknüpft wurden in wunderbaren, zirkulierenden Zusammenkünften, wo — nach 1933 — offener Sinn und freie Rede verstanden und geübt wurde, bildeten einen Kranz echter Männerfreundschaft.

1939 wechselte Josef Hoppe zum ländlichen Berufsschuldienst über. Er wurde Lehrer an der ländlichen Berufsschule in Zetel, Kreis Friesland.

Am 19. April 1941 verheiratete Josef Hoppe sich mit Klara Greten aus Kneheim. Kurz sollte leider nur das Eheglück währen. Am 12. Januar 1942 erfolgte die Einberufung Hoppes zum Wehrdienst nach Oldenburg. Nur einmal weilte er auf Urlaub, um sich mit seiner Frau über die Geburt der Tochter

zu freuen. Am 5. Mai 1942 kam Josef Hoppe zur Fronttruppe nach Rußland. Er gehörte dem Stab des 1. Bataillons des Grenadier-Regiments 257 an. Für seinen Einsatz wurde er mit dem E. K. II ausgezeichnet. Bei den Kämpfen im Frontabschnitt Welikije-Luki wurde Josef Hoppe am 15. Januar 1943 als vermißt gemeldet. Seither fehlt jede Nachricht von ihm.

Josef Hoppe war ein überzeugter, gewissenhafter Lehrer mit einem frommen, empfindsamen Gemüt. Er fühlte sich seiner bäuerlichen Herkunft und seiner Heimat zutiefst verbunden.

+

Josef Kramer wurde als Sohn des Hauptlehrers Anton Kramer am 18. März 1907 in Bakum geboren. Er war der jüngste Sohn in einer Geschwisterreihe von acht Kindern und war noch nicht drei Jahre alt, als sein Vater starb.

Nach dem Besuch der Volksschulen in Bakum und Vechta, wohin die Lehrerswitwe nach dem Tode ihres Mannes übersiedelte, nahm Josef Kramer im Frühjahr 1921 seine Ausbildung auf dem Lehrerseminar in Vechta auf. Er gehörte dem letzten Seminarjahrgang an. Als Josef Kramer 1927 mit gutem Erfolg seine erste Lehrerprüfung ablegte, hörte das



Josef Kramer

Lehrerseminar zu bestehen auf. Seine erste Lehrerstelle erhielt er in Peheim, die er am 1. April 1927 antrat.

Nachdem Kramer sich entschlossen hatte, die Ausbildung für den Handelslehrerberuf zu beginnen, schied er aus dem Volksschuldienst aus, um zunächst eine Stelle als Volontär in Osnabrück anzutreten. 1931 ging er nach Berlin, um sein Studium an der Handelshochschule aufzunehmen. Vorher hatte Josef Kramer in freiem Studium das für eine Immatrikulation erforderliche Abitur nachgeholt. 1936 bestand er sein Examen als Diplom-Handelslehrer, war als solcher an mehreren Handelsschulen Berlins tätig und wurde zum Beginn des zweiten Weltkrieges zum Handelsstudienrat ernannt.

Am 1. November 1939 wurde Kramer zum Wehrdienst einberufen. Bei den schweren Abwehrkämpfen am Mittelabschnitt der Ostfront im Raum der Pripjetsümpfe erlitt er am 7. Februar 1944 durch Granatsplitter eine schwere Kopfverletzung. Im Kriegslazarett zu Minsk erlag er dieser schweren Verwundung.

+

Konrad Kruse wurde am 31. Oktober 1907 als Sohn des Rektors Kruse in Wilhelmshaven geboren. Im Jahre 1927 machte er in seiner Heimatstadt das Abitur und bezog im gleichen Jahre die Pädagogische Akademie in Bonn. Am 15. Mai 1929 legte er dort seine erste Lehrerprüfung erfolgreich ab. Seine erste Anstellung als Lehrer erhielt Kruse in Angelbeck bei Lönigen. Später wirkte er an den Schulen in Märschendorf, Moslesfehn und Wilhelmshaven. Seine letzte Lehramts-tätigkeit als Volksschullehrer übte Kruse in Thüle aus. Im Jahre 1938 wechselte er in den Berufsschuldienst über und fand Anstellung an der Berufsschule in Friesoythe.

Beim Ausbruch des Krieges wurde Konrad Kruse zum Wehrdienst einberufen. Er nahm 1940 am Frankreichfeldzug teil und wurde verwundet. Nach Ausheilung seiner Verwundung wurde er vorübergehend aus der Wehrmacht entlassen und nahm seinen Schuldienst wieder auf. Im Januar 1942 wurde Kruse erneut zur Truppe einberufen, um diesmal an der Ostfront eingesetzt zu werden. Er tat Dienst als Unteroffizier in einer Veterinär-Kompanie. Anfang des Jahres 1943 wurde er von einer heimtückischen Krankheit befallen, an deren Folgen er am 11. Februar 1943 im Lazarett in Lemberg starb. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Soldatenfriedhof in Lemberg.

Konrad Kruse war ein sehr begabter, tüchtiger Lehrer. Seine besonderen Fähigkeiten



Konrad Kruse

lagen auf dem Gebiete der Musik und der Malerei. Mit der Ausübung des Lehrerberufes nahm er es ernst und hatte den Ruf eines fleißigen, strebsamen Erziehers. Konrad Kruse, mit einem frohen Herzen ausgestattet, war bei seinen Schülern und seinen Berufskollegen beliebt und geachtet.

+

Josef Landwehr wurde am 5. Juni 1915 als fünftes Kind der Eheleute Heinrich Landwehr und Anna geb. Fortmann in Lohne geboren. Er besuchte von 1922 bis 1926 die Volksschule in Lohne, von 1926 bis 1929 die dortige Bürgerschule, und war von 1929 bis 1935 Schüler des Gymnasium Antonianum in Vechta. 1935 machte er in Vechta sein Abitur und ging anschließend auf die Pädagogische Hochschule in Beuthen. 1937 legte er dort die erste Lehrerprüfung mit gutem Erfolg ab.

Leider konnte Josef Landwehr nur ein Jahr seinen Beruf als Lehrer ausüben, und zwar an der Schule in Friesoythe. Vom Juni 1938 bis Oktober 1938 mußte er seiner Arbeitsdienstpflicht in der Reichsarbeitsdienstabteilung in Remels (Ostfriesland) Genüge leisten. Anschließend erfolgte seine Einberufung zum aktiven Inf.-Regt. 76, Stabskompanie, nach Hamburg-Rahlstedt. Mit seinem

Regiment rückte Landwehr beim Ausbruch des Krieges gegen Polen aus und nahm u. a. vom 1. bis 21. September 1939 an verschiedenen Gefechten in Westpreußen, besonders in der Tucheler Heide, sowie an der Einnahme der Festung Brest-Litowsk teil. Im Mai 1940 kam Josef Landwehr nach Frankreich. Unweit Cassal in Nordfrankreich erhielt er am 29. Mai 1940 eine schwere Verwundung durch Bauchschuß, an deren Folgen er am 31. Mai 1940 im Feldlazarett verstarb. Er wurde mit mehreren Kameraden auf dem Friedhof Nordausques in der Nähe von St. Omer mit militärischen Ehren beigesetzt. Josef Landwehr war der erste Gefallene der Stadt Lohne im zweiten Weltkriege.

Der so früh Verstorbene war ein überaus lebensfroher, idealgesinnter Mensch, besaß eine natürliche, ungezwungene Art, aufrechte Gesinnung und einen nie versiegenden Humor. Sein sonniges Gemüt, seine lachenden Augen gewannen ihm die Herzen der Jugend und ließen ihn das Schwere im Leben leicht überwinden. Immer nur wollte er andere Menschen erfreuen und glücklich machen. Soldatisches Pflichtgefühl, treue Kameradschaft und glühende Vaterlandsliebe, verbunden mit echt katholischer Lebensauffassung, waren ihm ein ehernes Gesetz.



Josef Landwehr



Hans Middelkamp

Hans Middelkamp, als sechstes von sieben Kindern der Eheleute Gastwirt Bernard Middelkamp und Frau Anna Schröder in Vechta am 23. Sept. 1903 geboren, besuchte als Volksschüler die Seminarübungsschule in Vechta von Ostern 1910 bis 1918. Anschließend wurde er Schüler des Kath. Lehrerseminars und legte Ostern 1924 mit Erfolg seine erste Lehrerprüfung ab. Seine erste Lehrerstelle erhielt Hans Middelkamp an der Schule in Oldenburg-Osternburg. Dann war er nacheinander tätig an den Schulen in Norddöllen, Ambergen, Höne, Langwege, Kneheim und zuletzt in Delmenhorst. Da Hans Middelkamp während des Krieges für den Wehrdienst wegen seiner Schwerhörigkeit nicht tauglich war, wurde er von der Schulbehörde nach Lemberg, Kreis Straßburg-Westpreußen, versetzt.

Als im Januar 1945 die Rote Armee in Ost- und Westpreußen die deutsche Front ins Wanken brachte, wurde Middelkamp zum Volkssturm einberufen und als Volkssturmmann in Graudenz kaserniert. Am 2. Februar 1945 gab er seinen Angehörigen die letzte Nachricht aus Graudenz. Nach fünfjähriger Ungewißheit erhielten die Angehörigen im Sommer 1950 durch einen Spätheimkehrer die Mitteilung, daß Hans Middelkamp Ende

August 1945 nach langem, schwerem Leiden in einem Lazarett in Tscheljabinsk/Ural gestorben sei.

Hans Middelkamp war ein stiller, verschlossener Mann von großer Herzensgüte. Er pflegte wenig Umgang, beschäftigte sich aber dafür in hervorragendem Maße mit der deutschen Literatur, so daß er auf vielen aktuellen Geistesgebieten sehr belesen war. Eine stattliche, wertvolle Bücherei konnte er sein eigen nennen. Leider mußte er diesen Bücherschatz im Osten zurücklassen. Middelkamp war ein begeisterter Mitarbeiter in der katholischen Jugendbewegung. Er stellte sich auch in den Ferien der Jugend zur Verfügung und machte mit Jugendgruppen große Fahrten und Zeltlager.

Im Schicksal Hans Middelkamps liegt eine Tragik: Als einziger seiner Klassenkollegen-schaft war er kein Soldat und mußte doch als einziger aus seiner Klasse sein Leben im Kriege durch Kriegseinwirkung lassen.

+

Josef Moormann stammte aus Hagstedt, Gemeinde Visbek, wo er am 5. Juli 1904 als Sohn des Landwirts Arnold Moormann geboren wurde. Er besuchte die Volksschule in Hagstedt von 1911 bis 1919 und ging darauf zum Kath. Lehrerseminar nach



Josef Moormann

Vechta. Im Jahre 1927 legte er seine erste Lehrerprüfung ab. Als Lehrer war er in Südlohne und Harne tätig. Von 1934 bis zum Beginn des Krieges 1939 wirkte er erfolgreich an der Schule in Dinklage. 1937 nahm er an einer militärischen Ausbildungsübung bei einer Flakereinheit der Luftwaffe teil.

Bei Kriegsbeginn wurde Moormann zur Leichten Fahrkolonne 766 einberufen, die am 12. September 1939 auf Burg Dinklage aufgestellt wurde. Mit dieser Fahrkolonne, die fast ausschließlich aus Südoldenburger Kriegsteilnehmern des ersten Weltkrieges bestand, kam Moormann nach Polen. Beim Beginn der Offensive an der Westfront im Frühjahr 1940 wurde die Fahrkolonne in Belgien und Frankreich eingesetzt. Nach Beendigung der Kampfhandlungen erfolgte die Auflösung der Truppeneinheit. Josef Moormann wurde zur Flak versetzt. Nach Ausbildung in verschiedenen Lehrgängen 1941/42 wurde er zum Zahlmeister ernannt. Als solcher wurde er im Nordabschnitt der Ostfront bei einer Luftwaffeneinheit eingesetzt. Nachdem Moormann 1943 in Holland Dienst getan hatte, geriet er im Sommer 1944 mit einer schweren Oberschenkelverwundung infolge Tieffliegerangriffs in französische Kriegsgefangenschaft. An den Folgen der Verwundung starb er in einem französischen Hospital in Paris am 9. September 1944.

Josef Moormann war ein gerader, offener Charakter. Seinen Freimut stellte er vor dem Kriege in der Ablehnung verschiedener Maßnahmen der diktatorischen Regierung unter Beweis. Alle, die ihn kannten, loben Moormann wegen seiner Güte und Hilfsbereitschaft.

+

Theodor Mucker, als einziges Kind des Schneidermeisters und Landwirts Mucker und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Eilers in Harkebrügge am 25. November 1908 geboren, besuchte von 1915 bis 1923 die Volksschule seines Heimatortes, die unter Leitung vom Hauptlehrer Westendorf stand. Anschließend folgte der Besuch der Deutschen Oberschule in Vechta. 1929 bestand Theo Mucker sein Abitur. Vom 1. Mai 1929 bis 13. März 1931 erhielt Mucker seine Ausbildung zum Volksschullehrer an der Pädagogischen Akademie in Vechta. Mit gutem Erfolg bestand er seine erste Lehrerprüfung.

Als Junglehrer wirkte Theo Mucker vertretungsweise zunächst in Dinklage und Sevelten. 1932 kam er als zweiter Lehrer nach Harpendorf, wo er sechs Jahre verblieb und eine erfolgreiche Erziehtätigkeit entfalten



Theo Mucker

konnte. Am 25. Mai 1937 bestand Mucker dort seine zweite Lehrerprüfung. Von Ostern 1938 bis Ostern 1939 war er an der Schule in Märschendorf tätig und wurde anschließend an die Knabenschule in Lohne versetzt, wo er auch an der Berufsschule unterrichtete.

In zwei Lehrgängen von je drei Monaten in den Jahren 1937 und 1938 erhielt Theo Mucker seine militärische Grundausbildung. Wenige Tage vor Ausbruch des Krieges, am 26. August 1939, wurde er zur Wehrmacht einberufen und kam zur Luftnachrichten-truppe nach Ahlhorn und bald darauf nach Bremen. Sein Kriegseinsatz erfolgte 1940 an der Westfront. 1941 ging es an die Ostfront, und zwar zum Nordabschnitt. Theo Mucker war als Feldwebel der Funktruppe auf verschiedenen größeren Flugplätzen der Ostfront eingesetzt.

Am 22. August 1942 verheiratete Theo Mucker sich mit Paula Fössing, der Tochter des Hauptlehrers i. R. Josef Fössing in Lohne. Der jungen Ehe entsproß eine Tochter, die am 20. Februar 1944 geboren wurde. Dem glücklichen Vater war es vergönnt, im Februar 1944 in Urlaub weilen zu dürfen. Es war das letzte Beisammensein der jungen Familie.

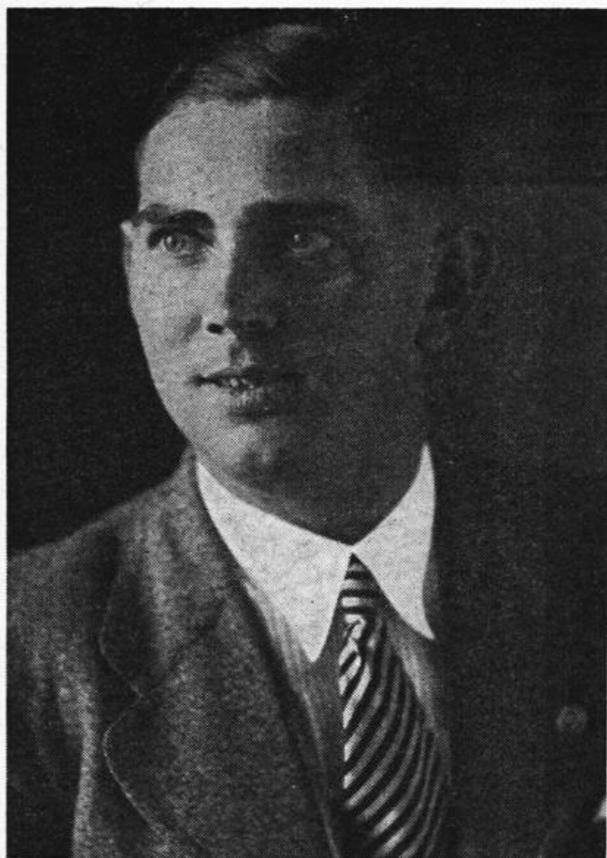
Mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 geriet Theo

Mucker in russische Kriegsgefangenschaft. Im Lager Iwazewice, 130 km von Brest-Litowsk entfernt, wurde er zur Arbeitsleistung in einem Sägewerk sowie bei Waldarbeiten eingesetzt. Vom 1. November 1945 datierte die einzige schriftliche Nachricht, die Frau Mucker von ihrem Mann aus der Kriegsgefangenschaft erhielt. Nach einer Heimkehrermittelung vom 4. Dezember 1946 ist Theo Mucker am 21. Dezember 1945 im Kriegsgefangenenlazarett Brest-Litowsk an den Folgen von Unterernährung, Furunkulose und Wasserödem gestorben.

Theodor Mucker war ein heimatverbundener, strebsamer Lehrer. Die Trennung von Familie und Heimat durch die Kriegsgefangenschaft hat dazu beigetragen, daß er die körperlichen Strapazen nicht überstand. Liebevoll war seine Fürsorge für seinen alten Vater, dessen Hoffnung er nicht getäuscht hatte. Lehrer und Eltern, die Theo Mucker kannten, werden ihm gern ein liebes Gedenken bewahren.

+

Theodor Müller stammte gebürtig aus Vechta, wo er am 23. Februar 1905 als achttes Kind der Eheleute Oberpostsekretär Johann Dietrich Müller und Frau Rosa geb. Schoster geboren wurde. Theo Müller ge-



Theodor Müller

nügte seiner Volksschulpflicht in der Übungsschule des Kath. Lehrerseminars in Vechta, um anschließend das Lehrerseminar selbst zu beziehen und sich auf den Lehrerberuf vorzubereiten. Am 22. März 1927 bestand Müller seine erste Lehrerprüfung. Bis zum Herbst 1927 wurde er mit Vertretungen an den Volksschulen in Cloppenburg und Vechta beauftragt. Am 1. Oktober 1927 wurde er zum Lehrer in Harkebrügge ernannt. 1927 erfolgte seine Versetzung an die Volksschule in Garrel; 1930 an die Schule in Osterfeine; und 1931 an die Schule in Oythe. Nach bestandener Hauptprüfung weilte Theo Müller vorübergehend in Markhausen, um darauf die Schulleiterstelle in Hammel bei Lastrup zu übernehmen. 1938 wurde er zum Hauptlehrer ernannt. 1936 heiratete er Edith Fritz aus Essen-Stadtwald. In der Lehrerwohnung in Hammel sahen die jungen Eheleute einer frohen Zukunft entgegen, bis das Kriegsgeschehen das Eheglück zerstörte. Nachdem Theo Müller in den Jahren 1938 und 1939 beim Inf.-Regt. 65, Delmenhorst, militärische Übungen mitgemacht hatte, wurde er am 15. Dezember 1939 zum Inf.-Regt. 257 einberufen. Mit diesem Regiment nahm er 1940 am Frankreichfeldzug als Unteroffizier teil. Vom 20. August 1940 bis zum 15. Februar 1941 vom Wehrdienst entlassen, übte Theo Müller in dieser Zeit seinen Schuldienst in Hammel wieder aus. Am 26. Februar 1941 wurde Müller zu seiner Truppeneinheit zurückgerufen, um im Küstenschutz am Atlantik eingesetzt zu werden. Am 22. Juni 1941 wurde ihm das erste Kind, ein gesunder Stammhalter, geboren. Voller Freude trat Theo Müller Anfang August seinen Heimaturlaub an. Es sollte sein letztes Wiedersehen mit seiner Familie sein. In den Monaten Januar und Februar wurde Feldwebel Theo Müller mit seiner Truppe an der Ostfront eingesetzt. Am Frontabschnitt Welish erlitt er bei einem feindlichen Feuerüberfall am 25. Februar 1942 den Soldatentod.

Theo Müller war ein heimatverbundener, naturliebender Mensch. Schon als Schuljunge und als Seminarist durchstreifte er gern Wald und Feld, Moor und Heide und beobachtete die Vögel und das Wild der heimischen Landschaft. Es war daher nicht verwunderlich, daß er als Lehrer sich in der schulfreien Zeit gern der Jagd widmete. In seiner Lehreraufbahn bewies Theo Müller seine ihm angeborene Geschicklichkeit, mit Kindern umzugehen. Sein Gerechtigkeitsinn, der Güte und Strenge miteinander paarte, sicherte ihm beste schulische Erfolge. Als Landlehrer nahm

er am Dorfgeschehen regen Anteil und stellte den Dorfbewohnern seine Mithilfe jederzeit zur Verfügung.

Mit Theo Müller hat nicht nur die Familie ihren sorgenden Mann und Vater, sondern die Heimat einen treuen Sohn, und die Lehrerschaft einen lieben Kollegen verloren.

+

Die kurz bemessene Lebenszeit des bewährten Lehrers und hervorragenden Offiziers Günther Osterwind verlief in drei Abschnitten zu je elf Jahren: Kindheit und Volksschule, Vorbereitung auf seinen Beruf, Tätigkeit als Erzieher und Soldat.

Günther Georg Osterwind wurde am 24. Juli 1911 in Oldenburg als Sohn des Tanzlehrers Theodor Osterwind und seiner Ehefrau Monika geb. Glorius geboren. Nach vierjährigem Besuch der Grundschule trat er Ostern 1922 in die Oberrealschule in Oldenburg/Oldb. ein. Nach dem Abitur 1931 wurde er in den Pädagogischen Lehrgang in Vechta aufgenommen. Am 14. März 1933 legte er mit bestem Erfolg seine erste Lehrerprüfung ab.

Vom Juni bis September 1933 wirkte Günther Osterwind als Vertreter für den erkrankten Lehrer Enneking an der katholischen Schule in Varel. Anschließend war er aushilfsweise in Delmenhorst und Bokelesch tätig. Von Ostern bis Herbst 1934 stand Osterwind im Schuldienst der Schulen in Garrel und Tweel. Von 1935 bis 1937 war er Lehrer in Elbergen, und am 15. November 1937 übernahm er eine Lehrerstelle in Cappeln.

Vom Herbst 1934 bis Herbst 1935 war Günther Osterwind aktiver Soldat bei der 6. Kompanie, Inf.-Regt. 16, Oldenburg. In den folgenden Jahren nahm er an mehreren Reserveübungen in der Wehrmacht teil und wurde bereits vor Kriegsausbruch, am 1. Januar 1939, zum Leutnant befördert. Im Kriege stand er 1940 an der Westfront, und war anschließend in Dänemark Ordonnanz-Offizier und Bataillons-Adjutant. Den Krieg an der Ostfront machte er vom ersten Tage an mit, und zwar als Kompaniechef der 5. Komp., Gren.-Regt. 490. Bei strenger russischer Kälte nahm er am Vorstoß auf Leninograd teil. Am 16. Februar 1942 zum Oberleutnant befördert, wurde er mit seiner Truppe am Wolchow-Brückenkopf eingesetzt. Am 15. Oktober erhielt er dort eine schwere Verwundung am linken Oberschenkel und kam für längere Zeit ins Heimatlazarett. Vom November 1943 an war Osterwind wieder an der Ostfront im Mittelabschnitt. Bald nach seiner Beförderung zum Hauptmann wurde



Günther Osterwind

er am 6. Februar 1944 bei Witebsk an der Spitze seiner Kompanie so schwer verwundet, daß er den Verletzungen kurz darauf erlag.

Hauptmann Osterwind war ausgezeichnet mit dem E. K. I. und II. Klasse und dem Infanterie-Sturmabzeichen in Silber.

Nach dem Urteil seines Regts.-Kommandeurs gehörte Osterwind zu den vortrefflichsten Offizieren seines Regiments. Mustergültig ist das von ihm geführte Kriegstagebuch, das sich im Besitz seiner Familie befindet. Einzigartig übersichtlich und sauber sind die von Osterwind mit eigener Hand gefertigten Skizzen und Karten seiner Gefechtseinsätze. Aus seinen Feldpostbriefen spricht immer wieder die große menschliche Güte und das Mitgefühl für seine ihm unterstellten Soldaten, aber auch die Liebe zu seiner Oldenburger Heimat.

Günther Osterwind liegt auf dem Soldatenfriedhof in Witebsk begraben.

+

Otto Stratmann wurde am 10. November 1905 als Sohn des Landwirts Heinrich Stratmann und dessen Ehefrau Wilhelmine geb. Haglage in Tenstedt, Gemeinde Cappeln, geboren. Von 1912 an besuchte er zunächst die Volksschule seines Heimatdor-



Otto Stratmann

fes. Ostern 1920 wurde er Schüler des Gymnasiums in Vechta und erhielt dort Ostern 1926 sein Abitur. Nachdem er zunächst an den Universitäten Münster und München einige Semester Theologie studiert hatte, entschied er sich für den Lehrerberuf. Er ging 1930 zur Pädagogischen Akademie nach Vechta, wo er 1932 die erste Lehrprüfung mit Erfolg bestand.

Im selben Jahre fand Stratmann seine erste Anstellung als Lehrer an einem privaten Landschulheim in Rudolstadt in Thüringen. 1934 trat er in den oldenburgischen Schuldienst. Vom 1. Februar bis 1. März 1934 unterrichtete er zunächst vertretungsweise an der Schule in Visbek, um am 10. April des gleichen Jahres eine Lehrerstelle in Lutten zu übernehmen. Nach bestandener zweiter Lehrprüfung erfolgte Ostern 1939 seine Ernennung zum Hauptlehrer der Schule in Lüsche.

Otto Stratmann wurde im September 1939 zum Wehrdienst im Inf.-Regt. 65 nach Delmenhorst einberufen. 1940 nahm er an den Kämpfen an der Westfront teil, wo er mit dem E. K. II. Klasse und dem Infanterie-Sturmabzeichen ausgezeichnet wurde. Nachdem Stratmann 1941 mit seiner Truppeneinheit zunächst in Rumänien weilte, nahm er

im gleichen Jahre am Vormarsch in Rußland als Sanitätsgefreiter teil.

Am 18. Oktober 1941 erlitt Otto Stratmann in einem Gefecht um die Erweiterung des Brückenkopfes auf der Landenge zur Halbinsel Krim einen Lungensteckschuß. An den Folgen dieser schweren Verwundung starb er am nächsten Tage auf dem Hauptverbandsplatz. Durch seine Unerschrockenheit und seine unermüdliche Fürsorge um das Wohl der verwundeten Kameraden im schwersten feindlichen Feuer war Stratmann geachtet und beliebt bei seiner Kompanie.

Otto Stratmann, um den seine Ehefrau Josefa geb. gr. Kohorst aus Warnstedt und seine zwei Kinder trauern, wurde von seinen Kameraden in Asiss bei Armyansk beigesetzt.

‡

Am 19. Juli 1909 wurde Heinrich Schillmüller als ältester Sohn des Hauptlehrers August Schillmüller in Benstrup bei Lönigen geboren. 1919 wurde der Vater nach Peheim versetzt. Nach dem Besuch der Grundschule begann Heinrich Schillmüller sein Gymnasialstudium am Maristengymnasium in Meppen. Die letzten Gymnasialjahre verbrachte er am Vechtaer Gymnasium. Dort machte er Ostern 1929, von der mündlichen Prüfung befreit, sein Abitur.



Heinrich Schillmüller

Von 1929 bis 1931 studierte er am Pädagogischen Lehrgang in Vechta. Nach Ablegung der ersten Lehrprüfung mußte er ein halbes Jahr auf eine Anstellung warten. Dann wurde er an der Höheren Bürgerschule in Löningen angestellt, konnte bei seiner Mutter in Elbergen wohnen und ihr nach dem Tode des Vaters eine gute Stütze sein. Ostern 1935 trat Schillmöller mit der Versetzung nach Bevern bei Essen in den Volksschuldienst. In den folgenden Jahren war er an den Schulen in Calhorn und Bartmannsholte tätig. Ostern 1939 wurde er nach Thüle versetzt, von wo aus bei Beginn des Krieges 1939 seine Einberufung zur Wehrmacht erfolgte.

Ostern 1940 hätte Heinrich Schillmöller gern an der Primiz seines Bruders teilgenommen, aber wegen seines Einsatzes am Westwall wurde ihm kein Urlaub gewährt. Im Westfeldzug wurde er im Mai 1940 bei Sedan verwundet. Im Sommer 1941 erlitt er an der Ostfront bei Narwa-Luga eine schwere Verwundung. Kaum genesen, weilte er im Frühjahr 1942 wieder im Osten und erhielt nach kurzem Einsatz seine dritte Verwundung. Es folgte langer Lazarettaufenthalt in Kösen in Thüringen. Nach seiner Genesung gelang es Schillmöller, für ein Stu-

diensemester beurlaubt zu werden. An der Universität Münster studierte er im Winter 1942/43 Deutsch, Englisch und Erdkunde. Nach diesem Studienurlaub wieder als Soldat in Frankreich eingesetzt, wurde Heinrich Schillmöller bei einem Fliegerangriff zum vierten Mal verwundet. Nunmehr hoffte er auf eine endgültige Entlassung, um dann zu heiraten. Mitten in die Vorbereitungen hinein, die man in der Heimat für seine bevorstehende Hochzeit machte, traf dann die völlig unerwartete Nachricht, daß er in der Nacht vom 12. zum 13. März 1944 in Le Mans (Frankreich) einem feindlichen Bombenangriff zum Opfer gefallen sei.

Heinrich Schillmöller bewies in seinem Reden und Handeln ein ungekünsteltes, aufrechtes Wesen. Durch seine loyale Art und Natürlichkeit erwarb er sich Beliebtheit und viele Freunde, besonders unter seinen Berufskollegen. Als echter Sohn seiner Südoberdeutschen Heimat bediente er sich mit Vorliebe der plattdeutschen Sprache. Wenn seine Offenheit und Impulsivität ihm in der Zeit nach 1933 auch oft übelgenommen wurden, so ließ sein gradliniges Wesen es nicht zu, gewisser Vorteile wegen seinen Grundsätzen untreu zu werden.

+

Heinrich Schmees wurde am 12. Januar 1913 als Sohn des Postbeamten Christian Schmees in Bollingen bei Elisabethfehn geboren. Der Vater entstammte einer alten Bauernfamilie aus dem Emslande, während die Mutter die Tochter eines Seemanns aus Barbel war. Heinrich Schmees besuchte bis zum 10. Lebensjahre die kath. Volksschule in Nord-Elisabethfehn und kam 1924 zur Höheren Bürgerschule nach Friesoythe. Von 1928 an besuchte er das Realgymnasium in Cloppenburg. Am 5. März 1933 verließ er das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife. Vom 12. Juli 1933 bis 31. Januar 1934 gehörte Heinrich Schmees dem Reichsarbeitsdienst an. In der damaligen Reichswehr tat Schmees Dienst vom Herbst 1934 bis zum 15. April 1935, und zwar beim Inf.-Rgt. Osnabrück in der 3. Kompanie, die in Lingen/Ems stationiert war.

Von 1935 bis 1937 erhielt er seine Ausbildung für den Lehrerberuf in Beuthen, wo er seine erste Lehrprüfung bestand. Heinrich Schmees übte seinen Lehrerberuf aus an den Schulen in Hollen bei Ramsloh, Sierhausen bei Damme, in Damme und in Rüschen-dorf. Seine letzte Lehrerstelle vor Ausbruch des Krieges hatte er in Peheim.



Heinrich Schmees

Am 27. August 1939 wurde Heinrich Schmees zur Kavallerie-Ersatz-Abt. 13, 2. Radfahr-Schwadron in Lüneburg einberufen. Mit seiner Truppe nahm er 1940 am Westfeldzug teil und wurde in der Schlacht um Toul verwundet. Vom 22. Juni 1941 an war er Teilnehmer am Ostfeldzug. Bereits am 1. August 1941 erlitt er als Spähtruppführer bei Monastyrek unweit Narwa den Soldatentod. Schmees wurde ausgezeichnet mit dem E. K. II. Klasse und dem Pionier-Sturmabzeichen.

Heinrich Schmees fühlte sich seiner Heimat zutiefst verbunden. Seine Examensarbeit schrieb er über die Kultur des Saterlandes und die Mundart der Saterländer. Auch als Lehrer betätigte er sich gern als Heimatforscher.

+

Rudolf Sieveke wurde am 6. März 1912 in Telbrake bei Vechta geboren. Von 1918 bis 1926 besuchte er die Volksschule in Oythe und ging anschließend zur Deutschen Oberschule nach Vechta. Ostern 1932 erhielt er sein Abitur. Danach blieb er ein Jahr im elterlichen Hause in Telbrake und war in der Landwirtschaft seines Vaters tätig.



Rudolf Sieveke

1933 bezog er die Pädagogische Hochschule in Bonn und bestand 1935 die erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen. In den folgenden Jahren war er als Lehrer tätig an den Schulen in Friesoythe, Hohefeld und Bösel. Vom 16. Oktober 1937 an wurde er mit der Verwaltung einer Lehrerstelle an der Schule in Vardel bei Vechta beauftragt. Von Ostern 1939 bis Oktober 1939 war Sieveke Lehrer an der Schule in Lindern.

Am 8. August 1939 schloß Rudolf Sieveke die Ehe mit Maria Magdalena Varelmann aus Telbrake.

Seiner aktiven Wehrpflicht genügte Sieveke von Herbst 1936 bis Herbst 1937 bei der 4. Kompanie, Inf.-Regt. 65 in Delmenhorst. Im Oktober 1939 erfolgte seine Einberufung zur Feldtruppe. Sieveke wurde auf verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt, besonders an der Ostfront. Er wurde ausgezeichnet mit dem E. K. I. und II. Klasse und dem Infanterie-Sturmabzeichen.

Als Oberleutnant und Kompaniechef fiel Rudolf Sieveke am 4. Mai 1943 an der Ostfront, und zwar bei den schweren Kämpfen südostwärts des Ilmensees in der Nähe der Stadt Staraja-Russa.

+

Hans Sieverding, Sohn des Landwirts Heinrich Sieverding, wurde am 22. November 1906 in Carum bei Bakum geboren. Er besuchte die Volksschule in Carum von 1913 bis 1918. Als seine Eltern eine Landstelle in Harme übernahmen, ging ihr Sohn Hans von 1918 bis 1922 in Harme zur Schule unter Lehrer Rump. Es folgte von 1922 bis 1929 der Besuch der Deutschen Oberschule in Vechta. 1929 bestand er das Abitur unter Befreiung von der mündlichen Prüfung.

Auf den Lehrerberuf wurde Hans Sieverding vorbereitet durch den Besuch des Pädagogischen Lehrgangs in Vechta von 1929 bis 1931. Nach bestandener erster Lehrprüfung Ostern 1931 unterrichtete er vertretungsweise an der Schule in Löningen. Von 1932 bis 1934 wirkte Sieverding an der Bürgerschule in Damme. Ostern 1934 wurde er mit der Vertretung des erkrankten Hauptlehrers Bokern in Höltinghausen beauftragt. Vom Herbst 1934 bis 1937 war Hans Sieverding Lehrer in Ermke und von 1937 bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst im März 1940 Lehrer in Hamstrup bei Lastrup.

1937 hatte er in zwei Kursen eine kurzfristige militärische Ausbildung erhalten bei der 16. Kompanie, Inf.-Rgt. 65, Delmenhorst. Als Feldwebel in der Panzerjäger-Kompanie, Inf.-Rgt. 503, war Sieverding von August 1940 bis März 1941 im Küstenschutz an der Kanal-küste bei St. Nazaire eingesetzt. Am 1. Februar 1941 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant. Nach vorübergehender Verwendung im Heimatkriegsgebiet wurde seine Truppe am 22. Juni 1941 zum Nordabschnitt der Ostfront verlegt. Am 26. Dezember 1941 wurde Sieverding Kompanieführer der 2. Kompanie, Inf.-Rgt. 503. Am 1. Februar 1942 zum Oberleutnant befördert, erlitt er am 10. Februar 1942 in den Kämpfen zwischen Waldaihöhe und Ilmensee den Soldatentod. Oberleutnant Sieverding war ausgezeichnet mit dem E. K. I. und II. Klasse und dem Infanterie-Sturmabzeichen.

Hans Sieverding war eine befähigte Lehrerpersönlichkeit. Er zeigte ein großes Verständnis für die Schönheiten der Natur und der heimischen Landschaft, und liebte ausgedehnte Wanderungen und Fahrten durch das Oldenburger Land. Durch seine musische Begabung, wie sie im hervorragenden Klavier- und Orgelspiel zum Ausdruck kam, war er bei seinen Semesterkollegen besonders beliebt. Manchem Kommersabend gab er durch sein Spiel Farbe und Schwung. Einer seiner Berufskollegen, der mit ihm im Fronteinsatz Offizier im gleichen Bataillon war,



Hans Sieverding

nennt Hans Sieverding einen anständigen, ehrlichen, unerschrockenen und tapferen Mann. Überdies war Sieverding bekannt durch die große Fürsorge für die Männer seiner Kompanie.

In der Grandorfer Heide

*Am Weg, da raunen die Föhren
Zur nächtlichen Stunde ihr Lied.
Der Wind streicht über die Heide
Und in die Ferne entflieht.*

*Das silberne Licht des Mondes
Die rissigen Stämme umhüllt.
Wie Schemen gleiten die Schatten
Der Wolken über das Bild.*

*Es lagern die bleichen Nebel
Gefangen im raschelnden Ried.
Und über die weite Heide
Der Wind in die Ferne zieht.*

E. Jenschke

* 148 *



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O. 3
Vorwort des Bearbeiters zum Wechsel der Schriftleitung	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen über Damme i. O. 5
Kalendarium mit Monatsbildern 6
Unsere Monatsbilder	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O. 30
Unsere Dörfer sind keine Inseln mehr . . .	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen über Damme i. O. 33
Du zwischen Zeit und Ewigkeit	P. Dr. Callistus Siemer O. P., Dortmund, Hellweg 144 47
Grußformen auf dem Lande	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 51
Min Weg na Huus	Erika Täuber, Vechta i. O. 52
Heimatgeschichtliche Dokumente der Erd- neuzeit	P. Dr. Oswald Rohling O. P., Vechta i. O. 53
Zur Geologie Südoldenburgs	Dr. Hermann Schettler, Essen i. O., Wilhelmstr., Deutsche Vakuum Ol A. G. 57
Ol in't Mauer van Vechte	Erika Täuber, Vechta i. O. 59
Landschaftswandel durch Wasserwirkung	Dr. Friedrich Hamm, Museumsdirektor i. R., Hannover, Hildesheimer Str. 76 60
Die Arbeiten des Leda-Jümme-Verbandes	Dr. Kurt Hartong, Oberkreisdirektor a. D., Cloppenburg i. O. 65
Tewes Schacht	Dr. Otto Harms, Oberregierungs- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Kastanienallee 15 67
De Störke van Neiholte	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O. 69
Die Wallhecken im Oldenburger Münsterland	Fritz Diekmann, Oberregierungs- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude 71
Der Kampf mit dem Drachen	Elisabeth Reinke, Vechta i. O. 74
Johannes von Vechta	Fr. Wolfram M. Drühe O. P., Walberberg bei Köln, Dominikanerkloster St. Albert 81
Military in Vechta	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i. O. 83
Zu einer Sage vom „Überzähligen“	Dr. Bernward Deneké, Wiesbaden 84
Dei Windmaoker un dei Düwel	Paul Meyer, Lehrer Südlohne über Lohne i. O. 87
Als Großvater noch zur Schule ging	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R. Oldenburg i. O., Adlerstraße 1 88
Der weiße Maulwurf	Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme i. O. 90
Um den ersten Schuß des Vechtaer Schützen- festes	Berend Strahlmann, Wildeshausen i. O. 91
Zum Fest der Lieder am 23. Mai 1861	Johannes Ostendorf, Konrektor i. R., Lohne i. O. 93
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers (Fortsetzung)	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor, Cloppenburg i. O. 96



	Seite
Pferdeleistungsschau im Oldenburger Münsterland im Jahre 1959	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i. O. 99
Törfkäökeln	Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel über Lohne i. O. 103
Die Mühle im Freilichtmuseum	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O. . . 107
„Hannibal“ vor den Toren	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen über Damme i. O. 112
Dree olle Münsterlänner beschnackt sick äöwer den neien Quatmannshoff	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 121
Ein Leben für die Kunst Erzbischof Heinrich Wienken feierte sein goldenes Priesterjubiläum	Dr. Nanne Brandes, Bremen 123
Franz Gr.-Wietfeld zum Gedächtnis Landesökonomierat Diedrich Siemers †	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 127
Wiesmaokjen in Seelterlound	Prof. Dr. Klaus Mörsdorf 128
40 Jahre Heimatbund	Dr. Otto Harms, Oberregierungs- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Kastanienallee 15 131
Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken	Hermann Janssen, Lehrer, Ramsloh i. O. 132
Gedichte:	Hermann Thole, Chefredakteur Vechta i. O. 133
Mien Kalenner	Hermann Brüggemann, Konrektor, Cloppenburg i. O. 137
Up Wiehnachten tou	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O. 4
Fronlichnaom	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 70
Dat Bickbeernleed	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O. 82
Die Fuchsjaqd	Erika Täuber, Vechta i. O. 98
Auf der Grandorfer Heide	A. Brüggemann, Münster i. W. 105
Anekdoten:	Ewald Jenschke, Dinklage i. O., Hinterm Sportplatz 148
Wo de Geestliken bie de Prädigt up achten schöllt	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 64
De Kohlhaose	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O. 95
Anekdote	Maria Schneider 102
Dat fette Hohn Rentaobel wirtschaften Wo Oma doräöwer denken deit	} Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O. 136





Reiterfunken

GES. 38 Vol. % GESCH.



**Der hochfeine Kräuterlikör
für unsere Reiter**

KATHMANN & BEIMOHR • DINKLAGE I. O.

Postfach 38 / Tel. 133 und 255

* 151 *



Bausparen



weiterhin steuer- oder prämienbegünstigt

Jeder BADENIA-Bausparer kann die großen Vergünstigungen, die der Staat dem Bauwilligen einräumt, nutzen. Ihre Einzahlungen auf einen BADENIA-Bausparvertrag können Sie als Sonderausgaben nach § 10 EStG. absetzen. Die Höchstbeträge wurden rückwirkend ab 1. Januar 1958 auf 1100,— DM für den Ehemann und die Ehefrau heraufgesetzt. Für jedes kinderermäßigungsberechtigte Familienmitglied können Sie weitere 500,— DM Sonderausgaben geltend machen. Ein Ehepaar mit 2 Kindern braucht also 3200,— DM seines Einkommens nicht zu versteuern, wenn es entsprechende Beiträge an die BADENIA-Bausparkasse leistet. Sie sparen also mindestens 640,— DM Steuern. Sie können aber, wenn es für Sie günstiger ist, auch das Staatsgeschenk der Wohnungsbauprämie wählen. Dies beträgt:

- 25—35 % Ihrer Einzahlungen
- bis 400,— DM jedes Jahr

Was zahlen Sie nun, um in den Genuß solcher Vorteile zu kommen? Bei der BADENIA beträgt der monatliche Sparbetrag

- im Tarif V nur 2,50 DM je 1000 DM Vertragssumme
- im Tarif T nur 4,17 DM je 1000 DM Bausparsumme

Mit monatlichen Raten von rd. 50,— DM im Tarif T sichern Sie sich den Rechtsanspruch auf eine II. Hypothek von 7200,— DM, die Sie später mit nur 4,5 % zu verzinsen brauchen. Mit dem Guthabenzins von 2,5 % und den staatlichen Förderungsmitteln können Sie rechnen. Verlangen Sie deshalb noch heute unsere Farbbildmappe.

BADENIA - Heime für jeden erreichbar.

Weitere Auskunft und Beratung kostenlos durch

Franz Themann

Generalvertreter der BADENIA-Bausparkasse G. m. b. H., Karlsruhe

Öffentliche Beratungsstelle

②③ **VECHTA (OLDB)**, Füchtelerstraße 7 / - Schließfach 93 / Telefon 7248

*De wat spoart,
de wat hett*

(altes oldenburgisches Sprichwort)

20
1786

**Man
spart
bei
der**



LANDESSPARKASSE ZU OLDENBURG

Mündelsicheres Geldinstitut der oldenburgischen Stadt-
und Landkreise mit 110 Außenstellen im Verwaltungsbezirk

* 153 *





Strom

spart Arbeitskraft

im Haushalt

und Betrieb



Wir beraten Sie gerne in allen Fragen der Elektrizitätsanwendung

Energieversorgung Weser-Ems AG

Betriebsabteilung Cloppenburg

LEHRKÜCHEN UND BERATUNGSSTELLEN

in

Cloppenburg • Lohne • Vechta



Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-Organisation, die seit Jahrzehnten der Heimat dienen. Wenden Sie sich deshalb in allen Geld- und Kreditangelegenheiten stets vertrauensvoll an Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Bakum

Dinklage

Hausstette

Langförden

Lutten

Neuenkirchen

Steinfeld

Spar- und Darlehnskasse Vechta

Damme

Goldenstedt

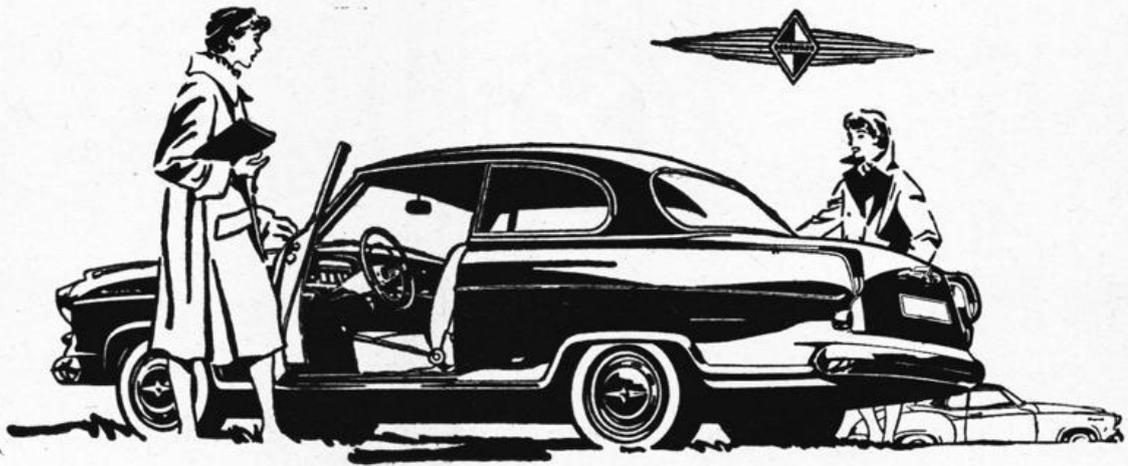
Holdorf

Lohner Bank, Lohne

Mühlen

Osterfeine

Visbek



Isabella

ein temperamentvoller Reisewagen
von gediegener Eleganz,
den zu fahren Freude macht.

Wer sie einmal fuhr, ist überzeugt.

Isabella ab DM 6980,— ab Werk

Isabella TS ab DM 8080,— ab Werk

Franz Debring

BORGWARD - AUTOMOBILE

Vechta (Oldb)

Telefon 265



Sparen bringt Wohlstand

Auch mit kleinen Einzahlungen können Sie sich ein beträchtliches Guthaben schaffen, wenn Sie regelmäßig etwas „aufs Sparbuch bringen“. Sparen hilft Wünsche erfüllen.

**Sparkonten mit Normalverzinsung und höherer Verzinsung bei vereinbarten Kündigungsfristen
Sparschränke für gemeinsames Sparen mit Kollegen oder Bekannten für Urlaub und Festtage**

**Spardosen für Hausfrauen und Kinder
Steuerbegünstigtes Sparen
Sparkonten-Dauerauftragsdienst, durch den regelmäßig Beträge vom laufenden Konto auf das Sparkonto übertragen werden.
Lassen Sie sich von uns beraten, wie Sie am besten und zinsbringendsten sparen; wir beraten Sie gern.**

OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG
LOHNE **VECHTA**



und deren Geschäftsstellen



Eternit-

*Fensterbänke
und
Treppenstufen
Moderne Fußböden
Febolit*

Bernhard Bergmann

HOLZ · BAUSTOFFE · BETONWERK

Dachziegelwerk: „Steinfelder Doppelpfanne“

Postfach 50

Steinfeld (Oldb)

Ruf 232 / 233



Fleisch - Wurstwaren

in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten

FILIALEN

CLOPPENBURG, VECHTA, FRIESOYTHE

Friedrich Pieper, Cloppenburg (Oldb)

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

Ruf 3233 und 3234

Vechta Ruf 997

Fernschreiber 02 5894

Friesoythe Ruf 467



Badde & Sudendorf

Seit 1884

Düngemittel- und Baustoff - Großhandlung



CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2841, 2842 und 2843

* 159 *



Bernhard Born

K U L T U R I N G E N I E U R

Straßen- und Tiefbau - Unternehmung

Wasserbau
Landeskulturbau
Meliorationen
Trockenbaggerung
Kanalisation
Kläranlagen
Straßenbau
Brückenbau
Betonbau
Landschaftsgestaltung
Ingenieurbüro
(Planbearbeitung und Entwürfe)

C L O P P E N B U R G

Am Museumsdorf

Fernruf 2455 und 2095

* 160 *



Vitamehl

in der altbewährten

B.K.-Qualität!

Nehmelmann & Co. KG

Cloppenburg (Oldb) • Fernruf 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG
Geflügelzucht-Bedarfsartikel



**General-Vertretung Weser-Ems
der Kraftfutterfabrik August Jülicher, Kleve (Ndrh)**

* 161 *



Unsere Leistungen - unsere Stärke!

Seit 8 Jahren zahlen wir annähernd gleich hohe **Rückvergütungen** in der Kraftfahrhaftpflicht- und Fahrzeugvollversicherung.

Für 1958 betragen die Rückvergütungssätze bei schadenfreiem Verlauf für

1 Jahr $33\frac{1}{3}\%$

2 Jahre $43\frac{1}{3}\%$

3 Jahre $53\frac{1}{3}\%$,

außerdem an satzungsmäßiger Beitragsrückgewähr

40 % in der Fahrzeugteil- und Gepäckversicherung

40 % in der Unfallversicherung

$33\frac{1}{3}\%$ in der Moped-Haftpflicht- und Fahrzeugteilversicherung.

In den hauptsächlichsten Arten der **Tier- Mitgliederversicherung** zahlen wir wiederum

20% satzungsmäßige Beitragsrückgewähr.

Beitragseinnahmen 1958: 21 Mill. DM.

Gesamtaufwand für gesetzl. Rückvergütung, Bonus und satzungsmäßige Beitragsersstattung für die Jahre 1951 bis 1958:

rd. 20 305 000, - DM



gegründet
1896

**Landwirtschaftlicher Versicherungsverein a.G.
Landwirtschaftlicher Tierversicherungsverein a.G.**

Verwaltungsgemeinschaft

Münster (Westfalen), Südstraße 19, Sammel-Fernruf 4 00 61

**Von Bauern gegründet · für Bauern tätig
durch Bauern kontrolliert**



gegründet
1926



BRINGEN höchsten GEWINN

● MIT KA-LINE HOHE LEGELEISTUNG

Ergebnisse der Praxis bewiesen, daß Ka-Line jährlich etwa 52 Eier mehr legen

● MIT KA-LINE GERINGE AUSFALLE

Bei einer Umfrage lagen die Verluste im Durchschnitt bis zur Legereife unter 4%

● MIT KA-LINE GROSSE EIER

Ka-Line legen große, bruchfeste Qualitätseier
Etwa 60 % der Eier sind S- u. A-Eier

Wenn Sie mehr wissen wollen, fordern Sie illustrierten Buntprospekt an.

Ka-Line-Küken liefert Ihnen:



MUSTERGEFLÜGELHOF

L. KATHMANN

Calveslage über Vechta (Oldb)

Telefon: Vechta 882

„Die Henne legt durch den Schnabel“

— deshalb beziehen auch Sie unser Spezial-Geflügelkraftfutter vom Landhandel und von den Genossenschaften. Es ist nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammengesetzt, in zahlreichen Versuchen getestet und hat sich in der Praxis bestens bewährt.

Spezial-Geflügelkraftfutterwerk

KATHMANN & SOHN

Calveslage über Vechta (Oldb)

Telefon: Vechta 881



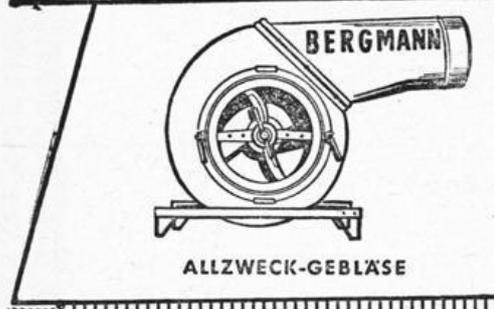
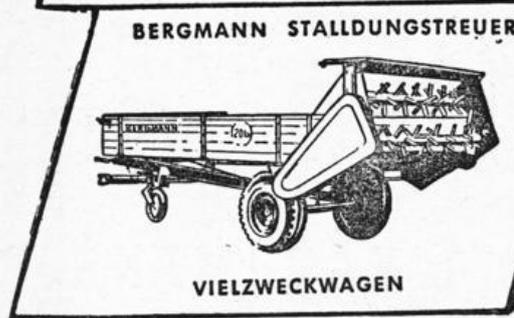
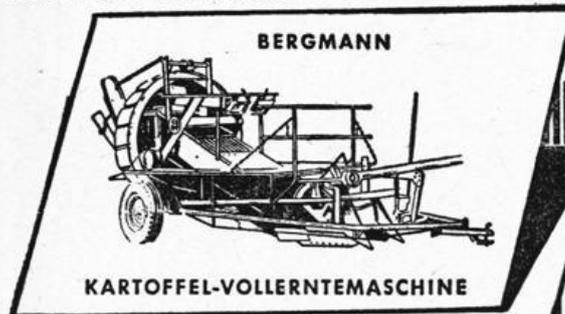
steht fest...

BERGMANN

Landmaschinen und Geräte

genießen grund ihrer bewährten u. besonders zweckmäßigen Konstruktionen seit jeher das Vertrauen der Landwirtschaft

Ausführliche Prospekte über unsere Geräte gratis



L. BERGMANN • Maschinenfabrik
GOLDENSTEDT/OLDB.



